







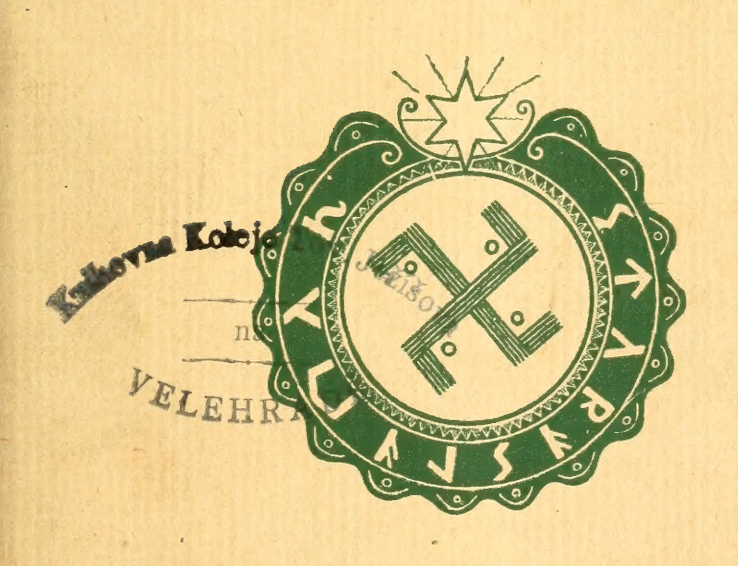


Heft 1. **II. Jahrgang.**

STAROSLOVAN

Vierteljahrsschrift zur Pflege der altslavischen Sprache, Geschichte und Kultur.

Beilage: 1/26. Bogen des Werkes „Slavische Runendenkmäler“.



KREMSIER 1914.

DRUCK UND VERLAG VON H. SLOVÁK IN KREMSIER.

In Kommission bei OSWALD WEIGEL, LEIPZIG, Königstr. 1.

Einzelheft: 3 K (2·50 M).

Inhalt des 1. Heftes.

Eine Rückschau zur altpreussischen Sprache . . . . Seite 1
Ortsgeschichtliche Etymologie:
I. Wien . . . . » 5
II. Orlice . . . . » 9
Über das „Fragmentum geographicum de terris Slavorum saeculi IX“ . . . . » 10
Slavische Geschichtsquellen:
I. Berichte muselmannischer Schriftsteller über die Slaven bis zum Ende des X. Jahrhundertes (Fortsetzung folgt) . . . . » 17
II. Nestor und die Walachen . . . . » 24
Geschriebene Gesetze der Altslaven . . . . » 26
Berühmte slavische Renegaten im Dienste der Türkei . . . » 29
Die Handschrift des hl. Hieronymus (Hiezu Tafel I als Beilage) . . . . » 34
Zwei „nichtexistierende“ slavische Dokumente:
I. Der Majestätsbrief Alexanders d. Gr. an die Slaven » 43
II. Das politische Testament Peters d. Gr. . . . . . . » 46
Schlussfolgerungen aus diesen beiden Dokumenten: Das Völker-Klimakterium und der Panslavismus . . » 50
Kulturbilder aus altslavischer Zeit:
I. Belege aus der Grünberger Handschrift (Fortsetzung folgt) . . . . » 53
Altslavische Schriftproben (Fortsetzung folgt) . . . . » 58
Sammelstelle für altslavisches Sprachgut . . . . » 63
Wissenschaftliches Allerlei: Der Ortsname »Seidenschwanz«. — Ergänzung zur Glosse »in zimis sviani« — Zweierlei Mass. — Archäologische Phantastereien. — Sensationelle Grabfunde in Südrussland. — Ein problematisches Denkmalobjekt. — Prof. Alex. Brückner und die Rhetra-Denkmäler . . . . » 68
Wissenschaftliche Fragen und Antworten. (Frage 1, 2 und 3) » 83
Bibliographie . . . . » 85
Beilage: 1/2 6. Bogen des Werkes: »Slavische Runendenkmäler« und Tafel II (»Slovakisches Runenalphabet«).

Mitteilungen der Redaktion. — Alle Zuschriften und Sendungen **literarischer** Natur sind an die **Redaktion »Staroslovan«, Kremsier** (Mähren) zu richten. — Honoraransprüche sind anläßlich der Einsendung des Manuskriptes zu erheben.

Für den Inhalt eines jeden veröffentlichten Artikels bleibt der Verfasser selbst verantwortlich.

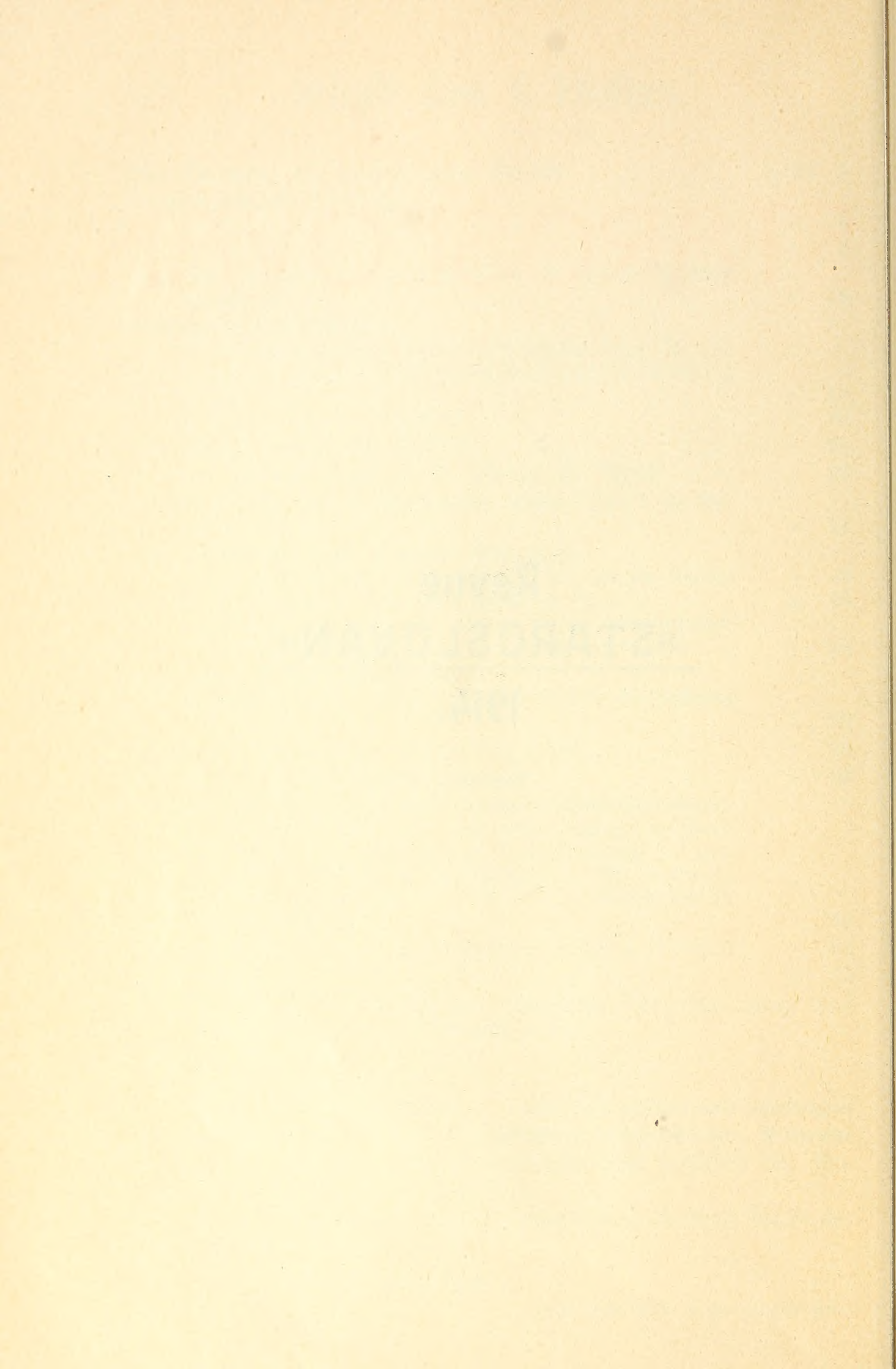
Heft 2 erscheint am 15. Juni.

(Siehe auch Seite 3 des Umschlages).

Revue

»STAROSLOVAN«

1914.



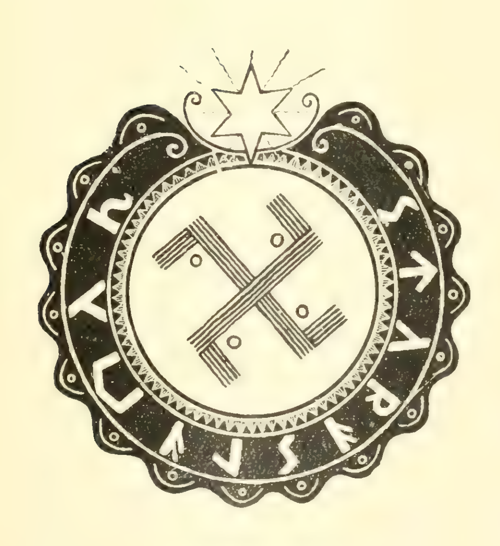
STAROSLOVAN

Vierteljahrsschrift zur Pflege der altslavischen Sprache, Geschichte und Kultur.



II. JAHRGANG

1914.



KREMSIER.

DRUCK UND VERLAG VON H. SLOVÁK IN KREMSIER.





Inhalt des II. Bandes.



Sprachwissenschaftlicher Teil:

Eine Rückschau zur altpreussischen Sprache 1

Ortsgeschichtliche Etymologie:

I. Wien 5

II. Orlice 9, 92

III. Prag 89

IV. Semmering 91

V. Berlin 177

VI. Phanagora 179

VII. Die »Teufelsmauer« in Deutschland 257

VIII. Die Ortsnamen mit der Vorsilbe »pre« . . . 261

Sammelstelle für altslavisches Sprachgut . 63, 159, 234, 301

Der Ortsname »Seidenschwanz« 68

Ergänzung zur Glosse »in zimis sviani« 70

Untersteiermark, die Urheimat der Gralsage 106

Die diplomatische Sprache Alt-Albaniens 151

Welche Begriffe gehören in ein Wörterbuch? 160

Einige Glossen zur Karte: Tafel II. 163

Zur Etymologie: Wien 238

Nachträge zum Artikel: »Untersteiermark, die Urheimat der Gralsage« 245

Die Magyarisierungsmethode der slavischen Ortsnamen . 312

Geschichtlicher Teil:

Geschriebene Gesetze der Altslaven 26

Ueber das »Fragmentum geographicum de terris Slavorum saeculi IX.« 10

Slavische Geschichtsquellen:

I. Berichte muselmannischer Schriftsteller über die Slaven bis zum Ende des X. Jahrh. . 17, 98, 181, 264

II. Nestor und die Walachen 24

Berühmte slavische Renegaten im Dienste der Türkei . . 29

Wer erbaute die Wallburgen in Böhmen 189

Türkische Originalurkunden in slavischer Sprache . . . 194
Das Klara-Kloster zu Ribnitz in Mecklenburg 248
Der böhmische Adel vor dem Jahre 1620 316

Kulturgeschichtlicher Teil:

Die Handschrift des hl. Hieronymus 34
Zwei »nichtexistierende« slavische Dokumente:
I. Der Majestätsbrief Alexanders d. Gr. an die Slaven 43
II. Das politische Testament Peters d. Gr. . . . 46
Schlussfolgerungen aus diesen beiden Dokumenten. (Das Völker-Klimakterium und der Panslavismus.) . . . 50
Kulturbilder aus altslavischer Zeit:
I. Belege aus der Grünberger Handschrift . . 53, 128
II. Belege aus der Königinhofer Handschrift . . 279
Altslavische Schriftproben:
I. Ein altrussischer Stammbuchvers 59
II. Eine Grabinschrift bei Cattaro 59
III. Inschrift auf der Basiliuskirche in Vladimir . . 60
IV. Inschriften auf der Burg Zvikov 61
V. Die Münzbrosche von Mainz 63
VI. Der Krönungsbeutel des Königs Stephan I. . . 155
VII. Das altslavische Muttergottesbild in Donauwörth 157
VIII. Der Denkstein an die Vermessung der Meerenge von Kerč im Jahre 1069 231
IX. Schriftzeichen auf der Marienkirche in Trebič . 232
X. Ein Marmor-Palimpsest in Südrussland . . . 299
Ueber altslavische Handschriftenschätze 101
Die Königinhofer Handschrift ist zweifellos echt . . . 138
Ueber Grenzbegehungen 163
Ergänzung zu »Sensationelle Grabfunde in Russland« . . 166
Reflexe der altsibirischen Kultur 166
Ueber die Palimpsestphotographie 171
Die Urform der »Lenore«-Sage 199
Die Grünberger Handschrift ist zweifellos echt . . . 207
Schlusswort zur Rehabilitation der Grünberger wie Königinhofer Handschrift 223
»Verlassen, verlassen bin i« 238
Die Schicksale slavischer Altertümer 239
Ein altslavischer Grabfund in Bayern 241
Hat der »Barbar« Attila Münzen geprägt? 242
Das »heilige Feuer« bei den Südslaven 243

Zur Sitte des Bartflechtens 246
Das alte Bardentum bei den Polen und Ruthenen . . . 273
Ein altböhmisches Minnelied 288
Nochmals: »Hat der »Barbar« Attila Münzen geprägt?« . 304
»V. Hanka fecit«. (Beitrag zur neuen Lesung des Kryptogramms in der Handschrift von Grünberg.) 310

Wissenschaftliche Fragen und Antworten:

Frage 1. — Griechen bei Vineta 83
« 2. — »Vjorst« 84
« 3. — Alter der deutschen Umgangssprache . . 84
« 4. — Vergessene Inschriftsteine in Mähren . . 173
« 5. — Wo liegt »Sibilje«? 174
« 6. — »Prašná brána« 251
« 7. — Offizielle Richtigstellung der Ortsnamen . 252
« 8. — Slavische Aera 317

Bibliographischer Teil:

Bibliographie 85, 174, 254, 317

Redaktioneller Teil:

Ergänzungen und Berichtigungen 176
Epilog 321

Verzeichnis der Textillustrationen.

Ein altrussischer Stammbuchvers 59
Eine Grabinschrift bei Cattaro 60
Inschrift auf der Basiliuskirche in Vladimir 61
Inschriften auf der Burg Zvikov 62
Die Münzbrosche von Mainz 63
Faksimile einer Urkunde »Skanderbergs« a. d. J. 1459 . 154
Der Krönungsbeutel des Königs Stephan I. 156
Das altslavische Muttergottesbild in Donauwörth . . . 158
Faksimile einer Urkunde der Sultanin Mara a. d. J. 1470 199
Das vermeintliche Kryptogramm »V. Hanka fecit« . . . 214
Die Inschrift auf dem Denksteine von Kerč a. d. J. 1069 . 231
Schriftzeichen auf der Marienkirche in Trebič 233
Andreas Ravbar (Rauber) 247

Sonderbeilagen.

Tafel I. — Die Handschrift des hl. Hieronymus. (Faksimile der 4. Seite des Innsbrucker Fragmentes.)
» II. — Orientierungskarte zum Artikel »Untersteiermark, die Urheimat der Gralsage«.
» III. — Eine altböhmische Handschrift. (Faksimile der »Milostná píseň«.)
» IV. — Eine altböhmische Handschrift. (Faksimile des Gedichtes »Jelen«.)
» V. — Die Handschrift von Grünberg. (Faksimile der 4. S.)
» VI.a) — Neuzeitliche Stickereien, Anhängsel und Schnallen slovakischer Provenienz.
» VI.b) — Prähistorische Urnenornamente u. Bronzegegenstände.

Berichtigungen.

Ausser den auf Seite 176 ersichtlichen »Berichtigungen« ist noch zu beachten:

Seite 84 bei Frage 3. — Die russische »verstá« hat **1·06** km, nicht 0·937 km; letztere Zahl zeigt das Verhältnis des Kilometers zur »verstá« an.

Seite 203, 12. Zeile v. u. lies »**Hahn**« statt »Hafer«.



STAROSLOVAN

Heft 1.	Kremsier, am 15. März 1914.	II. Jahrgang.

M. Žunkovič:

Eine Rückschau zur altpreussischen Sprache.

Alle Chronisten, die über das Volk und die Sprache der Altpreussen berichten, setzen die Existenz derselben schon weit in vorchristlicher Zeit an, „da jene Wenden das Land innegehabt, die sich der wendischen oder slavonischen Sprache bedient haben.“ — Dieses Volk und diese Sprache genossen auch eine relative Ruhe bis zum Auftreten des deutschen Ritterordens, dem der polnische Fürst Konrad, Herzog von Masovien, i. J. 1230 die Christianisierung der Preussen übertrug, da er sich selbst hiezu zu ohnmächtig fühlte. Zu Beginn des XIV. Jahrhundertes war nun schon das ganze Land christianisiert, aber zugleich auch vom genannten Orden, der gleich anfangs gegen die slavische Sprache der Einwohner in barbarischester Weise zu wüten begonnen, erobert. Der Grossmeister Siegfried von Feuchtwangen gab schon im Jahre 1307 Landesgesetze aus, worin z. B. der Punkt 3 lautet: „Wer preussisch Gesinde hält, soll verpflichtet sein, dass er sein Gesinde dazu verhalte, dass ein jeglicher alle Sonntage seine Beichte soll dem Priester tun und sollen zu der Kirchen gehen, und sollen mit niemandem die preussische Sprache reden bei Strafe drei guter Mark.“ — Der Punkt 6 fügt überdies noch bei, da letzteres jedenfalls unhaltbare Verhältnisse schuf: „So ein Dienstbote seiner Herrschaft entliefe, so mag man demselben nachreisen und ihn mit einem Ohr annageln, wo er ihn überkommt.“ — An Toleranz und Humanität liess daher dieser deutsch-christliche Orden auch sehr viel zu wünschen übrig.

Die Härte, mit der gegen die slavische Sprache vorgegangen wurde, brachte es nun mit sich, dass dieselbe auch ungewöhnlich rasch verfallen und absterben musste. Hartknoch erzählt („Altes und Neues Preussen.“ — Frankfurt, 1684) als besondere Kuriosität, dass sich um das Jahr 1660 noch ein Mann gefunden, der behauptete, er könne noch in zwei Dialekten der altpreussischen Sprache sprechen.

Wie dies möglich war, erweist die weitere sprachgeschichtliche Darlegung.

Diese unbedachte Hast, mit der die christlichen Missionäre der altpreussischen Sprache den Garaus machen wollten, zeitigte nämlich zwei sehr bedenkliche Nachteile. Vor allem bildete sich dadurch eine derart korrumpierte Sprache, dass es bald schwer zu erkennen war, ob jemand noch preussisch oder aber schon deutsch spreche, denn dass das Volk gleich in den Geist der neuen Sprache eingedrungen wäre, war selbstredend nicht zu erwarten. — Der zweite Nachteil, der der Christianisierungsarbeit eigentlich direkt entgegenarbeitete und die Liebe zum deutschen Orden ins Gegenteil verwandelte, war aber, dass das Volk die Priester nicht verstand, daher die Segnungen der neuen Religion überhaupt nicht geistig aufnehmen konnte. Man sah nun ein, dass der eigentliche Zweck mit dem überstürzten Ausmärzen der Volkssprache unmöglich erreicht werden könne. Man griff nun zu einem Volksverdummungsmittel, wie dies ja auch heute analog in den Germanisierungsschulen in slavischen Ländern noch immer der Fall ist, und dies auch der Chronist Osiander folgend schildert: „Der Prediger trug auf der Kanzel etliche Zeilen deutsch vor; der Schulze oder sonst jemand, der beider Sprachen schon kundig gewesen, verdolmetschte („vertolkte") dies nun dem Volke in preussischer Sprache." — Diesem Bedürfnisse ist es auch zuzuschreiben, dass sich in den preussischen Kirchen noch heute oft zwei Kanzeln vorfinden.

Das Resultat dieser unvernünftigen Lehrmethode zeitigte nun naturgemäss eine barbarisch verballhornte Sprache, was wir eben heute in den Volksschulen auf slavischem Gebiete, wo Zwangsgermanisierungen geübt werden, gleichfalls leicht feststellen können: die slavische Sprache wurde verdorben, die deutsche nicht erlernt, die Liebe zur Heimat und zur Muttersprache aber vergiftet. Bei den Preussen ging demnach, wie begreiflich, auch der religiöserziehliche Zweck des deutschen Ordens nicht nach Wunsch vorwärts, da die Germanisierung dabei eben die Hauptsache war.

So kam es auch, dass der Hochmeister Herzog Albert von Preussen im Jahre 1525 seine Würde niederlegte und selbst zur reformierten Kirche übertrat. Da er aber erkannte, es sei höchst unklug bei diesem sprachlichen Kauderwälsch dem evangelischen Glauben rasch einen günstigen Boden zu bereiten, liess er einen Katechismus in der preussischen Volkssprache verfassen und im Jahre 1545 (in Königsberg) drucken, in welchem es in der Vorrede

ausdrücklich heisst: „damit die Pfarrherrn und Seelsorger auf dem Lande denselbigen alle Sonntage von der Kanzel von Wort zu Wort ohne Tolcken (Dolmetsch) selbst ablesen und dem unteutschen preussischen Volke in derselbigen Sprache mit Fleiss fürsprechen sollten, dass also die Pfarrer selbst mögen beide, Junge und Alte, im Gebet und anderen Stücken den Katechismus zu gelegener Zeit, wie es die Kirchenordnung und der Befehl mitbringt, verhören und können also auch in Krankheiten hiemit den Leuten in diesem Stücke tröstlich sein." —

Der vorausgegangene taktische Germanisierungsfehler hatte aber noch einen weiteren Nachteil im Gefolge.

Die gangbar gewordene Volkssprache war nun gebietsweise ungleich verdorben u. zw. in einer Gegend mehr, in der anderen weniger. Die verschiedene Wirkung dieser Sprachtyrannei zeitigte neue Dialektbildungen; der geschaffene slavische Katechismus wurde daher auch nicht überall verstanden. Herzog Albrecht sah sich nun gezwungen den Katechismus noch in einem anderen Dialekte auszugeben, damit der angestrebte religiös-erziehliche Zweck erreicht werde.

Um nun an einem konkreten Beispiele darzulegen, wie diese neue Volks- und Kirchensprache aussah, wird nachstehend je ein Satz aus dem Kapitel „Von der Taufe" der beiden Katechismusausgaben in der Original-Orthographie wiedergegeben.

Erste Ausgabe. — *„Nuson Rekis Christus bela prey svvanians maldaisins: Jeithy en vvyssan svvetan, mukinaity vvyssans poganans, bha Cryxtity dins en emmen Thavvas, bha Sunos, bha svvinte Naseilis, kas drovve bha crixtixs vvirst, stas vvirst deivvuts, kas aber ne druvve, stas vvirst proklautitz."*

Zweite Ausgabe. — *„Nouson rykies Jsus Christus byla preysvvaiens maldaysins: Jeiti en vvissan svvytan, mukyneyti vvyssens poganens, bhae Crixtidi diens en emmen Thavvas, bhae sounons, bhae svvintas naseylis, kas druvve bhae crixteits vvirst, stes vvirst deyvvuts: kas ni druvve, vvirst preklantits."* —

Verdeutschung: „Unser Herr (Jesus) Christus hat gesagt zu seinen Jüngern: Gehet in alle Welt, lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des hl. Geistes. Wer glaubt und getauft wird, der wird selig sein; wer (aber) nicht glaubt, der wird sein verflucht." —

Diese Beispiele geben aber zugleich ein überaus lehrreiches Paradigma für den natürlichen Übergang einer Sprache in die andere,

oder für die Sprachsezessionen. Stellen sich einmal aus einem bestimmten Grunde belebende Einflüsse einer fremden Sprache in die eigene, so erwacht vorerst das Gefühl für die Äusserlichkeiten der neuen Sprache, und namentlich für die Auslaute; dann beginnt die rohe Anpassung an die Konjugation wie Deklination; die Partikel bleiben meist unbeachtet und bilden gewöhnlich ein im Zusammenhange der Rede sich *ad hoc* ergebendes Füllsel; die wesentlichsten Unterschiede in den verwandten Sprachen bilden daher die wertlosesten Begriffe: die Partikel. Die Stammsilben der fünf wandlungsfähigen Redeteile bleiben aber nahezu grundsätzlich intakt oder werden gerade deshalb nur wenig korrumpiert, weil sie ohnehin jedem Sprachgute eigentümlich sind. Für den Artikel selbst haben aber die slavischen Sprachen ohnehin kein Bedürfnis, daher auch im allgemeinen keine Aufnahmsfähigkeit.

Hiefür mögen folgende Beispiele aus jenem Katechismus Zeugnis geben, die doch jeder Slave noch sofort als seinen Ursprachschatz erkennt, möge er mündlich oder schriftlich noch so entstellt sein: semmie (= zemlja, Erde), swinta (= svet, heilig), swentits (= svečen, geheiligt), swita (= svet, Welt), switan (= svitanje, Morgendämmerung), mesta (= mesto, Stadt), ludio (= ljudi, Leute), sneko (= sneg, Schnee), wabelko (= jabelko, Apfel), tways (= tvoj, dein), days (= daješ, du gibst), wedeys (= vedeš, du führst), preklantits, proklautitz (= preklet, proklet, verflucht), en moyen kräuwiey (= v moji krví, in meinem Blute), deinina (= deně, täglich), kellevesse periothe (= kolovoz pridjot, der Wagenlenker kommt), begaythe pekelle (= begajte v pekel, rennet in die Hölle) usw.

Diese Lehre und philologische Beobachtung beim künstlich geschaffenen Übergange einer Sprache in eine andere kann aber zugleich als Anhaltspunkt dazu dienen, dass die Verhältnisse bei der langsamen Diffusion im grossen auch die gleichen sind, ein sprechendes Beispiel dafür, wie die menschliche Grund- oder Ursprache mit der Zeit auch ohne Gewalt zu den vielen Sprachen oder richtiger Sprachabarten führen konnte; der Stamm blieb in den meisten Fällen intakt, aber die grammatischen Formen gaben dem Gesamtbilde hunderte von Varianten und entstellten, wenn auch nur äusserlich, die Urformen.[1]

[1] Wir beachten meist auch die Gleichklänge der Wurzel- und Stammbegriffe viel zu wenig; geht man aber der Sache nach, so ergeben sich überraschende Resultate. So machte z. B. schon Balbinus (geb. 1621) aufmerksam, dass der lateinische Satz: »Ego habeo unum hortum, in illo sunt sex turres et muri cum fenestris; in palatio stat una persona cum longo naso, et est contecta cum rosis«, im Deutschen nahezu gleichlautet: »Ich habe einen Garten, in ihm sind sechs

Es wäre daher nach allem weit klüger, wenn dies nicht an sich schon eine törichte Utopie wäre, die Ursprache für den Weltverkehr rückzukonstruieren, als umgekehrt noch eine weitere neue Sprache à la Esperanto, Ito u. drgl. zu kombinieren, die ohnehin schon in sich den Todeskeim tragen, weil sie schliesslich doch wieder durch Verbesserungen wie genetische Unnatürlichkeit verfallen müssen, denn die Sprache ist, — und darin liegt hiebei der prinzipielle Irrtum —, doch kein künstlicher Kadaver, sondern ein mit der Menschheit pulsierender, lebender Organismus. — Die Schicksale der altpreussischen Sprache zeigen aber auch nur an, dass man eine Sprache durch politische oder rohe Gewalt wohl äusserlich zerrütten, aber von der Wurzel aus trotzdem nicht vernichten kann, da der natürliche Grundbau ewig derselbe bleibt.

Ortsgeschichtliche Etymologie.

I. Wien.

Der Etymologie des Namens „Wien" ist schon viel Geist und Arbeit gewidmet worden, jedoch bisher noch niemals mit einem überzeugenden Erfolge. Immerhin muss man aber zugeben, dass namentlich die neueren Versuche schon einen fühlenden Fortschritt aufweisen, da sie sich von dem Bleigewichte des deutschnationalen Chauvinismus wie der uferlosen Keltomanie in der Forschung bereits leidlich befreit haben. Es sind dies die Arbeiten des Th. von Grienberger „Vindobona, Wienne" (ausgegeben von der Akademie der Wissenschaften in Wien) und jene des Wiener Altertumsvereines „Die Namen Wiens" (1912); namentlich sind die Schlussfolgerungen der letztgenannten Arbeit bereits beachtenswert.

Der anonyme Verfasser, der wohl hiemit den persönlichen Insulten einer gewissen Kritik ausweichen wollte, hat zwar sichtlich wenig Einblick in die sprachlichen Elemente oder gar in die Lautgesetze der slavischen Sprachen, aber das öffentliche Heranziehen des slavischen Sprachschatzes in die Beweisführung ist immerhin ein erfreuliches Symptom dafür, dass auch in der deutschen Forschung die Morgenröte der Wahrheit aufzusteigen beginnt, denn die

Türme und Mauern mit Fenstern; im Palaste steht eine Person mit langer Nase, und ist bedeckt mit Rosen«. — Dasselbe Resultat gibt z. B. ein Vergleich der Stellen aus dem Nibelungenliede mit dem Slovenischen. »Groze arebeit« heisst hier: grozna rabota; »daz sibende jar« = sedmo jaro; »alte maeren« = (stari) marni, »heleden« = čeledin« u. s. w. —

Gewalt der Verhältnisse hat wohl überzeugend dargetan, dass schon die Klärung des Namens „Wien“ allein ohne Beachtung der slavischen Sprachelemente ewig eine Sisyphusarbeit bleiben muss. —

Wir wollen nachstehend dem gleichen Thema nahetreten. — Der älteste urkundlich beglaubigte Name für „Wien“ lautet „Vindobona“, denn alle übrigen Namensformen wie: Vindomina, Vindomana, Juliobona sind wohl als Namenstypen, hervorgegangen aus fehlerhaften Lesungen oder irrigen Transkriptionen, anzusehen.

Zu untersuchen ist nun, weshalb die Römer für die Stadt den Namen „Vindobona“, die Deutschen „Wien“, die Romanen „Vienna“ und „Vienne“, die Russen „Vjena“, die Böhmen „Vídeň“, die Kroaten „Beč“, die Magyaren „Bécs“, die Slovenen „Dunaj“ wählten.

Im allgemeinen prävaliert sonach das Grundwort „Wien“. — „Vin“ bedeutet in der altslavischen Sprache: die Grenze. — Dass die Slaven in der Urzeit dieses Gebiet bewohnten, geht sowohl aus der Etymologie sonstiger Ortsnamen dieses Gebietes wie auch aus den alten Geschichtsquellen hervor, denn in allen alten Urbarien kehren immer wieder slavische Begriffe ein, wenn man sonst keine prägnanteren Ausdrücke zur Verfügung hatte. Diese alten Namensformen erscheinen auch in ihrer slavischen Form noch weniger verunglimpft als später. In der Vorrede der Übersetzung von Durandos *„Rationale divinorum officiorum“*, welche Herzog Albrecht mit dem Zopfe im Jahre 1384 anfertigen liess und in der Hofbibliothek unter Nr. 2765 und 3045 noch verwahrt wird, heisst es sogar noch ausdrücklich: „zu dem drittenmahl wird die Messe begangen in windischer Sprach durch Sache der Braittunge und Gemaihait, wan kain ainige Sprach an ir selber ist, so weit geteilet, als die man windische nennet . . .“ [1]

„Vienna, Vienne, Vjena“ sind natürlich auch desselben Stammes wie gleicher Bedeutung, denn die slavischen Begriffe „vjenec, vienac“ (Kranz) deuten im Slavischen immer etwas konkret umgrenztes an, u. zw. in derselben Weise wie auch „Kranz“ aus „gran, granica“ (Grenze, früher „Gränze“ geschrieben) hervorgegangen ist, es sich daher hier auf jeden Fall um eine Grenzrelation handelt.

[1] Als ich in meinem Werke »Die Slaven, ein Urvolk Europas« (Kremsier, 6. Auflage, 1911) diese Beweisquelle anführte, fielen sofort einige an Heliotropismus leidende »Slavisten« über mich her, und versuchten durch alle erdenklichen Winkelzüge diese Quelle zu entwerten. Diese Aktion ad majorem Germaniae gloriam hatte aber selbst bei den Deutschen keinen sichtlichen Effekt, denn höchstwahrscheinlich wollte auch Herzog Albrecht hiemit auch nicht weiter gehen, als es die damalige sprachliche Situation in Niederösterreich für die Festigung des Glaubens erheischte.

Weshalb die Römer „—bona“ zufügten, ist schwer darzulegen; aber Grienberger fand hiefür das „urkeltische“ Wort „bona“ für Schlachtplatz, und wäre demnach der Name „Vindobona“ nur die Zusammenfügung zweier schon damals unverstandener slavischen Begriffe, von denen der zweite möglicherweise nur eine Entstellung des slavischen „von, van“, d. i. Grenze, Wand sein kann.

Wer die nahezu ausschliesslich verteidigungstechnische Grundlage der allgemeinen Ortsnamenbildung kennt, wird dieser Etymologie nicht unschwer beipflichten, die somit besagt: der befestigte Ort, der Verteidigungsplatz an der Grenze. — Dass aber in diesem Gebiete eine Sicherung gegen feindliche Beunruhigungen vorbereitet sein musste, geht schon aus den Terrainverhältnissen zwingend hervor. Die Donau bildete doch hier noch bis in die jüngste Zeit eine Menge von Inseln und Auen. Einen Uferwechsel an einem so grossen Strome nimmt man aber nicht dort vor, wo er seine Wassermassen vereinigt führt, sondern wo sie geteilt sind, da dies den Brückenschlag wie die Überschiffung erleichtert. Haben doch alle Feldherrn seit jeher grössere Wasserbarrieren dort zur Passage gewählt, wo die Wassermengen etappenweise zu bewältigen sind, also Stellen mit Inselbildungen. Wer sich demnach hier vor feindlichen Überraschungen schützen wollte, musste an dieser Stelle das Ufer beobachten und auch stets zur Abwehr vorbereitet sein. Einen sicheren Beweis hiefür haben wir unbedingt in der Tatsache, dass es hier am rechten Donauufer einen vorbereiteten Verteidigungsplatz gegeben haben muss, der „Tabor“ hiess, und diese slavische Bezeichnung für einen technisch hergerichteten Punkt hat sich eben bis heute in der Lokalität „Am Tabor“ in Wien noch erhalten. „Vindobona“ ist daher augenscheinlich nur eine latinisierte Namensform.

Die böhmische Bezeichnung „Vídeň“ (poln. „Wiedeń“) ist hingegen die abgeschliffene Form vom slavischen Begriffe „videm“. Darunter ist jener Punkt in einem Orte zu verstehen, der Gemeindegut geblieben ist, weil er, als Zufluchtsstätte bei feindlicher Gefahr bestimmt, zugleich auch dementsprechend technisch hergerichtet war. Diese Stelle war aber fast ausnahmslos dort, wo sich das Gotteshaus befand, das doch vordem immer mit Umfassungsmauern versehen war, weil dort auch der Leiter der Verteidigung, welcher einst noch oft mit dem Seelsorger identisch war, wohnte. Führten doch früher die Bischöfe, Äbte und Pfarrherren selbst die Verteidigung; nicht selten unternahmen sie auch offensive kriegerische Expeditionen.

Heute bezeichnet „videm“ auf Grund der militärisch-sozialen Wandlungen im Slavischen (aber auch in Tirol und Bayern) den

Pfarrgrund, und da der Begriff „Pfarre“ wieder aus „var“ (= Sicherung) hervorgegangen ist, kann jene Etymologie ernstlich kaum bezweifelt werden. — In Steiermark gibt es allein über 50 noch aus dem Mittelalter bekannte „Videm, Widem, Widen“ und etwa 20 als „Wieden“ bezeichnete Plätze, die alle einen Alarmplatz für die Bevölkerung eines bestimmten Gebietes hatten und eben diesen so benannten.

Die Namensform „Víděň“ ist also schon nicht mehr die primäre, denn sprachlich-genetisch müsste sie noch immer „Videm“ lauten. Man sieht diese Formwandlung den steirischen Namen auch noch genau an, denn die meisten heute als „Wieden“ geschriebenen Namen kommen in den Urkunden des Mittelalters noch immer als „Widem, Widm“ verzeichnet vor. Dass sie zu dem genannten gemeinnützigen Zwecke „gewidmet“ wurden, ist ja nicht zu bestreiten, doch verwandelte sich das ursprüngliche konkrete „vidum“ später zu der abstrakten „Widmung“.

Der Name „Wieden“, der sich im Namen des IV. Bezirkes bis heute erhalten hat, darf daher mit „Wien“ nicht identifiziert werden, denn das erste ist ein Lokalitäts-, das zweite ein Gebietsname.

Eine analoge Genesis hat der Name „Beč“ bezw. „Bécs“, doch scheint die Schreibweise „Peč“ etymologisch die richtigere zu sein. Slavisch bedeutet „peč, peča“ = die Bewachung, die Sorgfalt; „pečati“ = sich um etwas kümmern; „izbečati“ (im Kroatischen) = beobachten. Die indische Mythologie kennt auch den „Peč“ (= Wächter), der das Lager des Živa bewacht. So wurde wohl ein weiterer Punkt entlang der Donau, der eine bestimmte Strecke zu beobachten und zu sichern hatte, benannt. Es müssen sonach längs des rechten Donauufers mehrere Wacht- und Verteidigungsplätze bestanden haben, die, wie auch heute bei jeder Festung, ihrer Lage, ihrer Stärke sowie ihrem besonderen Zwecke nach verschieden bezeichnet wurden. Die Etymologie selbst birgt aber schon auch zugleich deren Ursprungsbestimmung, denn „Videm“ bezw. „Víděň“ und „Beč“ waren vor allem Wachtpunkte; „Tabor“ hingegen war augenscheinlich der Kernpunkt der Verteidigung. Dass es Wachtpunkte in der Ebene längs der Donau gegeben haben muss, kann man auch daraus schliessen, dass eine Höhe für weiteren Ausblick auch den militär-technischen Namen „Hohe Warte“ noch heute führt („var“ = Sicherung). „Wien“ bezw. „Vin“ gebrauchte man aber hingegen nur für die Kennzeichnung der Grenzgegend im allgemeinen. Eine volkreiche Stadt kann Wien daher damals nicht gewesen sein.

Im verwandten Sinne ist auch das slovenische „Dunaj“ aufzufassen. Hiemit ist auch nur das Ufergebiet der Donau gemeint, denn der Slovene sagt dementsprechend auch nie, dass er „**v** Dunaju“ (**in** Wien), sondern „**na** Dunaju“ (**auf** Wien) ist. „Dun“ hat die ungefähre Bedeutung von Grenzgebiet; im Keltischen ist „dun“ Berg, Ufer; vergleiche auch das deutsche „Düne“.

Hiemit sind alle hier in Betracht kommenden Namen auf slavischer Sprachbasis natürlich erklärt. Wer jedoch die Kelten als erste Ansiedler dieses Gebietes, daher auch als Geber dieser topischen Namen unbedingt haben will, und dieses rätselhafte Volk allen übrigen vorzieht, dem kann diese Konzession ohneweiters gemacht werden, denn schliesslich ist Keltisch auch nur ein Slavisch, und ebenso Deutsch nur ein Slavisch, sobald man bis zur fühlbaren Sprachsezession zurückgeht. Wem aber auch dieses nicht zuspricht, der sage sich, es sind hier ursprachliche Begriffe zu topischen Benennungen verwertet worden, denn auch dieser hat im grossen recht, wenn er sich einmal geistig spekulativ in jene Höhe erhebt, die den monistischen Ausgang aller Sprachen erfasst. — So weit wir aber die Sprache des Bodens noch verstehen und diese ethnographisch spezialisieren wollen, kann uns heute wohl nur mehr das Slavische zu einem natürlich überzeugenden Resultate führen.

M. Žunkovič.

*

II. Orlice.

Wer hat den Flussläufen der „Stillen“ und „Wilden Adler“ („Tichá“ a „Divoká Orlice“) den Namen verliehen? — War es der Adler (slav. orel), der massgebend war? — Nein!

„Bor“ und „vor“ sind verwandte altslavische Begriffe und bezeichneten einst, wie zum Teile noch heute, verteidigungsfähige Höhen und Höhenzüge. An diesen Stamm klingen unzählige topische Namen in Europa an, wie: Borau, Borba, Borek, Borje, Borki, Borova, Borovje, Borów, Boryslav, Vorotin, Voronež, Vorau (1163 Vorowe, 1249 Vorov), Woorburg, Worbes, Wors, Worms, Wörlitz, Přibor, Přivor, Zavoř u. a. Demnach benannte man Flüsse, die bei derartigen Höhen oder Gebirgszügen vorbeiflossen, also eine Art Grenzzone in einem Verteidigungsgebiete bildeten, auch als: Vorlice, Vorlička, Woren, Worla, Worm u. ä.

Mit der Zeit schliff sich jedoch der anläutende Konsonant ab, namentlich unter der Suggestion, dass hier der Begriff „orel“ namengebend war, daher „Vorlice“ in „Orlice“, „Vorlik“ in „Orlik“ überging.

Das Adlergebirge (Erlitzer Geb., Orlické hory) nannte man früher „Vorlické hory“ und in den ältesten Zeiten wahrscheinlich nur „Vorly“. Dass sich hier, namentlich an den Pässen, gewisse Sicherungsvorsorgen seit jeher befanden, ist naheliegend, denn das Gebirge bildet doch auch zum Teile die österreichisch-preussische Grenze. Von diesem erhielten nun die beiden genannten Flüsse ihren Namen, da sie auch daselbst entspringen. Die Deutschen nannten sie früher „Erlitz“; als aber die Slaven zu „Orlice“ übergingen, formten die Deutschen, analog der vermeintlichen Etymologie von „orel“, auch den Namen in „Adler“ um.

Die „Stille Adler“ hiess ursprünglich „Bílá Orlice“, also die grosse — nicht die weisse — Adler, zum Unterschiede von der kleinen, der „Wilden Adler“. — Aber auch „Divoká Orlice“ wurde im Deutschen nur fälschlich zur „wilden“ Adler, denn das Grundwort ist nicht „divý“ (= wild), sondern „div, dívati“ (= Beobachtung, spähen). Der Flusslauf bildete eben einmal eine Grenze, die wichtige Beobachtungspunkte hatte, denn ihr Weg ist zum Teile von hohen Bergzügen, namentlich dort, wo sie noch heute die Grenze bildet, begleitet. Tatsächlich heisst eine Höhe an der Wilden Adler auch „Diviny“ (unweit der Burgruine Pottenstein); unsere Etymologie ist daher durchaus kein Phantasiegebilde. —

Fr. Egerle.

Dr. Fr. Přikryl.

Über das »Fragmentum geographicum de terris Slavorum saeculi IX«.

In München wird (unter Nr. 560) ein Handschriften-Fragment aus 140 Pergamentblättern verwahrt, das Hormayer auffand und im Jahre 1820 im „Archiv für österr. Geschichte“ veröffentlichte. Palacký begab sich eigens nach München und fand es als eine Abschrift einer älteren Vorlage; im Jahre 1836 wurde es in den *Codex diplom. Moraviae* aufgenommen.

Der Verfasser des Fragmentinhaltes lebte um das Jahr 866—890 als Mönch im Kloster des hl. Emeran in Regensburg, was aus bestimmten Daten geschlossen werden kann. Das Material hiezu dürfte er von slavischen Kaufleuten und deutschen Missionären erhalten haben, falls er nicht selbst ältere Quellen kopierte.

Für uns sind vor allem die Seiten 148—149 der Handschrift von grosser Wichtigkeit, denn dort werden ausschliesslich slavische

Gebiete nebst zahlenmässiger Anführung der befestigten Städte und Gaue genannt. Es folgen da 58 ethnographische Namen, anfangend in Holstein und weiterziehend längs des Stromgebietes der Elbe über Böhmen, Mähren und Ungarn zur Balkanhalbinsel (Nr. 1—13); von Nr. 14—35 geht die Reise vom Schwarzen Meere zum Ladoga-See, dem Finischen Meerbusen und überhaupt zum Baltischen Meere; von Nr. 36—58 südwestlich über Litauen und Polen, bei Golzen, südlich von Berlin endigend. Die geographische Spannung ist daher eine sehr grosse, und zur Orientierung beim Lesen des Inhaltes die Benützung einer guten Karte von Europa unerlässlich. Viele der angeführten Namen sind zwar stark verstümmelt wiedergegeben, doch lassen sich die Originalformen durch den Vergleich mit anderen Quellen zumeist leicht erkennen.

Der lateinische Text lautet:

„Descriptio civitatum et regionum ad septemtrionalem plagam Danubii. Isti sunt, qui propinquiores resident finibus Danaorum, quos vocant Norabtrezi, ubi regio, in qua sunt civitates LIII o per duces suos partiae. Vuilci, in qua civitates XCV et regiones IV. Linaa est populus, qui habet civitates VII; prope illis resident, quos vocant Bethenici et Smeldingon et Morizani, qui habent civitates XI. Iuxta illos sunt, qui vocantur Heh'eldi, qui habent civitates VIII. Iuxta illos est regio, quae vocatyr Surbi, in qua regione plures sunt, quae habent civitates L. Iuxta illos sunt, quos vocant Talaminzi, qui habent civitates XIV. Beheimare, in qua sunt civitates XV. Marharii habent civitates XI. Vulgarii regio est inmensa et populus multus habent civitates V, eo quod multitudo magna eis sit et non sit eis opus civitates habere. —

Est populus, quem vocant Marehanos, ipsi havent civitates XXX. Istae sunt regiones, quae terminant in finibus nostris.

Isti sunt, qui juxta istorum fines resident: Osterabtrezi, in qua civitates plusquam C sunt. Miloxi, in qua civitates CXVII. Phesnuzi habent civitates CXX. Thaelesi plusquam CC urbes habent. Glopeani, in qua civitates CCCC, aut eo amplius. — Zuireani habent civitates CCCXXV. Busani habent civitates CCXXXI. Sitici, regio inmensa populis et urbibus munitissimus. Stadici, in qua civitates DXVI populusque infinitus. Sebbirozi habent civitates XC. Vulizi, populus multus, civitates CCCXVIII. Nerivani habent civitates LXXVIII. Attorozi habent CXVIII, populus ferocissimus. Eptaradici habent civitates CCLXIII. Vuillerzoi habent civitates CLXXX. Zabrozi habent civitates CCXII. Zretalici habent civitates LXXIII. Aturezani habent civitates CIV. Chozirozi habent civitates CCL. Leudizi habent civitates XLVIII. Thafnezi habent civitates CCLVII. — Z e r i v a n i, q u o d t a n t u m e s t r e g n u m, u t e x e o

cunctae gentes Slavorum exortare sunt, et originem, sicut affirmant, ducant. Prussani civitates LXX. Velunzani civitates LXX. Bruzi, plus est undique, quam de Enisa ad Rhenum. Vuizunbeire. Caziri, civitates C, Ruzzi. Forsderen. — Liudi. Fresiti. Serauici. Lukolane. Ungare. Vislane. Sleenzane, civitates XV. Lunzici, civitates XXX. Dadosesana civitates XX. Milzane, civitates XXX. Bezunzana, civitates II. Verizane, civitates X. Fraganeo, civitates XI. Lupiglaa, civitates XXX. Opolini, civitates XX. Golensici, civitates V.“ —

*

Verdeutschung und Erklärung.

„Beschreibung der befestigten Städte und Gaue auf der nördlichen Seite der Donau.“ —

1. „Zunächst an der Grenze der Dänen sitzen die Nerabtrezi mit 53 Städten, die unter ihre Fürsten verteilt sind.“ — Es sind dies die Nord-Obotriten im Raume von Holstein durch Mecklenburg-Schwerin (Svarin) mit den Städten Stargrad (Stargard, Oldenburg), Kiel, Ratibor (Ratzeburg) und Varin an der Varnava, hier Varini, dort Vagrii benannt, zugleich mit Wohnsitzen auf den Inseln Fehmarn, Laaland, Falster und Möen als Nachbarn der Dänen. Die Vagrii, oder richtiger Varjagi, sicherten den 54 *km* langen Kanal von Lubek (Lübeck) bis Lauenburg, die Verbindung des Baltischen Meeres mit der Nordsee. Sie beschützten den Handel von da über Visby auf Gotland gegen Novgorod, daher auch das Baltische Meer mit dem Finischen Meerbusen, das Varjagische Meer hiess. Rurik kam aus Vagria als Heeresorganisator und Feldherr nach Gross-Novgorod; die „Varjagi“ waren daher auch keine germanischen Normannen, sondern slavische Krieger, („varjak“ = Beschützer, Krieger), und waren auch angeblich die aus ausgewanderten Angelsachsen als Leibwache in Konstantinopel fungierenden „βαράγγοι“ („varjanki“ = Leibwächter) eben sprachlich wie stammlich Slaven.

2. „Vuilci mit 95 Städten und 4 Gauen.“ — Dies sind die Vilci oder Veleti, die Nachbarn der Lutici, im Norden der Seeregion von Magdeburg bis Frankfurt a/O. Ihre grössten Städte waren Arkona (auf der Insel Rujana—Rügen), Usedom, Volin und Vineta; ihre Kolonien: Bregove (Friesland), Veneti in der Vendée, in der Bretagne um Brest herum, in Volis (England); ihre Stämme: Velinjani, Črezpenjani, Chyžani, Dolenci, Ratari (ratar = Krieger) um Rhetra (Meklenburg), Rječani um Berlin, Stodorani oder Habolani an der Havel.

3. „Linaa ist ein Volk mit 7 Städten." — Glinjani in Braunschweig-Lüneburg mit der Residenz in Willigrad [Velehrad].

4—6. „Anschliessend an diese wohnen die Bethenici, Smeldingon und Morizani mit 11 Städten." — Vjetnici in der Umgebung von Wittenberg, Smolinci um Boitzenburg und Dömitz an der Elbe; Moračani an dem See Morač.

7. „Diesen zunächst wohnen die Hehfeldi mit 8 Städten." — Habolani, auch Stodorani, nach der Stadt Stodor an der Havel benannt.

8. „Diesen zunächst ist das Gebiet der Surbi, welches mehrere Gaue mit 50 Städten hat." — Die Serbi, Sorbi von der Mündung der Saale in die Elbe bis zum Bober einerseits und bis zum Erz-, dem Lausitzer- und Riesengebirge andererseits.

9. „Diesen zunächst wohnen die Talamince mit 14 Städten." — Es sind dies die Daleminci des Thietmar v. Merseburg im Gebiete von Meissen, Rochlitz und Mügeln. Sie nannten sich auch Glomači nach der Wunderquelle Glomač [?].

10. „Behemare mit 15 Städten." — Böhmen.

11. „Marharii mit 11 Städten." — Die Mährer — Moravci — an der oberen Oder von den nördlichen Hängen der Karpaten einschliessend Odrau, Alt-Titschein, Freiberg, Ostrau bis Ratibor und Leobschütz.

12. „Vulgarii besitzen ein grosses Gebiet und ungeheure Volksmassen; sie haben nur 5 Städte, da sie ihrer Volkszahl wegen keine Städte (befestigte) benötigen." — Hiezu gehörte Ungarn, Siebenbürgen, die Moldau und Walachei, dann Thracien, Mösien usw. — Die Residenz lag anscheinend zwischen Kaspičan und Šumen bei Varna, namens Pleskov, dessen Ruinen auf 24 *km* im Umkreise der Dörfer Pliska-Aboba noch zu sehen sind. — Das ungewöhnlich grosse Gebiet, das hier unter einem Namen zusammengefasst erscheint, dürfte daher den Ursprung haben, dass man den verschiedenen Völkern dieses Gebietes den Gesamtnamen nach jenem Volke gab, das am prägnantesten hervortrat.

13. „Marehanos ist ein Volk mit 30 Städten. Diese stossen alle an unsere Grenzen." — Die bedeutendsten Städte derselben waren: Velehrad (bei Ung.-Hradisch), Děvin (bei Pressburg, an der Einmündung der March in die Donau), Nitra, Stuhlweissenburg, Olmütz und Brünn.

14. „Jenseits dieser Grenzen wohnen die Osterabtrezi mit mehr als 100 Städten." — Es sind dies die östlichen Bodrci bis zur

Černa in Rumänien und im Gaue Braničevo (Viminiacum), wo die Hauptstadt bei Kostelac, an der Mündung der Mlava in die Donau, lag.

15. „Miloxi mit 67 Städten." — Milkovci, die Rutenen in Bessarabien um die Stadt Milčeni.

16. „Phesnuzi mit 70 Städten." — Pečenci im Steppengebiete am Schwarzen Meere.

17. „Thaelesi mit mehr als 200 Städten." — Djedoši am Oberlaufe des Dnjestr mit der Stadt Dziduszye in Galizien.

18. „Glopeani mit mehr als 400 Städten." — Kolpjani bei Balta zwischen dem Dnjestr und Bug.

19. „Zuireani mit 325 Städten." — Svirjani, um die Stadt Svira und am gleichnamigen Flusse in Galizien.

20. „Busani mit 231 Städten." — Bužani in Ostgalizien und Volhinien.

21. „Sitici, reich an Volk und äusserst befestigten Städten." — Žitiči in dem Raume um Žitomir.

22. „Stadici, ein unbegrenzt zahlreiches Volk mit 516 Städten." — Stadiči in der Ukrajina mit der Stadt Stadnja als Zentrum.

23. „Sebbirozi mit 90 Städten." — Sjeverci in den Gouvernements Černigov, Kursk und Orjol (nordöstlich von Kiev).

24. „Vulizi, ein zahlreiches Volk mit 318 Städten." — Ugliči am Unterlaufe des Bug und Dnjepr.

25. „Nerivani mit 78 Städten." — Narevjani im Stromgebiete der Narva.

26. „Attorozi mit 118 Städten; ein äusserst wildes Volk." — Nachbarn der Ugliči; man hält sie für die Tiverci am Unterlaufe des Dnjestr und Bug.

27. „Eptaradici mit 263 Städten." — Oberodnici am gleichnamigen Flusse (jetzt Uburt) im Gouvernement Minsk.

28. „Vuillerzoi mit 180 Städten." — Bulerci in Litauen und Kurland.

29. „Zabrozi mit 212 Städten." — Zaporožci entlang der Wasserfälle des Dnjepr.

30. „Zretalici mit 73 Städten." — Im Gebiete von Sandomir.

31. „Aturezani mit 104 Städten." — Turičani im Flussgebiete der Turija im Gouvernement Kovno. Das Gebiet nennt man noch heute Turisko.

32. „Chozirozi mit 250 Städten.“ — Kosoriči im Gouvernement Volhinien mit dem Städtchen Kosoriči.

33. „Leutici mit 48 Städten.“ — Lutiči im Flussgebiete der Ljutica in Volhinien.

34. „Thafnesi mit 257 Städten.“ — Tanevci im Flussgebiete des Tanev im Gouvernement Belc. Sie waren die Nachbarn der Bužani.

35. „Zerivani sind ein derart grosses Reich, dass alle slavischen Völker von ihnen ausgegangen seien und, wie sie versichern, dort ihren Ursprung haben.“ — Severjani (Hyperborei) im Gebiete der Handelsrepublik Gross-Novgorod, einer Stadt, die das Haupt aller slavischen Städte von Lübeck bis Nižnij-Novgorod und Kiev bildete, und eine Art Rom des Nordens war. Nestor nennt die Anwohner „Slovjeni na Ilmenu“, und Gross-Novgorod war der *spiritus movens* aller Weltbegebenheiten in der Vorzeit, die schon damals den Weg von Osten gegen den Westen Europas nahmen.

36. „Prussani mit 70 Städten.“ — Pružani um die Städte Pružani und Grodno in Litauen.

37. „Velunzani mit 70 Städten.“ — Volinjani im Umkreise der Stadt Volinj am Flusse Hučva.

38. „Bruzi, sie haben ein weiteres Gebiet inne, als jenes von der Enns (Niederösterreich) bis zum Rhein.“ — Prusi zwischen Elbing und Königsberg mit der religiösen Zentrale in Romove (Heiligenbeil).

39. „Vuizunbeire.“ — Vermutlich identisch mit Weissrussen.

40. „Caziri mit 100 Städten.“ — Kazari im Gebiete vom Kaspischen Meere (Bar Kazar) bis zum Dnjepr und Bug. „Kaza“ bezeichnet eine Schar von Kriegern im Alt- wie Neuslavischen; böhm. „chasa“.

41. „Ruzzi.“ — Rusi um Riga und im Mündungsgebiete der Drina; diese Gegend hiess „ruskaja zemlja“. — In der Vorzeit hiessen die Russen mit ihren Stammesbrüdern Russinen (Rutenen) westlich vom Dnjepr und in den Alanischen Bergen, — bei Herodot „Riphäi montes“ („hribi“ Berge) — Rossolani, Roxolani.

42. „Forsderen.“ — Forsderi, ein finischer Volksstamm nördlich von Gross-Novgorod.

43. „Lįudi.“ — Ljudi, ein finischer Volksstamm bei Gross-Novgorod.

44. „Fresiti.“ — Verežiči um die Stadt Vereštino an dem Zuflusse des Šelon in den Ilmen-See.

45. „S e r a u i c i." — Žeravci im Gouvernement Pskov.

46. „L u k o l a n e." — Lukolani im Flussgebiete der Luga von Gross-Novgorod bis zur Narva.

47. „U n g a r e." — Magyaren. Man nimmt an, sie sassen im Flussgebiete der Jugra und an der Volga südlich von Charkov und seien dann durch Galizien über die Karpaten (Ugrische Berge) in die Gegend der Tisa (Theiss) und des Kriš (Körös) gelangt.

48. „V i s l a n e." — Vislani, polnische Stämme an der Weichsel (Visla).

49. „S l e e n z a n e mit 15 Städten." (Über die Anzahl der Städte der vorangeführten Volksstämme hatte der Chronist wohl keine Daten.) — Slezani, polnische Stämme um den Zoptenberg (Sobotka) südlich von Breslau an der kleinen und grossen Lohe.

50. „L u n z i c i" mit 30 Städten." — Lužici (Lausitzer) am Bober und der Spree (Spreva) bei Guben.

51. „D a d o s e s a n a mit 20 Städten." — Djedošani, ein sorbischer (wendischer) Volksstamm nördlich des Riesengebirges. Ihre Nachbarn waren die Bobrani am Bober.

52. „M i l z a n e mit 30 Städten." — Milčani waren die westlichen Nachbarn der vorigen.

53. „B e z u n z a n a mit 2 Städten." — Bezinčani, ein polnischer Volksstamm im Umkreise der eingegangenen Stadt Buzinc am rechten Oder-Ufer bei Krosno.

54. „V e r i z a n e mit 10 Städten." — Verižani an der Vera (Werra) bei Magdeburg um die Stadt Brisen und Brissnik.

55. „F r a g a n e o mit 11 Städten." — Fergunovi (Vergunovi), ein sorbischer Volksstamm an der Eger bis zum Fichtelgebirge.

56. „L u p i g l a a mit 30 Städten." — Lupoglavi an der Lupa, einem Zuflusse der sächsischen Neisse zwischen Görlitz und Sorau.

57. „O p o l i n i mit 20 Städten." — Opolini, die Polen im Kreise Oppeln.

58. „G o l e n s i c i mit 5 Städten." — Golešinci im Spreewalde, an der Golča, mit der Stadt Golešin im Kreise Lukov [Luckau] südlich Berlin. —

Das „Fragmentum" führt weiter an, dass die slavischen Stämme östlich der Elbe bis zur Volga, nördlich der Donau bis zum Baltischen Meere, zum Finischen Meerbusen und dem Ladoga-See als

schon altansässig angesehen werden. Diese Behauptung ist richtig, denn sie wird auch durch viel ältere Schriftsteller, wie: Herodot, Thukydides, Strabo, Ptolemäus, Ammianus Alexandrinus, besonders aber von Tacitus in der „Germania" bestätigt. Wir wollen diese Quellen in der Folge weiter systematisch verwerten, um der Völkerwanderungshypothese noch den letzten Halt zu entziehen. —

Slavische Geschichtsquellen.

I.

Berichte muselmannischer Schriftsteller über die Slaven bis zum Ende des X. Jahrhundertes.

Mitgeteilt von J. v. Meduna.

Unter diesem Titel macht der jüdische Gelehrte Adam Jakovljevič Harkavij eine lange Reihe von Schriftstellern namhaft, welche vom VII. bis X. Jahrhunderte lebten, mit Slaven in Berührung kamen und mehr oder minder umfangreiche Nachrichten über dieselben veröffentlichten. Harkavij, gegenwärtig Bibliothekar der kaiserlichen Bibliothek in St. Petersburg, verfasste sein Werk in russischer Sprache. Ausser ihm haben auch noch andere Orientalisten die Aufmerksamkeit auf die schriftstellerischen Arbeiten arabischer Autoren gelenkt, wodurch für die Beurteilung der nationalen Verhältnisse in Europa zur Zeit des Mittelalters eine wertvolle Grundlage gefunden wurde. Ein Verdienst russischer Gelehrter ist es, dass namentlich jene Kapitel der arabischen Berichte, welche sich auf die Slaven beziehen, gründlich durchforscht wurden und nun als Geschichtsquelle für die slavischen Völker dienen können. Den Anfang machte der Orientalist und Numismatiker Christian Martin Frähn, Staatsrat und Oberbibliothekar in St. Petersburg, mit dem Werke: „Ibn Fozlan und anderer Araber Berichte über die Russen älterer Zeit." Ihm folgte François Charmoy, welcher in St. Petersburg die Professur der persischen und türkischen Sprache innehatte, mit der Schrift: *„Relation de Mas'oudy et autres musulmans sur les anciens Slaves."* Hervorzuheben sind auch die Arbeiten der russischen Akademiker, des Historikers Ernst Kunik und des Orientalisten Viktor Baron Rosen, welch beide die

wichtigsten arabischen Schriftsteller übersetzten und kritisch erläuterten, manches Rätselhafte und Dunkle aufhellten. Als hervorragendster Kenner der arabischen Literatur gilt gegenwärtig Jan de Goeje, Universitätsprofesor in Leyden. Er machte den russischen Gelehrten E. Kunik auf den wertvollen Inhalt aufmerksam, welcher sich im Werke des spanischen Arabers Al Bekri über die Slaven des X. Jahrhundertes vorfindet, worüber wir ausführlicher sprechen werden. Unter den böhmischen Gelehrten, welche die Nachrichten der Araber über die Slaven des Mittelalters bearbeiteten, ist Josef Jireček hervorzuheben, welcher im „Časopis Musea Království Českého“ (1878 und 1880) grössere Abhandlungen über diesen Gegenstand veröffentlichte. Hier muss auch Šafaříks Hauptwerk „Slavische Altertümer“ genannt werden, welches grundlegend wirkte.

Die arabische Literatur ist nicht nur wegen ihres reichen Inhaltes von hoher Bedeutung im geistigen Entwicklungsprozesse der Menschheit, sie gewinnt noch insbesonders dadurch ein eigentümliches Interesse, dass ihre Blüte in eine Zeit fällt, da in ganz Europa in dieser Hinsicht noch tiefes Dunkel herrschte. In der Geographie haben die Araber fleissig gearbeitet, ja sie stehen darin über allen Völkern des Mittelalters. Ihre Eroberungen, dann Handelsbeziehungen, welche viele Kaufleute in die fernsten Länder führten, gaben Anlass zur Abfassung von Reisebeschreibungen. Wichtig durch ihren Inhalt ist auch die arabische Geschichtsschreibung, die für viele geschichtliche Partien die Hauptquelle ist, oder doch wichtige Ergänzungen bietet. Dies gilt auch für die älteren Zeiten der slavischen Völker; die zusammenhängenden Berichte damaliger Augenzeugen sind darum besonders wertvoll, weil sie mit dem praktischen Blicke des Kaufmannes erfasst, über Land und Leute, die Bodenprodukte und deren Wert, über Ein- und Ausfuhr Auskunft geben.

Wie eingangs gesagt, hat Harkavij jene arabischen Schriftsteller namhaft gemacht, welche im Laufe des VII. bis Ende des X. Jahrhundertes Nachrichten über die Slaven brachten, und hat diese Nachrichten auch erläutert. Es soll nun im folgenden eine auszugsweise Übersicht dieser Schriftsteller und ihrer Berichte, insoweit sie sich mit den Slaven befassen, gegeben werden. — Im besonderen wird hier der Leser noch auf den Umstand aufmerksam gemacht, dass von den so zahlreichen arabischen Schriftstellern nicht ein einziger, und selbst wenn er auch mit der Erschaffung der Welt seine Schilderungen beginnt, auch nur mit einem Worte der Völkerwanderung erwähnt. —

Al-Achtal, welcher in der zweiten Hälfte des VII. Jahrhundertes in Syrien lebte, gibt in seinem Divan als erster Nachricht von den Slaven, wobei er ihrer lichten Hautfarbe Erwähnung tut, die übrigens auch anderen arabischen Schriftstellern auffiel, was bei deren dunklerer Hautfarbe sehr erklärlich erscheint.

Al-Fazari, Astronom und Poet, schrieb in den Jahren 772 und 773, übersetzte oder überarbeitete die indischen astronomischen Tabellen sowie die Beobachtungen über Sonnenfinsternisse, und gab hiemit den ersten Anstoss zum Studium der Astronomie bei den Arabern. Al-Fazari berichtet über die Ausdehnung der damals bekannten Reiche; er berechnet das Gebiet der Donau-Bulgaren mit 1500 Parasangen[1]) nach der Länge und 300 Parasangen nach der Breite, das slavische Gebiet mit 3500 und 700 Parasangen. Nach der Reihenfolge zu schliessen, wie Al-Fazari die einzelnen Reiche von Osten nach Westen aneinanderreiht und nach der gewaltigen Ausdehnung, welche er dem slavischen Gebiete beimisst, ist zu folgern, dass er die Heimat der westlichen und südlichen Slaven meint, mit welchen die Araber übrigens früher bekannt wurden, als mit den Ostslaven.

Ibn-Chordadle schrieb in der Mitte des IX. Jahrhundertes das „Buch der Reisen und Länder". Von persischer Abstammung, vertauschte er die Lehre Zoroasters mit dem Islam. Er ist der erste arabische Schriftsteller, welcher über die Ostslaven und Russen berichtet, deren slavische Zugehörigkeit er ausdrücklich hervorhebt. Als Oberverwalter der Post in einem grossen Teile von Kleinasien kommt er in persönliche Berührung mit russischen Kaufleuten, über deren weite Handelsreisen er Nachricht gibt, und als deren Ausfuhrartikel er hauptsächlich Waffen und Pelzwaren anführt.

Achmed Ibn-Faldan, auch Ibn-Foslan genannt, war Mitglied der Gesandtschaft, welche im Jahre 921 vom Kalifen Muktedir aus Bagdad zu den Wolgabulgaren abgesendet wurde, die eben den Islam angenommen hatten. Der Zweck der Gesandtschaft war die Propaganda für die Lehre Mohammeds, die Erbauung von Moscheen und die Errichtung von Befestigungen. Er verfasste den offiziellen Bericht über diese Gesandtschaftsreise, welcher von Frähn übersetzt und veröffentlicht wurde.

Ibn-Wachschia, in Mesopotamien lebend, schrieb unter anderem im Anfange des X. Jahrhundertes ein Werk über Ackerbau. Handschriften von ihm befinden sich in Leyden; dieselben enthalten

[1]) Parasange, auch Farsang, etwas über 5 km.

z. B. den Passus: „Es ist zu bewundern, dass die Slaven, so sehr entfernt von den Zentren der Kultur und Wissenschaft, die Verbrennung sämtlicher Leichen festgesetzt haben, und dass selbst der Leichnam des Caren der Vernichtung durch das Feuer unterliegt."

Al-Istarchi, in Persien geboren, verfasste um die Mitte des X. Jahrhundertes das „Buch der Länder", wobei er die Nachrichten anderer muselmannischer Schriftsteller benützte. Der Text und die Erläuterungen hiezu wurden vom Orientalisten Mordtmann herausgegeben.

Ibn-Haukal, zu Bagdad geboren, verliess im Jahre 943 seinen Geburtsort. Bereits im Jünglingsalter Liebhaber von geographischen Schriften und Reisebeschreibungen, bereiste er durch mehr als 30 Jahre die muselmannische Welt nach allen Richtungen, und die Frucht seiner Beobachtungen und Erlebnisse ist das „Buch der Reisen und Reiche", welches sich in der muselmannischen geographischen Literatur grosser Anerkennung erfreute. Viele seiner Nachrichten verdankt er den Mitteilungen seines Zeitgenossen Istarchi. Durch persönlichen Augenschein und Berichte gereister Glaubensgenossen lernte er auch die Verhältnisse bei den fremden Völkern kennen. Über die Russen schreibt er, dass sie in drei Stämme zerfallen, deren einer die Slaven sind. Die Slaven nennt er, wie überhaupt alle arabischen Schriftsteller, Sakalib. Die Russen verbrennen ihre Toten, aber auch deren Weiber — wenn diese einwilligen — wie dies bei den Indern und anderen Völkern geschieht. Die Russen tragen kurze Pelze, indes die Chasaren und Bulgaren mit langen Pelzen bekleidet sind; einige rasieren die Bärte, andere flechten sie, wie dies mit den Pferdemähnen geschieht, und färben sie gelb oder schwarz. Die Russen treiben ausgedehnten Handel mit den Chasaren und Westeuropäern. Die spanischen Mohammedaner führen nach Nordafrika, Ägypten und anderen islamischen Ländern folgende Waren aus: Ambra, Safran, Gold, Silber, Blei, Eisen, Quecksilber, Biberfelle, Rohseide und gesponnene Seide, hauptsächlich aber männliche und weibliche Sklaven, welche in den Kämpfen mit christlichen Spaniern und Franken [1]) in ihre Gewalt gerieten, überdies slavische Ennuchen, welche sehr gut bezahlt wurden. Die Ennuchen kamen aus dem Frankenlande, wo sie entmannt und jüdischen Handelsleuten verkauft wurden. Aus Magrib (dem jetzigen Marokko) werden hübsche Mulattinnen in die östlichen Länder ausgeführt. Ibn-Haukal berichtet, dass die sizilianische Hafenstadt Palermo von zahlreichen Slaven bewohnt war, welche sich in einem besonderen Stadtteil an-

[1]) Zu den Franken werden die meisten deutschen Stämme gezählt.

gesiedelt hatten, was auch mit anderen Berichten übereinstimmt. Afrikanische Handschriften geben überdies Kunde, dass in Nordafrika mehrere Ortschaften von Slaven bewohnt waren.

Ibn-an-Hadin schrieb um 987 und gab Nachricht von den Schriftzeichen der Russen im X. Jahrhunderte.

Al-Masudi, in Bagdad geboren, schrieb um die Mitte des X. Jahrhundertes; er war sehr gelehrt und viel gereist zu Land und zu Wasser. Von den vielen Büchern, die er verfasste, sind besonders bemerkenswert die „Chronik der Zeiten" und die „Goldenen Wiesen". Das erstere Buch wurde erst im vorigen Jahrhunderte in Aleppo aufgefunden, die „Goldenen Wiesen" wurden von zwei französischen Orientalisten veröffentlicht. Die vielen Reisen ermöglichten dem Autor über die Westslaven und Russen sich nähere Kenntnisse zu verschaffen, doch scheint er vagen mündlichen Traditionen und wenig verlässlichen schriftlichen Nachrichten, die bis auf die Griechen zurückgehen, in seinen Aufzeichnungen viel Raum gegeben zu haben. Man findet darin vielfach Unrichtigkeiten und Unklarheiten, dann häufige Wiederholungen, wie sie eben bei kompilatorischen Arbeiten sich ergeben können. Masudi schreibt: „Die Slaven zerfallen in viele Stämme, einige hievon sind Christen, andere Heiden; auch Sonnenanbeter findet man unter ihnen. In ihrem Lande sind viele Flüsse, die vom Norden kommen. Nördlich des slavischen Gebietes befinden sich der strengen Kälte und des vielen Wassers wegen nur unbewohnte Landstrecken. Die slavischen Heiden verbrennen ihre Toten. In den slavischen Ländern sind zahlreiche Städte und viele Kirchen mit Glocken, auf welche sie mit Hämmern schlagen, ähnlich wie bei uns die Christen mit hölzernen Schlegeln auf Bretter. Die Nakabarden (Longobarden) haben sich zwischen den Griechen und Franken angesiedelt; ihr Reich ist ausgedehnt und ihr Car wird sehr geehrt; sie führen Überfälle aus auf die Franken und Slaven, welche ihrerseits wieder sie überfallen und in die Flucht jagen. Im ganzen Lande der Chasaren gibt es mehrere Stämme heidnischer Slaven und Russen; sie verbrennen ihre Verstorbenen mit deren Reitpferden, Waffen und Schmucksachen; auch die Weiber werden mitverbrannt; sie verlangen es, um mit ihren Männern gleichzeitig ins Paradies einzugehen. Im Chasarenreich wird die Gerichtsbarkeit von sieben Richtern ausgeübt u. zw. sind zwei für die Muselmannen, zwei für die Chasaren, zwei für die Christen und einer für die Slaven, Russen und anderen Heiden bestimmt. Die Russen zerfallen in mehrere Stämme und unter diesen ist der Stamm der Dulaner (Novgoroder) der zahlreichste, dessen Kaufleute ihre Waren bis Spanien,

Italien, nach Byzanz und in das Chasarenland verführen. Im Jahre 912 bemannten die Russen 500 Schiffe, jedes mit 100 Kriegern und fuhren auf der Wolga durch das Land der Chasaren, denen sie die Hälfte der Beute versprachen, in das Kaspische Meer und landeten an der Westküste in der Gegend von Baku. Dort überfielen sie die Bewohner, machten viele Gefangene und reiche Beute, worauf sie ihr Lager auf den Inseln nächst Baku aufschlugen. Dort wurden sie von den Küstenbewohnern, welche auf Kriegs- und Handelsfahrzeugen angefahren kamen, angegriffen. Die Russen warfen die Angreifer jedoch mit Ungestüm zurück, wobei viele tausend Muselmänner getötet wurden oder ertranken. Die Russen blieben durch mehrere Monate auf den Inseln, ohne dass die Küstenbewohner es gewagt hätten, sich ihnen zu nähern. Als die Russen den Rückweg in ihr Land auf der Wolga einschlugen, wollten sie gegen freien Durchzug dem Caren der Chasaren den bedungenen Teil der Beute abliefern. Die dortigen Muselmänner verlangten jedoch, dass sie sich an denjenigen rächen wollen, welche das Blut ihrer Glaubensgenossen an den Küsten des Kaspischen Meeres vergossen hatten. Es kam zu einem dreitägigen Kampfe, in welchem die Russen grosse Verluste erlitten. — Die Türken (so wurden allgemein die Magyaren genannt) dehnten ihre Raubzüge in die Slavenländer und nach Italien aus, später machten sie Einfälle in das Land der Franken und bis Spanien. In Byzanz herrschte der Slave Basilius [1]) (Kaiser Basilius I. der Macedonier); seine Regierung fällt überein mit jener der Kalifen Mutassa, Muchtadi und zum Teile auch des Mohammed." —

Das 34. Kapitel *(Charmoy, Relation de Mas'oudi, pag. 208—311)* handelt von den Wohnstätten der Slaven, ihren Ansiedlungen und gibt Nachrichten von ihren Herrschern. Harkavij sagt, dass dieses Kapitel dem Verständnisse unüberwindliche Hindernisse entgegenstellt und den Kommentator zur Verzweiflung bringen kann. Die von Masudi mitgeteilten Nachrichten über die Slaven stimmen nämlich mit jenen anderer Berichterstatter nicht überein, so dass sich nicht enträtseln lässt, woher er diese Nachrichten bezogen hat; wahrscheinlich sind es blosse Vermutungen. Es sollen also im folgenden nur solche Mitteilungen angeführt werden, die halbwegs mit den sonstigen Nachrichten sich vereinen lassen. Masudi sagt: „Die Slaven sind Nachkommen des Madai, Sohn des Japhet, Sohn des Nuch; zu ihm reichen alle ihre Geschlechtstafeln. Ihre Wohnstätten befinden

[1]) Ueber die slavische Herkunft des Kaisers Basilius des Macedoniers berichtet auch sein Zeitgenosse, der byzantinische Historiograph Johann Genesi. Nach Šafařík unterliegt die slavische Herkunft des Kaisers Basilius I. keinem Zweifel.

sich im Norden, von wo sie sich nach Westen ausbreiten; sie bestehen aus mehreren Stämmen, welche sich manchmal bekriegen; als Stammoberhäupter haben sie „Care". Einige Stämme sind Christen des Jakobitischen Bekenntnisses, andere sind Heiden, welche keine schriftlich niedergelegten Glaubenssätze kennen. In früheren Zeiten hatte ein Stamm die Oberhoheit über die anderen, dessen Car nannten sie Madschak und das Volk selbst hiess Walinane[1]; hierauf folgen die Astabrani,[2] deren Herrscher Saklaich, dann die Dulaber,[3] deren Car Wandschav heisst. Dann kommen die Bambdschin, die Manaban und die Sarbin[4]; dieses slavische Volk ist furchtbar seinen Gegnern; die Marava,[5] die Charvatin[6] und noch einige verschieden benannte Völker. Die Sarbin überliefern sich beim Tode ihres Caren den Flammen." Masudi sagt weiter, der erste der slavischen Herrscher ist der Car Dir[7]; er hat viele Städte und grosse besiedelte Landgebiete; muselmannische Kaufleute kommen in seine Residenzstadt mit verschiedenen Waren. Ausser ihn gibt es den slavischen Car Avandscha,[8] ebenfalls Beherrscher von vielen Städten und grossen Ländern; auch dieser hat eine grosse Anzahl Krieger und viele Kriegsvorräte; er bekriegt Italien, das Frankenland, die Longobarden und noch andere Völker, ohne dass die Kriege entscheidend wären. Die Slaven bestehen jetzt aus vielen Stämmen, über welche, wie schon gesagt, die Walinanen die Oberherrschaft ausübten; später entzweiten sie sich, der Zusammenhalt wurde aufgehoben, und sie zerfielen in gesonderte Volksstämme, deren jeder sich einen Car wählte.

Masudi erzählt weiter: „In den slavischen Ländern waren Gebäude, in welchen die Einwohner sich zum Gottesdienst versammelten. Unter anderen war ein solcher Tempel auf einem hohen Berge, welcher Tempel aus verschiedenfarbigen Gesteinsarten ausgeführt war; im Oberteile hatte er Öffnungen mit Vorrichtungen zur Beobachtung des Sonnenaufganges. In diesem Tempel waren kostbare Edelsteine aufbewahrt und verschiedene Zeichen dargestellt, welche künftige Ereignisse vorauskündeten; aus dem obersten Teile des Gebäudes erschallten verschiedene Töne. Ein zweiter Tempel war am

---

[1] Die Walinanen, auch Volinane benannt, werden für Wolgaanwohner, also Russen gehalten.

[2] Die Astabrani werden für Obotriten angesehen.

[3] Die Dulaber gelten allgemein als Čecher.

[4] Die Sarbin sind zweifelsohne Serben.

[5] Die Marava sind die Bewohner Mährens.

[6] Die Charvatin werden als Kroaten bezeichnet.

[7] Solte Dir der Gefährte Askold's sein, so hätte Masudi einen Herrscher genannt, der fast ein Jahrhundert vor ihm gelebt hat.

[8] Avandscha ist bisher von keinem Forscher enträtselt worden.

schwarzen Berge errichtet, umgeben von wundertätigen Gewässern, welche durch ihre Heilkraft bekannt sind. In diesem Tempel befindet sich ein grosses Götzenbild in Menschengestalt, als alter Mann dargestellt, mit einem Stocke in der Hand. Auf einem vom Meeresarm umschlossenen Berge befand sich noch ein Tempel, ausgeführt von roten Korallen und grünen Smaragden. Über der Mitte erhebt sich eine hohe Kuppel, unter welcher das Götzenbild aufgestellt ist, dessen Körperteile aus kostbaren Edelsteinen verfertigt sind u. zw. aus grünem Chrysolit, rotem Rubin, gelbem Achat und weissem Kristall; das Haupt ist aus echtem Gold. Gegenüber steht ein anderes Götzenbild in Gestalt eines Mädchens, welches ihm Opfer und Weihrauch darbringt. Die Errichtung dieses Tempels schreiben sie einem Weisen zu, der in früheren Zeiten gelebt hat. —

Die Slaven bestehen jetzt aus mehreren Stämmen, über welchen, wie schon gesagt, die Walinanen die Oberheit ausübten, später aber entzweiten sie sich, jeder Volksstamm wählte sich einen Car und sie kamen in Verfall." —

„Das Buch der Länder" von einem unbekannten Autor, befindet sich im britischen Museum. Es berichtet über die Handelsreisen der slavischen Kaufleute und sagt: „Die slavischen Kaufleute führen Felle von Füchsen und Fischottern aus den entferntesten Gegenden ihrer Heimat nach Byzanz, wo sie den Zehent erlegen und auf dem Meere in den Krim gelangen. Hierauf wenden sie sich nach Norden in das Azowische Meer (welches auch slavisches Meer genannt wird), gelangen zur Donmündung, wo sich die Chazar'sche Festung Sarkel befindet, und wo ebenfalls der Zehent entrichtet wird. Vom Don gelangen sie zur Wolga und weiter in das Kaspische Meer. Die Kaufleute verfolgen Wolga abwärts und im Kaspischen Meere denselben Weg, welchen die Russen — wie Masudi berichtet — im Jahre 913 bei ihrem Einfalle in die Küstengebiete zurücklegten."

(Fortsetzung folgt.)

II.

Nestor und die Walachen.

Mitgeteilt von F. V. Sasinek.

Es ist unverständlich, weshalb die Geschichtsforscher dem russischen Chronisten Nestor nicht jene Wichtigkeit beimessen, die er verdient. Er ist es doch schon, der die Slaven an der unteren Donau,

ohne jede äussere Suggestion, als Urvolk bezeichnet.[1]) Freilich kennen die älteren Schriftsteller den Name „Slave" erst seit dem Jahre 552, aber man weiss, dass sie mit dem Namen „Geti" identisch sind, wie es Theophylakt (629) bezeugt.[2]) Suchen wir sie unter diesem Namen dort, so finden wir sie auch. Überschritt doch Alexander der Grosse († 324 v. Chr.), nachdem er die unterdanubischen Slavo-Geten unterworfen, die Donau, um die oberdanubischen Slavo-Geten zu bekämpfen.[3])

Mögen nun die Rumunen (Rumänen) weiterhin behaupten, dass sie Abkömmlinge der Trajanischen Römer sind, so ist es doch historisch sicher, dass sie auf ihrem heutigen Gebiete ein sekundäres Volk sind, hervorgegangen aus der Mischung mit den autochthonen Geto-Slaven, denn dies beweisen doch vor allem die topischen Namen daselbst, sowie ihre von slavischen Begriffen stark durchsetzte Sprache. Man vergleiche z. B. die Namen der Berge: Budislam, Bučesť, Cachlev; der Flüsse: Bistrica, Dumbovica, Talonica, Černa; der Orte: Plješť, Tergavišť, Krajova, Hovlešt, Sloborin, Popešt, Lunkan, Kontnar, Hodora, Dorohoi, Bološani, Pogonešt, Pojatra, Bohotin, Barlad, Tekuč, Braca, Oničin, Tupilae, Likošin, Burjanešť, Bogič, Neštin, Varia, Reče, Bogdanešt, Vladika, Kostinj, Vladnik, Proskočin, Bogdan, Prustina, Strugar, Černeč, Tatrošť, Gorza, Gredište, Belgrad, Rudena, Zlatna u. a. m.

Die ältere Geschichte und Diplomatik kennt auch nur die Walachen und keine Rumunen. Auch der *Anonymus Belae regis notarius* kennt in Ultrasilvania (Siebenbürgen) nur die Walachen und Slaven *(Blasii et Slavi)*. Die höchsten politischen wie sozialen Würden haben bei den Walachen slavische Benennungen wie: gospodar (Herrscher), vojvoda (Herzog), vladyka (Fürst, Magnat), kanezi (Vorsteher). In kirchlichen Dingen hatten sie den kyrillischen Ritus (Simon de Keza) und das bedeutendste kirchliche Buch nannten sie „pravilo" (Regel, Vorschrift), griechisch „methodios".[4])

Über die Walachen ist sehr viel geschrieben worden, aber meist subjektivisch oder leidenschaftlich, daher parteiisch; es scheint aber, dass das Problem nur im Sinne Nestors eine objektive Klärung fin-

[1]) Bielowski, Mon. Poloniae. Lwów 1864, S. 553.

[2]) Getae, seu quod idem est, Slavini. Kritten lib. III., cap. 4. — Die lat. Uebersetzung der hl. Schrift nennt sie »Zetim« statt »Getim«. Buch d. Makkabäer cap. 1, 1.

[3]) Curtius Rufus: Vita Alexandri Magni, 1801, p. 12; Oresius bei Migne, Patrologiae tomo XXXI., p. 728, Note 5.

[4]) N. Nilles: Symbolae. — Innsbruck 1885, I., XCVIII. — Ginzel: Geschichte der Slavenapostel. Leitmeritz 1857, Anhang C, 75.

den kann. In den Geschichtsquellen wechseln fortgesetzt die ethnographischen Namen dieses Gebietes; es werden da Gepiden, Hunnen, Geten und Bulgaren genannt; ein tiefgründiger Wechsel des Gros der Bewohner daselbst hat aber jedenfalls nie stattgefunden. Wir wissen jedoch aus der kroatischen Chronik des Popen Dukljanin (XI. Jahrhundert), dass gegen das Ende des Altertums ein Volk aus dem heutigen Rumänien, Sledusia genannt, gegen Macedonien vorrückte; der Chronist bemerkt ausdrücklich und zweimal, dass dieses Volk den gleichen Glauben und dieselbe Sprache hatte, wie die Stammbewohner daselbst, d. i. die slavische. — Auf dem rumänischen Gebiete sassen ursprünglich zweifellos Slaven; welche Umstände sodann zur Romanisierung dieses Gebietes führten und wann diese Wandlung geschehen sein soll, bleibt weiteren Studien vorbehalten.

M. Žunkovič:

Geschriebene Gesetze der Altslaven.

Gebhardi führt in der „Geschichte der Wendisch-slavischen Staaten" (Halle, 1790) I, S. 56 an: „Sowohl die Priester als auch die Regenten und das (wendische) Volk waren gewissen Gesetzen („Sakon") unterworfen, die aber nicht aufgeschrieben, sondern durch das Gedächtnis aufbewahrt wurden. Schon bei einer Begebenheit des Jahres 546 gedenkt ein griechischer Schriftsteller eines allgemeinen slavischen Gesetzes, welches die Knechte betraf, und bei dem Jahre 849 redete ein fränkischer Chronist von alten Rechten und Gewohnheiten bei den Böhmen. Diese uralten Nationalgesetze wurden in Russland am längsten bewahrt, in den übrigen slavischen Reichen aber teils durch griechische, römische und deutsche Gesetze, bei der Einführung des Christentums vertilgt, teils aber so sehr mit diesen vermischt, dass man wenig Spuren der alten Rechte in den jetzigen Gesetzbüchern wendischer Nation antrifft." —

Jener fränkische Chronist sind die Fulda-Annalen, welche erzählen, dass sich die „Boemani" gegen die fränkische Herrschaft auflehnten, worauf der Herzog Ernustus mit einem zahlreichen Heere gegen sie geschickt wurde. Die Böhmen aber, besorgt um den Frieden und die Sicherheit, schickten Gesandte an Thakulfus, dem sie vor allem Glauben schenkten, da er die Gesetze und Gewohnheiten des slavischen Volkes kannte (*„scienti leges et consuetudines Sclavicae gentis"*).

Die Auffassung, dass die Slaven keine geschriebenen Gesetze hatten, wird aber schon durch die „Lex Salica" widerlegt, die doch

ein geschriebenes Gesetzbuch war und deren Kern doch vor allem die slavischen Rechtsbegriffe bildeten.

Ein weiterer wichtiger Beleg hiefür ist auch in der Grünberger Handschrift enthalten, denn dort ist nicht nur die Stelle „es besteht bei uns das Recht nach den heiligen Gesetzen („u nás pravda po zákonu svatu") angeführt, sondern bei der Zeremonie der Eröffnung des Landtages auf dem Vyšehrad, wo der Thronfolgestreit geschlichtet werden soll, hält eine Jungfrau das das Recht beschützende Schwert, die zweite die Gesetzestafeln, also zweifellos geschriebene Gesetze. Es ist demnach durch nichts begründet, weshalb gerade die Slaven keine geschriebenen Gesetze besessen haben konnten, da schon mehrere tausend Jahre zuvor die Israeliten auf dem Berge Sinai zwei geschriebene Gesetzestafeln erhielten, und nun auch das Gesetzbuch Chammurabis, eines Königs von Babylonien um 2200 v. Chr., auf einem 2·5 *m* hohen Dioritblock gefunden wurde; auch die sieben ehernen Gesetzestafeln der alten Umbrer („die iguvischen Tafeln") seien hier erwähnt. — Überdies gilt in jeder Sprache das Wort „Gesetz" etymologisch als etwas Gesetztes, Feststehendes, Niedergelegtes, also Geschriebenes, und ist dies auch geradezu selbstverständlich, denn wo würde jemand ein Recht finden, wenn wichtige Gesetze nur in mündlicher Überlieferung fortleben würden, denn Kläger wie Richter müssen eine feste Rechtsbasis haben; ungeschriebene Gesetze führen aber eben die Gesetzlosigkeit herbei, denn alles, was sich mündlich fortpflanzt, ist immer schwankend und passt sich leicht dem jeweiligen Bedarfe an, wobei meist auch die Anschauung des Höheren oder Stärkeren obsiegt. —

Die Slaven besitzen aber geradezu eine unerwartet grosse Zahl alter geschriebener Rechtssatzungen und seien zum Beweise hier nur einige der ältesten angeführt:

Der Vertrag des Fürsten Oleg mit den Griechen vom Jahre 912. — Ein ähnlicher Vertrag vom Jahre 945. — Das russische Recht („Pravda Roskaja") aus dem XI. Jahrhunderte. — Das Novgoroder Recht mit den Njemci (1189—1199). — Das Recht von Smolensk mit Riga (1222). — Zakon slavonski (1273). — Zakon Vinodolski (1288). — *Decreta Brecislai I* (1039). — *Privilegium Theutonicorum Pragensium* (um 1178). — *Decretum comitiorum regni Boemie* (um 1266). — Prawo polskie w wieku trzynastym. — *Statuta ducis Ottonis* (1229—1237) u. a. m.

Das einstweilen bekannte älteste rechtskundliche Denkmal der Altslaven ist — nebst den slavischen Glossen in der „Lex Salica" —

wohl das Fragment der Grünberger Handschrift, das vor allem die Nachfolge des Stammesältesten gesetzlich regelt.

Die Slaven haben aber durchaus nicht allein Gesetze und geordnete Rechtsverhältnisse für den eigenen Bedarf geschaffen, sondern die drei berühmtesten Gesetzgeber Europas, Justinian, Basilius und Repkow, waren Slaven oder doch slavischer Abkunft.

Justinian, im Jahre 483 n. Chr. in der von Serben bewohnten slavischen Stadt Vedrina geboren, verwandelte seinen Vornamen Upravda in den gleichbedeutenden lateinischen „Justinianus", als er 527 den Thron von Byzanz bestieg. Sein Vater hiess (nach griechischen Quellen) Istok, seine Mutter Biglenica (oder Vilenica). Seine Hofleute waren auch Slaven, wie der hervorragende Feldherr Belizar, dann Chilvut, Jerman. Seine Tante war mit dem Könige Želimir von Dalmatien vermählt. — Justinian selbst hat sich durch seine Kodifikation des römischen Rechtes (530—534) eine dauernde Berühmtheit erworben.

Basilius, genannt Macedo (regierte von 867—886 in Byzanz), war der Urheber des östlichen oder griechischen Rechtes. Der arabische Geschichtsschreiber Hadim bezeichnet ihn ausdrücklich als Slaven; überdies war er ja auch in dem von Slaven fast ausschliesslich bewohnten Macedonien geboren. Er gab auch den Anlass, dass sich der altslavische Sportausdruck „podrezan", den die griechischen Quellen unverändert als *„κατὰ πόδρεζαν"* anführen, erhalten hat. Basilius bediente sich nämlich beim Ringen eines ihm eigentümlichen Kniffes: er schnitt durch einen Schlag mit seinem muskelkräftigen Fusse dem Gegner förmlich unten die Füsse ab, und brachte ihn so zum natürlichen Falle; „podrezati" heisst aber nur im Slavischen: unten (an der Wurzel) abschneiden.

Das vollendetste und einflussreichste deutsche Rechtsbuch, genannt „Sachsenspiegel", wurde um das Jahr 1230 vom Edelmann Ebko von Repkow (Stammsitz „Reppechowe" im Anhaltischen) in lateinischer Sprache verfasst. Da jene Gebiete einmal zweifellos slavisch waren, kann das Fundament dieses Rechtsbuches nur ganz oder doch zum grossen Teile slavischer Provenienz sein, und gehörte Repkow selbst oder dessen Familie dem wendischen Adel an. — In der geistreichen Vorrede sagt der Verfasser ausdrücklich: „Diese Rechte haben in alten Zeiten unsere Vorfahren hierher gebracht." —

Wir wollen mit der Anführung dieser geschichtlichen Tatsachen absolut kein fremdes Verdienst für die Slaven usurpieren oder nichtheimischen Federnschmuck aufnehmen, denn wir haben als über-

reiche Leute auf dem Gebiete der Kultur dies durchaus nicht nötig. Der Anteil der Slaven bei den Verdiensten um die Menschheit erweist sich nämlich auch dann noch gross genug, wenn wir von der geleisteten immensen Arbeit nur die bescheidenste Beteiligung für sich reklamieren. Das tatsächliche Verdienst wird sich freilich aus dem Nebel der gangbaren Anschauungen und künstlichen Trübung erst hervorheben, bis die wirkliche ethnographische Verbreitung und kulturgeschichtliche Bedeutung der Altslaven vom reinen Tageslichte beleuchtet vor uns liegen wird. —

M. v. Czerlien:

Berühmte slavische Renegaten im Dienste der Türkei.

Im Beiblatte „Luna" der Agramer politischen Zeitung vom Jahre 1844 veröffentlichte Ivan Kukuljević eine Aufzählung jener südslavischen Renegaten, die sich um den militärischen und politischen Aufschwung der Türkei hervorragend verdient gemacht haben. Da dieses Thema heute, bei dem Beginne der Liquidierung der türkischen Macht in Europa, doppelt interessant erscheint, sei diese Tatsache, durch einige weitere Daten ergänzt, nachstehend in Erinnerung gebracht.

Die südslavischen Völker waren die Hauptträger der osmanischen Macht in Europa; sie vergrösserten die Renegatentruppe der Janičaren,[1] den Schrecken Europas, die jedoch nicht selten über Leben und Tod der Sultane und ihrer Gewalthaber entschieden; sie wirkten nicht nur als eine rohe, geistig tote Masse, sondern auch hochbegabte Mitglieder derselben trugen in den höchsten Stellungen des Staates das ihrige dazu bei, um das Reich auf den Gipfel seiner Macht zu heben und so zu erhalten.

Schon unter Mohammed II., dessen Gemahlin überdies die schöne Tochter des serbischen Despoten Georg Branković war, bekleideten die Würde eines Grossvesirs Mohammed-Paša, der Weise, von Geburt ein Serbe (1476), Ižak-Paša ein Bosnier (1472), Kedük Ahmed-Paša ein slavischer Albanese (1477), sowie die erste türkische Admiralswürde (Kapudem-Paša) der Bulgare Baltaoghli, nachdem sie vorher andere bedeutende Ämter innehatten.

[1]) Die allgemeine Annahme »janičar« sei aus »jeni-čeri« (= neue Truppe) entstanden, ist offenkundig unrichtig. »Janičar« bedeutet eigentlich: Grenzwächter, Grenzsoldat (»jan« = Grenze) analog wie »graničar« (»granica« = Grenze). Die älteren militärischen Nomenklaturen des Osmanen waren überhaupt slavisch, wie: »paša«, oder »paža«, »asker, tabor, vezir« u. a. m.

Anm. d. Red.

Unter Bajazit II. bekleideten die Würde eines Grossvesirs: Daud-Paša, ein Dalmatiner (1497), dessen Name, wie vieler anderer Grossvesire, im Munde der Bewohner Konstantinopels bis heute rühmlich fortlebt, nach dem eine Vorstadt — mit Moschee, Medrese und Armenküche — benannt wurde; weiter Heržek Ahmed-Paša (1498) aus der berühmten Familie Kosačić, der Herzoge der Herzegowina, vermählt mit Fatime, der Tochter des Sultans Bajazit.

Unter Sultan Sulejmann II. und seinem schwachen Sohne Selim III. waren die Pfortendolmetsche, die Vermittler aller diplomatischen Unterhandlungen, sowie die Gesandten des österreichischen Hofes meist Südslaven (wegen der Kenntnis der zu dieser Zeit am türkischen Hofe sehr im Gange gewesenen südslavischen Sprache). Die Grossvesire waren damals: Rustem-Paša ein Kroate (1539), der die Tochter des grossen Sulejmans, die einflussreiche Mirmali, zur Gemahlin, und zum Sohne Mola Hussein hatte, der in türkischer Sprache satyrische Gedichte schrieb. Sodann Ali-Paša, der Fette und Muntere, ein Dalmatiner aus Brazza (1556). Ein anderer Ali-Paša aus der Herzegowina, und der grösste Grossvesir des osmanischen Reiches (wie ihn Hammer-Purgstall nennt) Mehmed Sokolović, ein Bosnier, der die Stütze des Divans und Eidam Sultan Selims war, dessen Weisheit und Kraft allein durch die ganze Regierung Selims die Symptome der nahenden Schwäche des osmanischen Reiches deckte und der unter drei Sultanen sich in der schlüpfrigsten und gefährlichsten aller Würden, dem Grossvesirate, behauptete. Er hatte zwei Söhne, Hassan und Ibrahim, von denen ersterer Vesir und letzterer Kämmerer bei Hofe war; zugleich auch einen Neffen Mustafa Sokolović, der als Statthalter von Ofen 12 Jahre lang durch Tapferkeit und Grossmut, durch nützliche Bauten und Einrichtungen glänzte, und nach der Behauptung orientalischer Geschichtsschreiber der grösste unter den türkischen Statthaltern gewesen sei, die je Ofen und Ungarn verwalteten.

Über Mehmed Sokolović, diesen bedeutendsten türkischen Feldherrn und Staatsmann ist nachstehendes bekannt. Er befand sich bereits im Jahre 1515 im Kloster Milješevo, als der Sandžak-beg Skender Ornosović den Befehl erhielt, aus der Herzegowina 1000 Knaben nach Stambul abzuliefern; unter diesen befand sich auch der Klosterbruder Sokolović, den der Zufall in die grosse Sklavenschar des Iskender-Čelebija brachte. Als letzterer auf Befehl des Sultans am 15. März 1535 aufgehängt wurde, fielen seine Reichtümer wie auch seine 8000 Sklaven dem Sultan Soliman II. zu. Hiemit begann Sokolović' glänzende Laufbahn. Im Jahre 1546 trat er an die Stelle des ver-

storbenen Heiredin Barbarossa Kapuden-Paša und erbaute das erste Marine-Etablissement; 1551 wird er Begler-beg von Rumelien, erobert 1552 das Banat und Temesvár und dringt bis Erlau vor. Im Jahre 1553 scheitert der Feldzug Solimans II. in Persien, worauf er im Jahre 1554 diesen Krieg fortsetzt und mit dem Frieden von Amasia glücklich beendet.

Den Posten des Begler-beg von Rumelien erhielt nach Sokolović ein herzegowinischer Serbe, namens Pertev-Paša. Sokolović unterdrückte indessen den Aufstand des Mustafa-beg bei Saloniki, im Jahre 1559 den Aufstand des Prinzen Bajazit gegen den Prinzen Selim, und war auch in sonstigen Missionen tätig.

Als im Jahre 1565 der Grossvesir Semur Ali-Paša — ein Serbe — stirbt, erhält Sokolović diese Würde. Als im folgenden Jahre der Sultan Soliman II. vor Sziget stirbt, lässt der Grossvesir den Tod so lange verheimlichen, bis der neue Sultan (Selim), sein Schwiegervater, eintraf. Im Jahre 1571 wird die türkische Flotte bei Lepanto von Don Juan d'Austria vernichtet; Sokolović erbaut binnen eines Jahres 250 neue Schiffe gegen die heilige Allianz: Papst, Spanien und Venedig.

Im Jahre 1574 stirbt Sultan Selim und derselbe Grossvesir verheimlicht auch dessen Tod, bis sein Schwager, Sultan Murad III., herankam, der bald die Allmacht des Grossvesirs zu brechen beschloss; 1576 wurde Sigmund Bathory mit Gutheissung des Grossvesirs zum König von Polen gewählt; am 11. Oktober 1579 wird Sokolović in seinem Arbeitszimmer von einem fanatischen Dervisch erstochen, dem er selbst den Eintritt gestattete, nachdem das Personal ihn abgewiesen hatte. So endete der grösste Vesir, der übrigens 1575 das serbische Patriarchat in Peč erneuern liess, wobei sein nächster Verwandter Patriarch wurde. Bei dieser Gelegenheit hat er auch die serbischen Katholiken diesem Patriarchate unterstellt und dieselben verhalten, ihm die gleichen Abgaben wie die Serben zu leisten.

Mehmed Sokolović hinterliess kolossale Reichtümer, darunter 18 Millionen Dukaten, trotzdem seine Freigebigkeit bekannt war; in seinen eigenen Karawansereien musste jeder Gast Unterkunft und Kost gratis erhalten, dafür soll er von den neuernannten Vesiren 50—60.000 Dukaten Gratifikation erhalten haben.

Zu gleicher Zeit bekleideten auch sonstige südslavische Renegaten hohe Stellungen in der Türkei, wie Piale, der Sohn eines kroatischen Schuhflickers, und gleichfalls Eidam des Sultans Selim, dann Sinan-Paša, ein Kroate und Bruder Rustems, die beide Admirale

wurden. Das Vesirat bekleideten die Kroaten: Ferhad-Paša, Ahmed-Paša, der sich im Jahre 1524 in Kairo sogar zum Sultan aufwarf; die Bosnier: Mustafa-Paša, der Held der Grenze; Sal Mohammed-Paša, der Eroberer Cyperns; Lola Mustafa-Paša war Statthalter in Ägypten, Mektul Mohammed-beg, Baltaší Ahmed-Paša, Dženebi Ahmed-Paša; Temerud Ahmed-Paša und Žofi Ahmed-Paša, der vor Sziget gefallene Statthalter von Ägypten. Zur selben Zeit blühte auch die bosnische Familie Jaja oghlis (oghli Sohn).

Erwähnenswert ist es auch, dass zur selben Zeit vier türkische Prinzessinnen an vier slavische Renegaten verheiratet waren, u. zw.: die geistreiche Mirmali, die Tochter Soliman II. und Schwester Selim III. an den Kroaten Rustem; Fatima, die jüngere Tochter Selims an Siavuš-Paša, einen geborenen Slavonier, und die zwei älteren Töchter Esma und Gevher an den Bosnier Mehmed Sokolović und den Kroaten Piale, die zu gleicher Zeit (am 17. August 1562) die Doppelhochzeit in Konstantinopel in glänzendster Weise feierten.

Etwas Ungewöhnliches ist auch die Tatsache, dass Sokolović unter Murad, analog wie der Sultan selbst, einen regelmässigen Tribut von mehreren europäischen Reichen, wie vom österreichischen Hofe 9000, von Siebenbürgen 3000, von Ragusa 5000, von der Walachei 7000, von der Moldau 3000 und von Venedig 4000 Stück Dukaten jährlich erhielt. Er knüpfte auch Friedens- und Freundschaftsbündnisse mit dem venetianischen, florentinischen, spanischen und englischen Kabinette.

Unter Mohammed III. glänzten als Grossvesire: Ibrahim-Paša, ein Slavonier (1596), der Eidam des Sultans und vorher Statthalter in Ägypten, der selbst als Mohammedaner eine grosse Vorliebe für seine Landsleute, die Slavonier, hatte; so gab er vor, als die christlichen Einwohner von Požega ihren türkischen Richter im Aufstande erschlugen, es sei dies auf seinen Befehl geschehen, und fertigte ihnen sogar die schriftliche Urkunde aus, dass des Richters Blut gesetzmässig vergossen worden sei; denen, die ihm solcher Handlungsweise wegen Vorstellungen machten, gab er zur Antwort: „Sollen wir die Raja durch verhängte Untersuchungen in Feindesland treiben?“ Er bediente sich der durch seine Freundlichkeit, Freigebigkeit und Nachsicht unter seine Fahnen gelockten Banden christlicher Untertanen zur Vertilgung der Heyducken, vor deren Räubereien in seinem Vaterlande Slavonien seit 30 Jahren niemand sicher war. Auch scheint er ausser seiner Muttersprache kaum eine andere gesprochen zu haben, da er den Ragusaner Bunić (Bona) zu seinem Dolmetscher hatte, der ihm die Gespräche mit ausländischen Gesandten in slavischer Sprache erklärte.

Der zweite slavische Grossvesir Mohammed III. hiess Jaus Ali-Paša (1604), ein geborener Bosnier aus der erlauchten Familie der Malković. Ausser diesem waren der Admiral Chalil, genannt der Eroberer, und die gelehrten Scheiche Mohammeds, Alidede, in Bosnien geboren und zu Sziget begraben, und Petčevi aus Slavonien; der erstere war der Verfasser von Ewail, d. i. der Werke von den Urhebern politischer Einrichtungen und Erfindern der Wissenschaften und Künste, der letztere war ein berühmter Geschichtsschreiber der Osmanen.

Unter Ahmed I. war der Grossvesir Nasuh-Paša (1614), Sohn eines bulgarischen Christen aus Kumuldžina. Eine wichtige Rolle spielten zugleich der geborene Ragusaner Bostandži-Paša, und ein Sohn des Kroaten und Admirals Piale, der Bey von Alexandrien war.

Unter dem unglücklichen Osman II. (1618), dessen Schicksale unser (der kroatische) Dichter Gundulić so herrlich besang, herrschte als Grossvesir der Kroate Dilaver-Paša, welchen Sir Thomas als einen ernsten, gemässigten und weisen Mann schilderte *(Negotiations of Sir Thomas Roe S. 23)*; er fiel zugleich mit Osman anlässlich der Empörung der Janičaren im Jahre 1612.

Unter Mustafa I. und Murad IV. bekleideten zwei Bosnier die Grossvesirswürde u. zw. Daud-Paša, auf dessen Befehl der Sultan Osman II. ermordet wurde, und Chosrew-Paša, dessen Absetzung und Ermordung einen sehr gefährlichen Truppenaufstand zu Diarbekr und in Kleinasien zur Folge hatte.

Aus der jüngeren Zeit ist Omer-Paša zu erwähnen. Derselbe wurde unter dem Namen Latas im Jahre 1806 in Plaški im Oguliner Grenzregimente geboren, und desertierte 1828 als Kadett in die Türkei, wo er im syrischen Feldzuge (1839) Brigadegeneral, 1848 Militärgouverneur der Donaufürstentümer und 1847 Generalgouverneur in Bagdad wurde. Nach einer kurzen Verbannungszeit bekleidete er (1861) die Würde eines Generalgouverneurs in Rumelien, 1864 jene eines Feldmarschalls und wurde, als er in Begleitung des Sultans Abdul Aziz im Jahre 1865 in Wien erschien, mit aller Auszeichnung empfangen.

Das hier Angeführte möge genügen, um die Worte Hammer-Purgstalls, des grössten Orientalisten, zu bekräftigen, „dass das osmanische Reich zu Land und zu See nicht durch turkomanische Rohheit und Unausschliesslichkeit, sondern durch slavische und griechische Feinheit und List, Unerschrockenheit, Treulosigkeit (der eigenen Nation), Standhaftigkeit und Tapferkeit, sowie durch die Talente

und Herrschergaben der Eingeborenen in den eroberten (slavischen) Ländern als Koloss aufgestiegen, der den Nacken der Völker niedertrat, welche durch Renegaten und Sklavensinn ihre eigenen Eingeweide zerfleischten." —

M. Žunkovič:

Die Handschrift des hl. Hieronymus.

Im Kapellenschatze des Schlosses Maria Stein (bei Kufstein, Tirol) befand sich bis zum Abgange des Besitzers Grafen Paris Cloz ein Manuskript auf 12 Pergamentblättern, sowie eine alte Beischrift, welche sagt: *„Dieses puech hat Sant Jeronimuss mit aigner hant geschriben in Crabatischer sprach."*

Die näheren Schicksale dieser Handschrift waren auch noch auf dem Umschlage derselben in lateinischer Sprache beigefügt.[1]) Daraus ist zu entnehmen, dass die Quinternen (eigentlich sind es Quaternen) vom hl. Hieronymus eigenhändig geschrieben sind und einen Teil der Bibel in kroatischer Sprache enthalten. Das vorhandene Fragment ist nur ein Teil jenes, wenigstens 496 Seiten enthaltenden Buches, — nachdem die vorhandene Quaterne als die 62. mit glagolitischen Zahlen gekennzeichnete ist und dabei noch nicht den Schluss bildet —, das der Besitzer der Insel Veglia (Krk), Graf Johann Frangepan (Frankopan) als wertvolle Reliquie persönlich besass, und es mit Gold und Silber schmücken liess. Als dieser im Jahre 1482 in Venedig gestorben, verschleppte man dessen Hinterlassenschaft in alle Winde, beraubte jenes Buch des Edelmetalles und zerstückelte es zu Andenken. Einen Teil davon erhielt der Seelsorger von Veglia, Lukas de Reynaldis, und von diesem nachher der österreichische General Marquard Breisacher, der im Jahre 1487 als Friedensvermittler des Erzherzogs Sigismund mit den Venetianern fungierte. —

[1]) »Isti quinterni, hic intus ligati, scripti fuerunt de manu propria S. Iheronimi ecclesie Dei doctoris acutissimi. Et sunt biblie pars in ligwa (!) Croatina scripta. Et mihi dono dedit D. Lucas de Reynaldis, presbyter Veglensis dioeceseos, qui habuit a Magnifico Domino Johanne de Frangepanibus, domino insule prefate Vegle, qui librum auro et argento ornatum pro reliquiis venerabatur. Et cum Venetiis mortuus ac bona sua in predam data ac distracta fuissent, etiam de hoc libro aurum et argentum amotum fuit, et pars libri prefato D. Luce in manus venit, de qua michi Marquardo Breisacher militi, et tunc temporis Cesareo oratori, et pacis inter Illustrissimum Dominum Sigismundum Archiducem Austrie ex una, et Illustrissimum Venetiarum Dominum parcium ex altera confectori, illos inclusos duos quinternos pro speciali et grato munere dedit. Anno a Nativitate Domini MoCCCCo. — Breisacher m/p.

Nach Breisachers Tode (1509) kam das Fragment in das Archiv des Schlosses Maria Stein, das dem Grafen Schurff gehörte, von dem auch jene deutsche Notiz stammt. Im Wege der Erbschaft gelangte dann die Handschrift in den Besitz des Grafen Cloz (1777—1856), der sie vor seinem Tode der Stadtbibliothek in Trient widmete, wo sie noch heute im Rathause verwahrt wird.

Die vom Generalen Breisacher herrührende Zahl 1400 ist wohl nur ein *lapsus calami*, wonach er 1500 schreiben wollte, daher ein *C* ausgeblieben ist. Dass aber diese Notiz tatsächlich von Breisachers Hand stammt, gilt als erwiesen, weil diese Unterschrift einer anderen authentischen Unterschrift Breisachers gleichsieht.

Von derselben handschriftlichen Bibel befinden sich aber noch zwei weitere Blätter, deren Inhalt sich in jene von Trient einreiht, im Landesmuseum zu Innsbruck. Über diese weiss man nur, dass sie nach dem Tode des Freiherrn Alois Dipauli mit einer an 1400 Bände umfassenden Quellensammlung zur Geschichte Tirols in jenes Museum gelangte. Einige vermuten, dass sie früher dem Archive des Bistums Brixen angehörte, was auch glaubwürdig ist, denn es kann ja ein dortiger Bischof gleichfalls eine solche literarische Reliquie einst von den Besitzern in Maria Stein erhalten oder auch sonst erworben haben. Diese zwei Blätter bilden nämlich das 3. und 6. Blatt des einen Quaternions, von dem das 1. und 2., dann das 7. und 8. Blatt nun in Trient sind. Die Tatsache jedoch, dass das 3. und 6. Blatt hievon separat gefunden wurde, lässt annehmen, dass das noch fehlende Doppelblatt (4. und 5.) auch jemandem als Reliquie übergeben wurde, u. zw. wahrscheinlich auch irgendeinem benachbarten Kirchenfürsten (Trient, Passau, Regensburg?), wo es möglicherweise noch heute unbekannt liegt.

Graf Cloz interessierte sich für die alte, schon durch die Tradition selbst interessante Handschrift mit den seltsamen Zeichen in besonderer Weise, weshalb er schliesslich dieselbe von Schriftgelehrten der Universität Innsbruck untersuchen und studieren liess. Man konnte dort den Text allerdings nicht entziffern, aber man erkannte schliesslich doch im Manuskripte die slavischen Schriftzüge. Bartholomäus Kopitar, der damalige Skriptor der Hofbibliothek in Wien, wurde nun durch Dipauli, dem ersterer eine Gefälligkeit erwiesen, aus Dankbarkeit auf diese slavische literarische Rarität aufmerksam gemacht. Kopitar studierte nun die Handschrift und fand, dass sie Homilien in altslovenischer Sprache, etwa der alten Sprechweise in Kärnten angehörend, und in glagolitischer Schrift enthalte. Er verfasste nun eine ausführliche (lateinische) Schrift darüber, die unter

dem Titel „*Glagolita Clozianus*“ im Jahre 1836 erschien. Kopitar sagt darin im allgemeinen, dass der Kodex nicht jünger sein könne als vom Jahre 1037, wahrscheinlich sei er aber weit älter, und habe einen ausserordentlichen Wert für die Kenntnis des altslavischen Schrifttums. Gelehrte der Universität Göttingen, die Kopitars Arbeit überprüften, bestätigten dies.

Das Innsbrucker Fragment war aber Kopitar noch nicht bekannt. Dieses hat nun Professor Miklosich in den „Denkschriften der Akademie d. Wiss.“ in Wien im Jahre 1860 in analoger Weise unter dem Titel „Zum Glagolita Clozianus“ besprochen. Im Jahre 1893 behandelte Professor Dr. V. Vondrák (Wien) die Handschrift in böhmischer Sprache („Glagolita Clozův“) und fügte noch einige wertvolle Berichtigungen bei. Ansonst kümmerte sich bis heute niemand mehr um dieselbe; es gibt bis heute keine komplette Faksimile-Ausgabe, ja es ist nicht einmal sicher, ob schon Photographien der ganzen Handschrift existieren. Um unseren Lesern vorläufig eine Vorstellung vom Aussehen derselben zu bieten, wurde in der Beilage I das Faksimile der letzten Seite des Innsbrucker Fragmentes beigegeben, was dem Verfasser die Verwaltung des Ferdinandeums zuvorkommendst ermöglichte. — Die weisse Fläche war schon herausgeschnitten, als die Schrift verfasst wurde, da der Inhalt deshalb nicht unterbrochen ist.

Die bisherige Benennung „*Glagolita Clozianus*“ wurde hier aus sachlichen Gründen in die „Handschrift des hl. Hieronymus“ umgesetzt. Es war doch vor allem der Graf Cloz gar nicht der erste bekannte Besitzer beider Fragmente; überdies werden alle Handschriften entweder nach dem vermeintlichen Autor oder aber nach dem Fundorte benannt; weshalb gerade hier eine Ausnahme gemacht wird, ist in keiner Hinsicht begründet.

Wir haben aber auch auf Grund geschichtlicher Daten volle Berechtigung, diese Handschrift dem hl. Hieronymus zuzuschreiben, denn wir besitzen für alle unsere Klassiker nicht annähernd so viele Autoritätsbelege, wie gerade in diesem Falle.

Ganz abgesehen von der Verwahrung des grösseren Teiles der vorhandenen Handschrift im Kapellenschatze, was bei gewöhnlichen Schriftdenkmälern doch nicht der Fall ist, verdienen die beiden beigelegten Notizen eine besondere Beachtung, denn sie geben zweifellos überkommene Traditionen wieder. Desgleichen ist es ja sonst ganz unverständlich, wer da auf den hl. Hieronymus spekulativ verfallen wäre, da doch bis zum Jahre 1836 die Schrift niemand lesen konnte; die Schrift ist aber einmal da und wer sie verfasste, musste

doch die glagolitische Schrift wie die altslovenische Sprache vorzüglich gekannt haben. Die Lebensgeschichte des hl. Hieronymus sowie die Schrift und der Text selbst bieten aber für unsere Annahme eine weitere sehr solide Bestätigung.

Hieronymus wurde im Jahre 340 in Stridon (Dalmatien) geboren. Er war zweifellos ein Slave, da er in seinen Schriften selbst die Dalmatiner oder Illyrer als *„linguae suae homines“* (Leute seiner Sprache) nennt, wie auch zugibt, er habe die Bibel für seine Landsleute übersetzt. Dessen kirchenschriftstellerische Bedeutsamkeit konzentriert sich auch nicht so sehr in den eigenen, wenn auch von Scharfsinn und Gründlichkeit zeugenden Schriften, als in dem Verdienste, auf seinen grossen Reisen die Schätze der griechischen Theologie gesammelt und sie sodann dem Abendlande vermittelt zu haben. Die in der Handschrift enthaltenen Homilien stammen aber alle von Kirchenschriftstellern, von denen selbst der jüngste 13 Jahre vor Hieronymus starb, denn die darin befindlichen Texte sind nahezu reine Übersetzungen aus dem Griechischen, wie sie Johannes Chrysostomus († 407), Athanasios († 373) und Epiphanias († 403) niedergeschrieben. Die Handschrift ist demnach in bezug auf ihre Quellen und ihren Inhalt, was doch literarhistorisch für eine so alte Zeit gewiss von hoher Bedeutung ist, zum mindesten nicht anachronistisch. — Ob sie zugleich ein Autograph des hl. Hieronymus ist, wissen wir selbstredend nicht, aber der Umstand, dass sie traditionell als Reliquie jenes gelehrten, später heiliggesprochenen Kirchenliteraten so hoch bewertet und als solche an hohe Personen verteilt wurde, fällt bei dem Kriterium der Originalität wesentlich in die Wagschale.[1]) Dagegen, dass diese Handschrift demnach nicht direkte vom hl. Hieronymus stammen könnte, liegt nach allem nicht das geringste Bedenken vor; die Entstehung derselben muss demnach in den Zeitraum von 407—420 fallen. Diese Annahme erhält aber durch besondere ge-

[1]) Daß man schon in ältester Zeit Handschriften berühmter oder gar als heilig geltender Männer tatsächlich sozial hochstehenden Personen verehrte, ist weder etwas Ungewöhnliches noch geschichtlich Unbekanntes. Wurde doch z. B. die Evangelienhandschrift zu Cividale, die ein Autograph des Evangelisten Markus selbst sein soll, später zerlegt und als Reliquie verteilt; zwei Blätter erhielt der Kaiser Karl IV. (1364), den Rest die Republik Venedig. Es ist dies jene Handschrift, an deren Rändern sich hochgestellte Pilger, die das Kloster Štivan (St. Johann) bei Duino besuchten, zu verewigen pflegten, da sie mit Rücksicht auf den Autor als heilig galt. Auf diese Art erfahren wir auch eine Menge slavischer Namen schon aus dem VIII.—IX. Jahrhunderte, wie: Braslav, Chotmar, Kocel, Nitrabor, Olomer, Perebred, Pribina, Radoslav, Trudopolk, Hesla, Milena, Zalislava u. a. m. (Vergl. auch »Staroslovan«, 1913, S. 168.)

schichtliche Vorkommnisse geradezu noch den Charakter der begründeten Wirklichkeit.

Die slavische Lithurgie, die sich in einem Teile des österreichischen Küstenlandes bis heute erhielt, wurde seinerzeit vom Papste Johann X. (914—928) stark bedrängt. Da er die Tätigkeit des Slavenapostels Method, den er in keiner Schrift unter den heiligen Kirchenschriftstellern finden wollte *(„quem in nullo volumine inter sacros autores comperimus")*, nicht billigte, forderte er den Bischof von Spalato auf, die slavische Lithurgie in seiner Diözese zu bekämpfen und zum lateinischen Ritus überzugehen. Am darauffolgenden Konzile in Spalato (925) wurde der slavische Gottesdienst tatsächlich aufgehoben und die Einweihung von Slaven zu Priestern, sofern sie nicht lateinisch verstanden, verboten.

In dieser nationalen Bedrängnis fand aber die slavische Geistlichkeit einen kräftigen Ausweg, indem sie entgegenstellte, dass ihre Lithurgie durchaus nicht vom Apostel Method eingeführt sei, sondern vom hl. Hieronymus, dem man ohnehin allgemein das glagolitische Alphabet zuschrieb, und der ein hochangesehener und bereits heiliggesprochener Kirchenschriftsteller war. Doch gegen diese Autorität, — Hieronymus ist doch auch der Verfasser der Vulgata, der authentischen Bibelübersetzung —, konnte der Papst nicht weiter ankämpfen; jedenfalls waren damals noch derart gewichtige und allgemein bekannte Belege hiefür vorhanden, dass es aussichtslos schien, ohne Untergrabung der eigenen Autorität den Plan durchführen zu können.

Es müssen demnach damals vom hl. Hieronymus tatsächlich allgemein bekannte religiöse Werke in slavischer Sprache vorhanden gewesen sein, denn sonst hätte der Papst jenen verblüffenden Rückzug gewiss nicht angetreten, und hat dieser reelle Beweis augenscheinlich und zum Hauptteile beigetragen, dass der Papst Innozenz IV. im Jahre 1248 jene bedeutungsvolle Bulle ausgab, welche die Berechtigung und Notwendigkeit der slavischen Lithurgie im kroatischen Küstenlande anerkannte.

Aber noch ein weiterer wichtiger Umstand in kirchengeschichtlicher Hinsicht ist hier bedeutungsvoll. — Dass die Handschrift des hl. Hieronymus sowohl hinsichtlich der Spracheigentümlichkeiten sowie der paläographischen Momente unter allen bekannten Überresten der glagolitischen Literatur die älteste ist, wurde auch noch von niemandem angezweifelt. Die glagolitische Schrift wird aber in der Wissenschaft auch die „hieronymische" genannt, muss daher älter als die

cyrillische sein. In Paris fand man seinerzeit eine Handschrift, die man dem IX. bis höchstens XII. Jahrhunderte zuschrieb, welche das „*Abecenarium bulgaricum*“ enthielt. Dort war zu ersehen, — die Handschrift ist später wieder spurlos verschwunden —, dass derjenige, der hier das glagolitische Alphabet niedergeschrieben, entweder schon eine alte, aber auch schon nicht mehr korrekte Vorlage benützt hat, da er viele Laute fehlerhaft kopierte, oder war er selbst des Slavischen zu wenig kundig. Doch dies sind nur logische Rückschlüsse auf das hohe Alter dieser Schrift.

Mit dieser Altersklassifikation unserer Handschrift hängt jedoch die Frage, ob bei den Südslaven von den heimischen Schriften die glagolitische oder die cyrillische in der Lithurgie die ältere sei, im innigen Zusammenhange. Dieser Zweifel ist jedoch nicht unschwer zu beheben, wenn wir auch von der Handschrift des hl. Hieronymus als Kronzeugen vollkommen absehen, denn stammt die cyrillische Schrift tatsächlich vom Apostel Cyrill (und Method), so ist sie naturgemäss jünger als die glagolitische. Weiters spricht hiefür folgendes:

a) man fand Palimpseste, in denen die cyrillische Schrift die radierte, daher ältere glagolitische Schrift bedeckt. Dies ist z. B. im Evangelienkodex von Bojana (bei Sofia), der aus 109 Pergamentblättern in Quart besteht, der Fall;

b) gibt es eine erkleckliche Zahl von cyrillischen Handschriften, bei denen viele paläographische Momente unbedingt dafür sprechen, dass sie aus älteren glagolitischen Vorlagen abgeschrieben, daher nur transkribiert wurden;

c) enthalten die glagolitischen Schriftdenkmäler ältere Wörter und ältere grammatische Formen als die cyrillischen;

d) sind in der glagolitischen Schrift etliche Buchstaben nach links offen, was schriftkundlich nur dort anzutreffen ist, wo ursprünglich von rechts nach links geschrieben wurde und diese Schreibweise ist zweifellos die ältere.

Die glagolitische Schrift ist demnach schon sehr alt und zugleich auch weit älter, als die Lebenszeit des hl. Hieronymus, denn es hat wenig Wahrscheinlichkeit, dass jemand ein neues Alphabet in jenem Momente aufstellt, als er für seine Landsleute die Bibel übersetzt oder kommentiert, da ja sonst die religiös-pädagogische Wirkung durch die technischen Schwierigkeiten der Lesemöglichkeit ohne den gewollten Erfolg bliebe. — Hiefür spricht aber auch noch der Umstand, dass Hieronymus selbst wiederholt in seinen Schriften vom Alphabete

eines gewissen Aethicus spricht, und hält auch K. Pertz („*De cosmographia Ethici*". — Berlin 1853) dafür, dass dieser um die Mitte des IV. Jahrhundertes lebende Slave nach allem der wirkliche Erfinder der glagolitischen Schrift war, d. h. auch Pertz nimmt eben jenen Mann als Urheber, den man geschichtlich noch festzuhalten vermag. — Die Einführung einer neuen Schrift geht aber noch weit schwerfälliger vor sich, wie etwa eine neue Münzwährung; für eine solche Umwertung genügt meist nicht einmal die Zeit einer Generation; um wie viel schwieriger ist dies noch bei Einführung einer neuen Schrift!

Übrigens wurde bei den Albanesen von J. v. Hahn ein Alphabet entdeckt, das dem glagolitischen stark ähnlich sieht; der Erfinder soll ein Albanese namens Büthakukye gewesen sein. Mann glaubt, dass diese Schrift bereits im II. Jahrhunderte, als die Christianisierung Albaniens eingesetzt hat, in Gebrauch getreten sei; positive Beweise fehlen hiefür, aber sehr alt ist diese nun schon ganz aus dem Verkehre getretene und vergessene Schrift auf jeden Fall.

Doch auch die cyrillische Schrift scheint nicht von Cyrill, der im Jahre 868 starb, zu stammen, da es schon ältere Belege für diese Schriftart gibt. Sehen wir auch ab von der Inschrift auf dem Salzburger Fingerringe, sowie jener auf dem im Jahre 1799 in Nagy-Szent-Miklos gefundenen Metallschüsselchen, da wir deren relativ hohes Alter doch nicht verlässlich taxieren sowie den Text in griechisch-cyrillischer Schrift selbst sprachlich noch nicht vollkommen verstehen, so kennen wir doch eine Inschrift, die angeblich nicht jünger als das VI. Jahrhundert sein kann. In Rom wurde nämlich, wie dies die Zeitschrift „Sokol" (Turócz-Szt.-Marton 1862) berichtete, in der Krypte der Peterskirche eine hölzerne Bildsäule gefunden, die den Apostel Petrus und Paulus darstellt, und im VI. Jahrhunderte aus der Peterskirche ausrangiert worden sein soll. Auf dem Sockel befindet sich die russisch-cyrillische Inschrift, die sich als solche besonders durch die Anwendung der slavischen Halbvokale „jer" und „jerr" hervorhebt:

СТЬИ ПЕТЬРЬ И СТЬИ ПАВЬЛЬ

also: *sti Petr i sti Pavl* d. i.: *sveti Petr i sveti Pavl.* —

Vergleicht man nun zum Schlusse aller dieser Hypothesen die Vergangenheit mit der Gegenwart, so kommt man folgerichtig zu dem Resultate, dass es einst genau so, wie heute, viele Alphabet- und Schriftarten gab. Haben doch heute die Deutschen, die Russen, Serben und Bulgaren, die Griechen, die Albaner, die Juden usw. eine eigene Schrift; die Alphabete weichen sogar bei den einzelnen Slavengruppen, wie Slovenen, Kroaten, Böhmen und Polen, die sonst doch alle die lateinische Schrift anwenden, auch noch wesentlich ab.

Die Handschrift des hl. Hieronymus.

(Das älteste bisher bekannte glagolitische Schriftdenkmal.)

Faksimile der letzten Seite des Fragmentes im Ferdinandeum in Innsbruck.
Um ein Geringes verkleinert.



Dasselbe gilt für die Russen, Serben und Bulgaren für die cyrillische Schrift. Alle diese Völker können sich aber auch heute bei dem unvergleichlich erweiterten Verkehre und den erhöhten Bildungsprämissen nicht einmal zu einer gemeisamen Schrift oder einem einheitlichen Alphabete zusammenfinden; wer will aber dies nun bei den alten Völkern voraussetzen!

Unter diesem Gesichtspunkte ist es daher überhaupt nahezu aussichtslos, über einen zeitlich begrenzten Ursprung der glagolitischen wie cyrillischen Schrift zu kalkulieren, da doch die meisten Kulturemanationen nicht Augenblickswerke, sondern ein Produkt von Jahren, ja Jahrhunderten sind, was analog auch für die Entwicklung der verschiedenen Schriftarten gilt: auch für diese muss man den gangbaren Trugschluss wegräumen, als ob die Alphabete gerade in jenem Zeitpunkte konstruiert oder entdeckt worden wären, aus welchem deren ältester Existenzbeleg vorliegt.

Um dem Interessenten eine allgemeine Orientierung über den Inhalt und die Sprache dieser Handschrift zu bieten, wird nachstehend der Text der Beilage I. in der einfachsten Transkription und zeilenweise wiedergegeben; dieser lautet:

. . . silo dast ti nedožnije ubalu-
eši, i prokaženje očištaeši, i slje-
pije tvoriši prozrjeti i ina mnoga ču-
desa takova tvoriti. Za ti li dobrije
djetjeli sje mzdi vzdaeši emu.
Čto hoštete mi dati set i az vam prje-
dam i. w neistovstvo velikoe pače že
w srebrolubstve vse se zloe to s-
tvorilo est. to vzlub s učitelje
svojego prjedast. tak bo est zli t
koren. bjesa gori dušo našo buje tvorit,
tvorit vso. ne vjedjeti i sebe iskrniti
i tjelesnago običaje, i ot samago s-
misla izgna ni, i ne pomnit ni
družbi ni običaje, ni roda ni ino-
go nikogože. (i) osljepi oči uma našego
jekože v t(mje) tako tvorit in hodit
i v brjegi m(je) taet i da ubjesi se v i-
stino. i biżd i togda to všed
koliko v . . . . se od duše judovi
besjedo običaj obštenje eže na
trapjezah. divnoe učenje i naka-

zanje v (se srebo) lubstvje s-
tvorilo est zabiti, pravi
blaženi Pavel glaše (glagolaše). Jeko
koren vsjem zlom e-
st srebrolublenje.
Čto hoštete mi sjet
dati i az vam prjeda-
m i. velje drzost
velje bestudje. rci
mi togo li prjedaeši iže v-
sječkaa održit. vladoštago bje-
si, poveljevaještago miru, vladi-
ko vsjekoi tvari. tvorješta slovo-
m i poveljenm vse, i hotje u-
čiti i bezum . e . go utoliti vo-
lejo svoejo prjedan bis i poslu-
šan čto stvori v to vremje prjeda
nu egda pridu na-n s oroži i dr . . .

Dass die hier ersichtliche Sprache einmal in Kärnten gesprochen worden wäre, wie Kopitar meint, hat nahezu keine Wahrscheinlichkeit; es dürfte dies weit eher die einstige Sprache im österreichischen Karstgebiete gewesen sein, wo sich die slovenische Sprache mit der kroatischen nachbarlich mengt.

Die Transkription erfolgte hier ohne Beachtung der Halbvokale, da diese nur störend wirken; diese sind auch nur philologische Wassertriebe, die der natürlichen Sprache einst von den Grammatikern gegeben wurden. Die besondere Wichtigkeit, die daher den Halbvokalen in der slavischen Wissenschaft beigemessen wird, ist auch deshalb unbegründet, weil doch die meisten Sprachen dieselben gar nicht beachten, mitunter auch immer weiter eliminieren. Dass sich aber diese zahlreichen Halbvokale schon in dieser alten Handschrift befinden, ist jedoch ein unleugbarer Beweis, dass diese slavische Schrift nicht nur schon lange aktiv gewesen, sondern dass ihr auch schon eine sehr bedeutende wissenschaftliche Pflege längst zuteil geworden sein muss.

Sonderbarerweise ist der Text dieser Handschrift bisher noch nie in das lateinische Alphabet transkribiert worden, und doch wäre eine intensivere Beachtung der Handschrift längst am Platze gewesen, da sich hiemit das Vergleichsmateriale für die Überprüfung anderer, namentlich der älteren verdächtigten Handschriften, vermehrt hätte und so manche böse sprachliche Entgleisung undenkbar gewesen wäre. —

Zwei »nichtexistierende« slavische Dokumente.

I. Der Majestätsbrief Alexanders d. Gr. an die Slaven.

Mitgeteilt von M. Žunkovič.

Im Artikel „Alexander d. Gr." (Seite 257—262, 1913) hat F. V. Sasinek dargelegt, dass Alexander d. Gr. ein Slave war, Slaven beherrschte und des Slavischen kundig gewesen sein musste. Diese Hypothese dürfte auch die Existenz wie den Text eines Majestätsbriefes jenes berühmten Königs der Macedonier an die Slaven verständlicher machen, von dem sich eine alte Kopie, jedoch in lateinischer Transkription, im Landesmuseum zu Prag befindet. Das Original selbst soll in einer der kuriosesten Bibliotheken der Welt, jener der 2000 alten Manuskripte in Konstantinopel, in die nur ganz auserlesene Personen Zutritt haben, erliegen; eine Bestätigung fehlt zwar, aber schon die Tradition an sich verdient eine nachdenkliche Beachtung. Vermutlich war das Original slavisch, möglicherweise griechisch geschrieben; der vorhandene lateinische Text lautet folgend:

„Nos Alexander, Philippi regis Macedonum haeres . . . a solis ortu ad occasum a septentrione ad meridiem Dominus, illustri prosapiae ac linguaa Slavorum Massagetisque salutem. Qui nobis semper in fide veraces, in armis strenuissimi nostri milites et coadjutores robustissimi fuistis, damus vobis hanc totam plagam terrae quae extenditur ab Aquilone usque ad partem Italiae Meridionalis ut nullus ausus sit isthic manere aut se locare nisi vestrates et quiqunque alienus inventus fuerit, illic manens sit servus vester et eius posteri servi vestrorum posterorum. Datum ex Magna Alexandria . . . anno regnorum nostrorum II.[1]) —

Dieser „Majestätsbrief" wurde von den Gelehrten sofort als eine Fälschung oder plumpe Unterschiebung erklärt; als Argumentation hiefür diente lediglich der Umstand, dass man sich mit Rücksicht auf

[1]) D. h.: »Wir Alexander, Erbe des Königs Philipp von Macedonien, Herrscher vom Sonnenaufgange bis zum Untergange, und vom Norden bis zum Süden: Gruss dem berühmten Geschlechte und Volke der Slaven wie Massageten! — Da Ihr uns stets in Treue ergeben, im Kampfe unsere tüchtigsten Soldaten und kräftigsten Helfer waret, geben wir Euch alle Länder der Erde, die sich vom Norden bis zum südlichen Teile Italiens erstrecken, damit es, ausser Euren Leuten, niemand wage sich dort niederzulassen oder zu verbleiben. Falls aber jemand dort ansässig vorgefunden würde, so soll er Euer Diener sein und dessen Nachkommen sollen Diener Eurer Nachkommen werden! — Gegeben in Gross-Alexandria im II. Jahre unserer Regierung«.

die ungeklärte Vergangenheit der Altslaven über ein solches Dokument in anderer Weise keine Rechenschaft legen konnte. Wie nun jemand aus eigenen Stücken zu der Verfassung eines geschichtlich so rätselhaften Briefes kommen oder auf die Materialisierung solcher Traditionen verfallen konnte, ist kurzweg rätselhaft, sofern die reale Basis fehlt. Man glaubt allerdings, dass hiezu bestimmte Stellen in den Schriften Strabos (VII, 3), Arrians (VII, 8), des Curtius Rufus (I, 4) und Kallisthenes (I, 23), die den Heereszug Alexanders gegen die Geten und Scythen schildern, den Anlass gegeben haben, eine solche Tendenz herauszulesen.

Es folge hier auszugsweise dasjenige, was Professor Niederle in seinem Werke „Slovanské starožitnosti" („Slavische Altertümer", I., 1. Heft, S. 335) alles über diesen Majestätsbrief weiss, und mit welcher Unüberlegtheit slavische Professoren über jedes Objekt herfallen, das die wahren Verhältnisse über die alten Slaven irgendwie lichten könnte. — Niederle will nämlich herausgefunden haben, Alexander sei auf seinem Zuge gegen die Geten im Jahre 335 gar nicht tiefer in deren Land gedrungen, daher die Berührung mit den Slaven nur ein auf falsche Quellen aufgebautes Märchen sein könne. Die Tradition selbst sei eine suggerierte, die erst durch die nachträgliche Ausfertigung jenes fingierten Majestätsbriefes ihre Stütze erhielt. Wer der Fälscher war weiss man zwar nicht bestimmt, aber man vermutet (!) denselben in Lorenz von Březnov (1370—1435); das „Original" soll im Kloster Emaus in Prag, eine „Kopie" hievon im Benediktinerkloster in Krakau verwahrt worden sein. — Der Beginn dieser falschen Tradition lasse sich bei den Nordslaven bis in das XIII. Jahrhundert zurückverfolgen, als sich der slavische Gedanke gegen das Deutschtum entschieden zu wenden begonnen, und sein Anrecht auf Mitteleuropa zu reklamieren sich anschickte (?). Niederle weiss zwar nicht, ob diese Idee nicht eher von den Südslaven ausgegangen sei, da bei diesen noch ältere Beweise einer ähnlichen Verherrlichung und Höherstellung der Vergangenheit der Slaven vorhanden seien usw., aber er schliesst damit, der Majestätsbrief ist falsch, alles weitere ist ihm Nebensache.

Alle diese Vermutungen berechtigen aber in gar keiner Weise zur Abgabe dieses positiven Schlussurteiles, und etwas, was man subjektiv nicht zu erfassen vermag, braucht deshalb noch lange kein allgemein gültiges Falsum zu sein. Freilich haben auch wir kein notarielles Dokument in der Hand, dass jener Brief wirklich von Alexander d. Gr. ausgefertigt wurde, denn man würde wahrscheinlich auch dieses verdächtigen; und selbst wenn das Original in Konstan-

tinopel tatsächlich erliegt, so wird man dann wieder dieses anzweifeln, das wissen wir ja, aber schliesslich dürfen wir auch nicht vergessen, dass die Wissenschaft die Pflicht hat, ein verdächtiges Professorenurteil auch wieder zu überprüfen. —

Betrachten wir vor allem die Methode, wie Professor Niederle die Geten aus dem Verkehrsbereiche Alexanders d. Gr. eskamotiert: durch die Inszenierung einer kleinen Völkerwanderung. Alexanders Zug ging über die Donau, da die Geten im IV. Jahrhunderte linksufrig wohnten. Herodot hingegen, der um 424 v. Chr. starb, erzählt noch, dass sie damals zwischen der Donau und dem Balkangebirge wohnten. Sie mussten demnach kurz zuvor, damit die Sache stimmt, den Uferwechsel vorgenommen haben. Strabo (I. Jahrh. v. Chr.) erzählt aber wieder, dass die Geten in Thrazien wohnten. Dieser Völkerquadrille zufolge gab es gerade nur zu jener Zeit, als Alexander jenes slavische Gebiet durchzog, dort keine Slaven, um mit ihnen in Kontakt kommen zu können, wohl aber unmittelbar zuvor und unmittelbar nachher.

Wer sagt uns überdies, dass jene Traditionen bei den Süd- wie Nordslaven über Alexander auch gerade damals ihren Anfang genommen haben, als sie das erstemal historisch nachgewiesen erscheinen? — Ist eine Stadt, die urkundlich im Jahre 1200 das erstemal erwähnt wird, deshalb etwa am Sylvestertage zuvor erbaut worden? — Sind die verschiedenen böhmischen Alexandreiden (Dichtungen) auch durchwegs Fälschungen? Wie kommt es, dass für Alexander bei den Slaven seit jeher ein so lebhaftes hereditäres Interesse bestand, wenn hiezu jede historische Kontinuität fehlte? — Die äusserst konservativen slovenischen Bauern am Bachergebirge (Steiermark) wussten um das Jahr 1840, wie der deutsche Professor Puff (Marburg a D.) schreibt, noch auffallend viel über Alexander d. Gr. zu erzählen. — Die alten Wenden holten sich, der ältesten Überlieferung nach, ihren ersten König, Anthyrus genannt, aus dem Heere Alexanders, da jener unter des letzteren bewährter Kriegskunst zum Rufe eines tüchtigen Feldherrn gelangt war. In dem Prozesse Philotas wirft Alexander diesem die Vernachlässigung der macedonischen Sprache und Sitte vor; er selbst hasste doch die Griechen ihrer Wortbrüchigkeit wegen, bekriegte und unterjochte sie. Ist es daher noch verwunderlich, wenn er sich seinen slavischen Untertanen gegenüber, die an seiner Grösse und seinem Ruhme so treu und erfolgreich mitschmiedeten, so lobend, so dankbar, so visionär aussprach! So beweise man endlich, welche Sprache sonach jene Völker am Balkan, wo auch alle alten topischen Na-

men slavische Formen haben, damals sprachen, wenn es nicht die slavische war! —

* * *

II. Das politische Testament Peters d. Gr.

Mitgeteilt von M. v. Czerlien.

Peter d. Gr. (1689—1725), der Schöpfer von Russlands Grösse, hinterliess seinen Nachfolgern auf dem Throne Russlands ein grosszügiges politisches Testament, welches im Archive von Peterhof deponiert wurde, das man aber später als unterschoben zu erklären versuchte.

Dasselbe beginnt folgend (Übersetzung):

„Im Namen der hl. unteilbaren Dreieinigkeit! Wir, Peter, Kaiser und Selbstherrscher aller Reussen etc. an alle Unsere Nachkommen und Nachfolger auf dem Throne und in der Regierung der russischen Nation!

Da der grosse Gott, welcher Uns Dasein und Krone verlieh, Uns beständig mit seinem Lichte erleuchtete und mit seinem Beistande unterstützte usw.“ — Hier setzt Peter I. auseinander, dass er, nach seiner Ansicht, welche er für die Vorsehung hält, das russische Volk als dereinst zur Generalherrschaft über Europa berufen ansieht. Er gründet seine Meinung darauf, dass sich die europäischen Nationen grösstenteils in einem Zustande der Altersschwäche befänden, der der Hinfälligkeit nahekomme, woraus dann folge, dass sie leicht von einem jungen neuen Volke unterjocht werden könnten, sobald dieses seine Vollkraft erlangt habe. Der russische Monarch betrachtet diese zukünftige Invasion in die Länder des Okzidents und Orients vom Norden her als eine periodische Bewegung, welche in der Gewalt der Vorsehung liege, die auf diese Weise auch das römische Volk durch die Invasion der Barbaren regenerierte. Er vergleicht diese Auswanderung der Polarmenschen mit den Überschwemmungen des Nil, der zu gewissen Zeiten die mager gewordenen Felder Ägyptens befruchtet. Er fügt hinzu, dass Russland, welches er als einen Bach gefunden habe, und als einen Strom hinterlassen werde, unter seinen Nachfolgern zu einem grossen Meere heranwachsen werde, bestimmt, das verarmte Europa zu befruchten, sowie auch, dass seine Wellen, trotz aller Dämme austreten würden, wenn seine Nachfolger die Strömung derselben zu leiten wüssten. Deshalb hinterlasse er ihnen folgende Anhaltspunkte, die er ihrer Aufmerksamkeit und beständigen

Beachtung empfehle, wie auch Moses dem jüdischen Volke die Einhaltung seiner Gesetztafeln befohlen habe.

I. Die russische Nation muß in einem beständigen Kriegszustande sein, um den Soldaten kriegerisch und in Atem zu erhalten. Keine Ruhe, als um die Finanzen des Staates zu verbessern, die Armeen zu rekrutieren und den günstigen Augenblick zum Angriffe abzuwarten. So dient der Frieden dem Kriege und der Krieg dem Frieden im Interesse der Vergrößerung und des wachsenden Wohlstandes Rußlands.

II. Durch alle möglichen Mittel sind aus den gebildetsten Völkern Europas Heerführer im Kriege und Gelehrte im Frieden herbeizurufen, um die russische Nation der Vorzüge anderer Länder teilhaft zu machen, ohne daß sie von ihren eigenen etwas verliert.

III. Es ist bei jeder Gelegenheit an den Angelegenheiten und Zwistigkeiten Europas teilzunehmen, besonders an denen Deutschlands, welches, da näher gelegen, von direkterem Interesse ist.

IV. Polen muß geteilt werden, indem man Verwirrung und beständige Eifersucht darin unterhält; die Gewalten müssen durch Gold gewonnen, die Tagsatzungen bestochen werden, um auf die Wahl der Könige einzuwirken; man muß sich daselbst eine Partei erwerben, russische Truppen hineinschicken und sie solange daselbst verweilen lassen, bis sie Gelegenheit finden, ganz dazubleiben. Machen die benachbarten Mächte Schwierigkeiten, so muß man sie momentan zufriedenstellen, indem man das Land zerstückelt, bis man das, was man weggegeben, zurücknehmen kann.

V. Man muß Schweden so viel als möglich wegnehmen und sich von demselben angreifen lassen, um einen Vorwand zu dessen Unterjochung zu haben. Zu diesem Zwecke muß man es von Dänemark und Dänemark von Schweden trennen, und ihre Rivalität sorgfältig unterhalten.

VI. Die Gemahlinnen der russischen Prinzen sind stets aus den deutschen Prinzessinnen zu nehmen, um die Familienverbindungen zu vermehren, die Interessen zu nähren und so Deutschland von selbst mit unserer Sache zu verbinden, indem man unseren Einfluß daselbst vermehrt.

VII. Man muß vorzugsweise das Bündnis mit England für den Handel suchen, da dieses die Macht ist, welche unserer am meisten für ihre Marine bedarf, und der Entwicklung der unsrigen am nützlichsten sein kann, Holz und andere Produkte gegen dessen Geld

austauschen, und unter seinen Kaufleuten, Matrosen und den unsrigen beständige Verbindungen unterhalten.

VIII. Sich ohne Aufenthalt nach Norden, das Baltische Meer, und gegen Süden hin, das Schwarze Meer entlang, ausbreiten.

IX. Sich soweit als möglich Konstantinopel und Indien nähern. Wer hier dereinst regiert, ist der wahre Herrscher der Welt. Deshalb muß man beständige Kriege, bald mit der Türkei, bald mit Persien erregen; Werften und Stapelplätze am Schwarzen Meere anlegen; sich allmählich dieses Meeres, sowie des Baltischen bemächtigen, was ein doppelt notwendiger Punkt für das Gelingen des Planes ist; den Verfall Persiens beschleunigen; in den persischen Meerbusen dringen; wo möglich durch Syrien den alten Handel mit der Levante wiederherstellen und in die beiden Indien eindringen, welche die Magazine der Welt sind. Ist man erst hier, so kann man das Gold Englands entbehren.

X. Ferner sorgfältig die Verbindung mit Oesterreich suchen und unterhalten; scheinbar seine Absichten auf eine dereinstige Hegemonie über Deutschland unterstützen und gegen dasselbe unter der Hand die Eifersucht der Fürsten erwecken. Ebenso muß man die Einen wie die Anderen dahin bringen, daß sie bei Rußland Hilfe suchen und eine Art Protektion über das Land ausüben, welche die künftige Herrschaft vorbereitet.

XI. Das Haus Oesterreich dafür interessieren, daß der Türke aus Europa verjagt wird, und seine Eifersucht, wenn Konstantinopel erobert ist, neutralisieren, indem man entweder die alten Staaten Europas zu einem Kriege gegen dasselbe aufreizt, oder ihm einen Teil der Eroberung abtritt, um ihm denselben später wieder abzunehmen.

XII. Alle durch Spaltungen getrennten Griechen, die in Ungarn, der Türkei oder im südlichen Polen verbreitet sind, um sich zu versammeln, sich zum Mittelpunkte, zur Stütze derselben, und im voraus durch eine Art priesterlicher Suprematie eine universelle Vorherrschaft gründen.

XIII. Ist Schweden unser, Persien besiegt, Polen unterjocht, sind unsere Heere vereinigt, das Schwarze wie Baltische Meer von unseren Schiffen bewacht, so muß man einzeln und insgeheim erst dem Hofe von Versailles, dann dem von Wien den Antrag machen, die Universalmonarchie mit ihnen zu teilen. Nimmt einer von Beiden den Vorschlag an, was unfehlbar ist, wenn man ihrem Ehrgeize und

ihrer Eigenliebe schmeichelt, so bediene man sich des Einen, um den Anderen zu vernichten; dann vernichte man auch den Uebrigbleibenden, indem man mit ihm einen Kampf beginnt, der nicht zweifelhaft bleiben kann, da Rußland dann schon als Eigentum den Orient und einen großen Teil Europas besitzt.

XIV. Falls, was nicht wahrscheinlich ist, Beide das Anerbieten Rußlands ausschlagen, so muß man dieselben gegen einander aufhetzen und bewirken, daß sie sich gegenseitig aufreiben. Benützt Rußland dann den entscheidenden Augenblick, so schickt es seine in voraus versammelten Truppen auf Deutschland, während zwei beträchtliche Flotten, die eine aus dem Azovschen Meere, die andere aus dem Hafen von Archangel, mit asiatischen Horden beladen, unter dem Geleite der armierten Flotten des Schwarzen und Baltischen Meeres auslaufen. Auf dem Mittelländischen Meere und auf dem Ozean vorrückend, überschwemmen sie dann von der einen Seite Frankreich, während Deutschland von der anderen Seite bedrängt wird; und sind diese beiden Landstriche besiegt, so wird das übrige Europa leicht und ohne Schwertstreich unter das Joch kommen.

So kann und muß Europa unterjocht werden.«

Dieses historisch wie politisch merkwürdige Aktenstück wurde von dem äusserst gewandten und geistreichen Chevalier d'Eon während seiner diplomatischen, in Weiberkleidern vollbrachten Sendung am Hofe der Kaiserin Elisabeth von Russland, deren Vorleser(in) er im Jahre 1756 war, kopiert, dem Abbé von Bernis, Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Frankreich, und Ludwig XV. im Jahre 1757 überreicht. Nach dem im Jahre 1810 erfolgten Tode des genannten Chevaliers wurden mehrere hinterlassene Papiere desselben zugleich mit diesem Dokumente in der Kanzlei für auswärtige Angelegenheiten aufbewahrt und Friedrich Gaillardet die Benützung derselben zu den autentischen Memoiren d'Eons von Seite des Herzogs Broglie bewilligt. Diese Behelfe wurden noch durch die Güte eines Verwandten desselben, namens Despreaux, mit einer grossen Menge von Privatbriefen und schriftlichen Aufsätzen dieses interessanten Doppelwesens vermehrt. Die Originale derselben sind heute in der Stadtbibliothek von Tonerre, dem Geburtsorte d'Eons, als eine Merkwürdigkeit hinterlegt. Gaillardet beteuert die Echtheit aller in diesen Memoiren angeführten Dokumente, folglich auch des politischen Testamentes, und bedauert mit Recht, dass d'Eon die vorläufigen Betrachtungen, die es enthielt, verstümmelt habe. — Man will später entdeckt haben, dass jenes Dokument, wahrscheinlich auf Napoleons Anordnung, erst um das Jahr 1812 in Paris verfasst worden sei;

etwas Beweiskräftiges für diese Annahme ist jedoch nicht vorgebracht worden, im Gegenteile, es muss bei dem bekannten Stolze und Machtgefühle Napoleons diese Vermutung als ganz unnatürlich abgewiesen werden, wenn man auch von sonstigen Unstimmigkeiten für diese Annahme absieht.

Schlussfolgerungen aus diesen beiden Dokumenten.

Das Völker-Klimakterium und der Panslavismus.

Von M. Žunkovič.

Die spätere und gewohnheitsmässige Verdächtigung dieser Dokumente als Fälschungen kann heute niemanden befremden, denn wo es sich um Slavisches im positiven Sinne handelt, da ist im Prinzipe jede Quelle gefälscht, jeder Gegenbeweis wertlos, jeder Verteidiger ein „Panslavist" oder Ignorant; dass aber hiemit nur ein krasser Selbstbetrug kultiviert wird, welcher lediglich die wahren Verhältnisse verschleiert, dieses scheint man auf keiner Seite zu erfassen.

Man weiss aber dermalen noch gar nicht, ob der Majestätsbrief Alexanders d. Gr. nicht doch im Originale (oder in alter Kopie) in Konstantinopel erliegt, aber man weiss schon, dass er unterschoben ist. — Dasselbe gilt betreffs des zweiten Dokumentes. Die Eingeweihten des russischen geheimen Staatsarchives im Peterhof werden sicherlich etwas Positives wissen, es uns aber kaum sagen. Eigentlich ist aber dies auch gar nicht nötig, denn der Geist eines solchen, ob konkreten oder imaginären Testamentes, waltet doch offen, und spricht die Politik wie Presse doch auch tagtäglich von einem solchen Vermächtnis. Viele Punkte desselben sind bereits sinngemäss durchgeführt, weitere sind im Zuge, die restlichen werden aber durch den natürlichen Gang der Dinge bei den fortwirkenden Prämissen oder später zur Tatsache; welche Logik also: das Dokument besteht nicht, aber das Programm existiert! — Man leugnet sonach die papierene Idee ab, aber die in die Tat umgesetzte oder die vor unseren Augen sich umsetzende gibt man offen zu. —

Beide Dokumente decken oder ergänzen sich aber in einem grossen Gesichtswinkel: sie sehen die schliessliche Beherrschung Europas durch die Slaven voraus. — Jener Seherblick von divinatorisch geklärter Grosszügigkeit leidet aber an keiner optischen Täuschung, denn diese politisch-geographische Prophezei-

hung geht, wenn auch sehr bedächtig, so doch mit statistisch begründeter Sicherheit ihrer Verwirklichung entgegen. In beiden Schriften hebt sich nämlich schon die geläuterte Idee eines natürlichen Panslavismus hervor.

Der ethisch-soziale Kern des Begriffes „Panslavismus" war ständig ein anderer, als ihn die Geschichte und Spekulation zu bewerten verstanden. Man wurde sich darüber nie klar, dass sich darin nur eine konstant wirkende Zukunftsemanation birgt, die durch den natürlichen Wechsel der biologischen wie physiologischen Phasen des Menschengeschlechtes unaufhaltsam und automatisch ihrer Substantiation entgegengeht. In der tieffundierten Erkenntnis und Erfassung dieser Idee gipfelt daher die höchste Philosophie über das Werden und Vergehen der Völker.

Wer jedoch in dem Begriffe „Panslavismus" etwas mechanisch Lenkbares oder durch Worte Gängelndes sieht, kennt eben das wahre Wesen dieses Begriffes nicht, sei er nun ein Freund oder Feind dieses Stichwortes. So kommt es auch, dass man einerseits den Panslavismus gefühlgemäss fürchtet und ihn gewissermassen zu einer Art verbrecherischer Umsturzideen stempeln will, andererseits aber denselben energisch ableugnet, weil niemand das Geheimnis des wahren Organismus, sondern nur die momentane Energie der Komponenten desselben zu erfassen vermag.

Peter d. Gr. erkennt schon vor 200 Jahren, dass sich „die europäischen Völker grösstenteils in einem Zustande der Altersschwäche befinden, die der Hinfälligkeit nahe komme." — Vor etlichen Jahren hätte man noch über diese Inspiration des russischen Autokraten gelacht; heute aber, nachdem die Statistik wirklich herausgefunden, dass die romanischen Rassen in der Population rapid, die germanischen fühlbar zurückgehen, ist jene Erkenntnis nur zu bewundern. Bei den Slaven ist jedoch ein Rückgang in der Population nirgends zu merken. Die Zukunft gehört aber jenen Völkern, die anwachsen, nicht aber absterben; welches Volk will aber da mit den Slaven heute in Europa konkurieren! — Es gibt eben Menschen wie Völker, die sich bald ausleben; die Slaven gehören sicherlich nicht zu diesen. —

Ob aber gerade das russische Volk zur Generalherrschaft in Europa berufen ist, diese Vorhersagung kann nur die Zukunft beantworten; für jeden Fall sprechen aber die heutigen volkswirtschaftlichen, geographischen wie militärischen Momente ernstlich hiefür. — Russland ist schon als ausgesprochener Agrikulturstaat, der seine reichen Kraft- und Lebensquellen in seinem eigenen Boden besitzt,

seit langem, wie auch heute, nur mehr durch ein zweites Russland besiegbar. Der kompakte Länderkoloss ist in seinem Herzen selbst durch die vereinigte feindliche Macht nicht mehr erfolgversprechend anzugreifen; davon können auch schon Darius, Džingis-Chan und Napoleon aus Erfahrung erzählen. Die kriegerische Kraft geht mit der Zeit ins Unglaubliche, da hier auch die Population am rapidesten steigt und überdies durch Auswanderungen nicht dezimiert wird; versagt aber gelegentlich das Kriegsglück, so ist auch schon der Gegner gründlich erschöpft. — Der Boden selbst kann noch immer eine sich verfünffachende Landbevölkerung ernähren. — Im Agrikulturstaate bedarf aber der Landbauer immer neuzugreifender frischer Arbeitskräfte; er schafft sich daher Arbeitsbienen in der reichlichen Nachkommenschaft. Bekanntlich steht auch bei den Slaven, und namentlich Russen, die Frau noch immer in umso höheren Ehren, je grösser die Zahl ihrer lebenden Kinder ist. Im Industriestaate hingegen sind die Kinder der Familie nur Drohnen und lästige Mitesser, die im Gegenteile die Existenz der Familie erschweren. Die Völker können daher auch nie an der Über-, sondern nur an der Entvölkerung zugrundegehen; ihr Grab ist die Überkultur und ihr Niedergang beginnt in jenem Momente, als Mann und Weib, sei es im Taumel der Genüsse, sei es bei den erschwerten Existenzbedingungen, ihre natürliche Sendung vergessen und sich, ohne irgendwelche Rücksichten auf die staatserhaltenden Prämissen zu nehmen, lediglich als egoistisches Einzelindividuum ausleben wollen.

Die grosse Umwertung wird daher, wie man annimmt, durchaus nicht durch die Kriegsfurie erfolgen, sondern durch den Eintritt des Völker-Klimakteriums, d. h. es stellt sich schliesslich bei den Völkern nach einem gewissen Alter, wie in der Natur des Weibes, eine Fortpflanzungsgrenze automatisch ein. Die nun eintretende Leutenot wird von diesem Momente an noch mit fremden Populationsüberschüssen gedeckt, bis schliesslich die Wagebalken selbst ihre Lage vollkommen wechseln.

Auf dieser Beobachtung scheinen aber auch schon die Schlussfolgerungen Alexanders d. Gr. aufgebaut zu sein. —

Wir können doch den täglichen Vorgängen in der Geschichte entnehmen, dass aus dem unerschöpflichen slavischen Populationsüberschusse alle benachbarten Völker seit Jahrhunderten, wahrscheinlich aber seit Jahrtausenden, ihre Bevölkerungsziffer ununterbrochen ergänzen, und — nie umgekehrt. — Aus mehr oder minder verlässlichen Quellen weiss man doch auch, dass schon die Römer, Griechen, Perser, Hispanier aus der vorgefundenen bodenständigen oder

benachbarten Bevölkerung ihre Heeresmacht ergänzten; hatte doch z. B. Xerxes die „moži" von Pontus Euxinus, also Russen in seinem Heere; Alexander soll aber, der doch beständig auf Eroberungen ausging, nicht gewusst haben, welchen Stammes und welcher Sprache seine Soldaten seien! —

Der moderne künstliche Panslavismus ist daher völlig ungefährlich, denn dafür sorgen schon die ständigen Eifersüchteleien der Slaven untereinander; gefährlich ist nur jener ungefühlte Panslavismus, der selbst durch die Gewalt der Dinge naturgemäss und unaufhaltsam heranrückt.

Die kleinen Mätzchen, als: das Austrommeln der Geschichts- und Kulturlosigkeit der Slaven, um deren Selbstbewusstsein herabzudrücken, die künstliche Entnationalisierung, die verschleiernde Statistik, die Förderung der Auswanderung, die Hindernisse in der Schulentwicklung sind nur Augenblicks-Narkotika mit geradezu entgegengesetzter Wirkung, denn je länger die Slaven durch derlei Hindernisse im Fortschritte zurückgehalten werden, desto unverbrauchter werden sie ihre Naturkräfte konservieren. Gegen den natürlichen Schlußsieg des Panslavismus in Europa arbeitet sonach, wenn sich die Populationskurven von heute eben nicht mehr wesentlich ändern, die Erziehung, die Wissenschaft wie das Geld für die Dauer ganz vergeblich. —

Die beiden erwähnten Dokumente zeigen daher lediglich an, dass in diesem Sinne schon längst von jemandem den Slaven das Horoskop gestellt wurde, mögen nun diese Vordenkenden und Weitblickenden auch nicht gerade Alexander oder Peter d. Gr. geheissen haben. —

J. Ružička:

Kulturbilder aus altslavischer Zeit.

I. Belege aus der Grünberger Handschrift.

Zur Feststellung, ob der Inhalt der Grünberger oder Königinhofer Handschrift in welchem Zusammenhange mit jenen Daten steht, die uns über das Kulturleben der alten Slaven aus anderen Quellen bekannt sind, wollen wir hier beide Handschriften durchgehen und jene Begriffe erörtern, die sich namentlich auf das mythologische wie soziale Gebiet beziehen, um damit zu zeigen, ob der Inhalt jener

Handschriften vereinzelt dasteht, also nur erdichtet ist, oder ob er doch Analogien hat.

Schon eingangs der fragmentarischen Grünberger Handschriften lesen wir:

. . . Aj, Vletavo, če mútiši vodu,
če mútiši vodu striebropěnú?
Za tě l'útá rozvlajáše búria,
sesypavši tuču šira nebia . . .[1]

Im vorstehenden Verse erscheint der Begriff „tuča, tučia" rätselhaft, denn es hat sich bisher kein Forscher bemüht, diesen Ausdruck aufzuklären oder dessen Relationen zu anderen slavischen Sprachen hervorzuheben. Wie nennen aber z. B. die Polen eine lange Regenzeit? — Sie sprechen doch zum Regenbogen: „tęczo, tęczo, trinke kein Wasser, du verursachst damit den Leuten Schaden!"[2] Sie nennen sonach den Regenbogen „tęcza". Und ist dieser Begriff nicht identisch mit dem erwähnten „tuču"? Ist dies nicht ein und dieselbe Personifikation der Feuchtigkeit, die sich in gleichem Sinne da wie dort widerspiegelt?

Ist jedoch die Behauptung, dass „tęcza, tuča" oder der Regenbogen als Regengottheiten anzusehen sind, richtig, dann müssen diesbezügliche Spuren auch sonst vorhanden sein und finden wir auch unzählige solche. In der Reihe der Feuchtigkeitsbegriffe spielt vor allem der Regenbogen eine äusserst wichtige Rolle. Es heisst nämlich, dass schon unsere Altvordern daran hielten, der vom Himmel fallende Regen müsse wieder hinaufgezogen werden; man glaubt daher noch heute, dass der Regenbogen dies besorge, das Wasser aus den Seen, Flüssen und Quellen trinke und es den Wolken übermittle, weshalb er bei den Russen wie Slovenen auch „pijavica", bei den Polen „piauka"[3] genannt wird. Von ihm hängt der Regen und die Menge desselben ab. Bei den westlichen Slaven ist der Aberglaube verbreitet, dass die Hexen imstande seien, den Regenbogen zu stehlen, um auf diese Art die Dürre herbeizuführen.[4] Haben nun die Riesen, die die Wolken schaffen, kein Wasser zur Verfügung, so leihen sie sich den Regenbogen von der Sonne aus, senken ihn

[1] »Ei, Moldau, was trübst du dein Wasser,
was trübst du dein Wasser, das silberschäumige?
Hat dich ein wilder Sturmwind aufgerührt,
ausschüttend den Guß des weiten Himmels . . .«

[2] Afanasjev, Poetičeskaja vozzrěnija Slavjan na prirodu, I. S. 356.

[3] Dr. Máchal, Nákres slovanského bájesloví, S. 69.

[4] Afanasjev, Poetičeskaja u. s. w., I. S. 335.

mit dem einen Ende in einen Fluss oder Teich, und lassen so das Wasser zu den Wolken ziehen.[5])

Den Regenbogen darf man, obschon er mit seinem Erscheinen eine schöne Witterung andeutet, nicht vom Regen trennen. Die Russen sprechen nach langer Regenzeit den Regenbogen direkt an, indem sie sagen: „Raduga Duga, biete uns keinen Regen, gib uns Sonnenschein, gib uns schönes Wetter!" [6])

Der Regenbogen galt den Altslaven seit jeher als ein Objekt höherer Verehrung. Der Beweis hiefür hat sich noch darin erhalten, dass man nach ihm nicht mit dem Finger zeigen darf, da man sonst abmagere oder ausgesogen werde.[7]) Überdies sagen die Čecho-Slaven nicht „duha", sondern „boží duha", also „Gottes-Regenbogen[8]); im russischen Gouvernement Archangelsk analog: „božija duga".[9])

Daraus ist zu entnehmen, dass das polnische „tęcza" eine Art Vergötterung des Regens oder der wohltätigen Niederschläge bei den Altslaven war. Gerade deshalb aber, weil sich jener Begriff in der Handschrift erhielt, wenn auch in mässig veränderter Form von „tęcza" (sprich „tenča") d. i. „tuča", gibt er ein klares Zeugnis, dass er hier richtig und so angewendet wurde, wie er eben seinem mythologischen oder richtiger: natürlichen Ursprunge nach mit dem behandelten Gegenstande selbst zusammenhängt.

Weiter heisst es betreffs Lubuša:

„. . . *stúpi kněžna v b ě l e s t v ú c i rizě,*
stúpi na stol oten v slavně sneme . . ." [10])

Hatte nun das Auftreten der Fürstin in der Farbe dieses Staatskleides eine besondere Bedeutung? Hatte die weisse Farbe einen besonderen Vorzug? — Gewiss, denn es gibt Beweise genug, dass die weisse Farbe einen festlichen Charakter kennzeichnete. So trugen z. B. die wendischen Frauen zum Zeichen der Trauer weisse Leinwandkleider,[11]) und der Volksetymologie nach, wenn sie auch falsch ist, benannte man den „Bělbog" (weisser Gott) deshalb so, weil er als Gott des Lichtes angesehen wurde.

In der altslavischen Tracht nimmt die weisse Farbe die erste Stellung ein. Das mit Spangen befestigte Oberkleid aus weissem Tuche

[5]) Archiv f. slav. Philologie, V., S. 640.

[6]) Afanasjev, Poetičeskaja u. s. w., I., S. 355.

[7]) Časopis Česk. Musea, 1854, S. 547; 1855, S. 18; Lid, I., S. 132.

[8]) Časopis Čes. Musea 1855, S. 181.

[9]) Afanasjev, Poetičeskaja u. s. w., I., S. 350.

[10]) . . . Nun tritt die Fürstin in w e i ß s c h i m m e r n d e m Festgewande ein und besteigt den Thron der Väter in der hohen Versammlung . . .«

[11]) N. G. Leskes Reise durch Sachsen. Leipzig, 1785, IV., S. 134—138.

hat sich bis heute erhalten; die Bulgaren nennen es „bugla", die Huzulen „gugla". Die heidnischen Priester trugen weisse Kleider. Hatte nun ein Nichtpriester irgendeine Zeremonie zu verrichten, so war es selbstverständlich, dass er sich zuvor hiezu weiss kleidete. Bei den Drevljanen[12]) war es Sitte, dass beim Setzen des Kreuzbaumes der Älteste die Herden segnete, wobei er in ein weites weisses Gewand gehüllt im feierlichen Tanze um den Baum geführt wurde.

In Oberschlesien buken die Mädchen beim höchsten Sonnenstande zu dessen Ehre Rundbrote, die sie „słončęta" (= Sonnenbrot) nannten; sie breiteten es früh morgens als Sonnenopfer auf einer weissen Leinwand aus und sangen hiezu im Rundtanze:

„Graj słonce, graj
tutaj są tvoi słončęta . . ." [13])

Die Farnkrautblüte, die dem Volksglauben nach nur in der Sonnwendnacht purpurrot aufblüht, darf man nicht mit der blossen Hand pflükken, sondern nur mit einem weissen Tuche. Ebenso erzählt ein Märchen, dass die Schlange mit der goldenen Krone diese ablegt, wenn man ihr ein weisses Tuch unterbreitet.[14]) — Auch die Fischgreten vom Weihnachtsabend bringen Fruchtbarkeit, wenn man sie in einem weissen Tuche zu einem Baume bringt und sie dort vergräbt. — Die „weisse Vila" ist die gute Schwester des Mädchens im Gedichte „Vilina pobratima" (= Vilas Blutsfreundin).[15])

Die slavischen Ansichten über höhere weibliche Wesen stimmen alle darin überein, dass sie stets in weissem Gewande erscheinen. Betreffs der Schicksalsgöttinnen wissen die Kroaten wie Slovenen, dass sie schön wie die Vilen seien, und stets weissgekleidet erscheinen.[16]) Die Böhmen stellen sich die Schicksalsgöttinnen („sudičky") entweder als weisse Frauen oder weisse Matronen vor; sie sind weiss gekleidet und tragen überdies auf dem Kopfe ein weisses Tuch. — „Dolja" (= die Personifikation des Glückes bei den Südslaven) wird als eine weisse Frau dargestellt. — „Boža Lošč" erscheint den Lausitzern, Serben in Gestalt einer weissen Frau. (Máchal, S. 73).

[12]) Hildebrand, Ueber Dravan, 1672. — Sie wohnten im Gebiete des Flusses Jeea oder Jetzel, einem linken Nebenflusse der Elbe.

[13]) Ermans Archiv zur Kunde von Rußland: Heidnische Gottheiten der Weißrussen. V. S. 4. (»Wärme, Sonne, wärme, hier sind deine Rundbrote . . .«)

[14]) Hanuš, Bájeslový kalendář, slov. 29.

[15]) V. S. Karadžić, Srpske narodne pjesme, S. 156.

[16]) J. Máchal, Slov. bájesloví, S. 55.

Die „Vilas“ stellen sich die Slaven stets als schön gewachsene, ewig junge Frauengestalten in weissen Gewändern vor; die Slovenen nennen sie überhaupt „weisse Frauen“. — Ebenso erscheinen sie den Slovaken als junge, schöne Mädchen in weissen Kleidern mit langem, aufgelöstem Haare. Ein Volkslied sagt diesbezüglich:

„Tam okolo Strečna
cesta nebezpečná,
pod zamkom sa skryly
v bielých plachtach Vily.“ [17])

Die „Waldmädchen“ (oder Frauen) erscheinen als schöne Frauengestalten, die entweder in ein weisses Gewand oder in einen grünen, dem Spinngewebe ähnelnden Schleier gehüllt sind. (Máchal S. 91). — „Medulina“, wie deren eine genannt wird, geht als „weisse Frau“, in der linken Hand ein Körbchen, in der rechten einen Blumenstrauss, herum. „Polednice“ werden allgemein als „weisse Frauen“ angesehen. Ebenso sind die Wassernymphen nach polnischer Auffassung in Weiss gehüllt, nur tragen sie einen grünen Gürtel. — Über „Bělun“, den Greis mit dem langen weissen Barte, erzählen die Weissrussen, dass er stets in weisser Hülle erscheint und zur Erntezeit den Schnittern hilft. — Die Russen stellen sich „Jarilla“, die Frühlingsgottheit, als einen herrlichen Jüngling auf einem weissen Pferde und in weissem Mantel vor.[18])

Weiters ist es auch bekannt, dass dem Gotte Svantevit in Arkona (Rügen) ein milchweisses Pferd mit langer Mähne, die man nie stutzen durfte, geheiligt war; nur der Priester durfte es füttern sowie reiten. Man glaubte allgemein, dass Svantevit auf diesem Pferde selbst in den Kampf ziehe, sobald seinem Heiligtum Gefahr droht, und schrieb diesem Pferde auch die Gabe der Weissagung zu. Begaben sich die Bewohner von Rügen aufs Meer oder auf einen Kriegszug, so wurden vor dem Heiligtume drei Paar Speere in gleichem Abstande von einander in die Erde gepflanzt und sodann mit einem dritten Speere überlegt. Nach einem Gebete führte nun der Priester das Pferd durch die Speere. Trat dieses nun mit dem rechten Fusse zuerst aus, so galt dies als eine glückliche Vorbedeutung; setzte es zuerst den linken Fuss vor, so schloss man daraus auf einen ungünstigen Ausgang. — Der Seherruf des Gottes Svantevit war so gross, dass selbst Fremde dahin kamen, um sich Rat zu holen; ja Saxo

[17]) Kollár, Zpiewanki, I., S. 412. (»Gefährlich ist der Weg dort um Strečno (Burg, heute Ruine), denn dort unter dem Schlosse haben sich Vilen in weißen Linnen versteckt.«)

[18]) Afanasjev, Poetičeskaja u. s. w., I. S. 441.

Grammatikus weiss sogar zu erzählen, dass ihm der dänische König Sveno einen herrlichen Bächer hiefür zum Geschenke machte.

Die weisse Farbe hatte daher bei den Altslaven eine ganz besondere Bedeutung, und galt sie nicht nur, wie hier bei Lubuša, als die Farbe des Fest- oder Staatskleides, sondern man gebrauchte den Begriff „bel" attributiv sonst in unzähligen Verbindungen, wie: „bilý šuhaj, bilá čelad, bielo diovča, biely květ, biela laluga, bilé rano, biely dvor, bela nedjela, bela smrt u. ä.

Weiter heisst es, dass die Fürstin den goldenen Thron der Väter bestieg. Der „Thron der Väter" spielt bei den Altslaven eine der wichtigsten und hervorragendsten Rollen. Schon in der böhmischen Geschichte wird der „Thron der Väter, der Fürstensitz" unzählige Male angeführt; auf dieser Basis bildete sich nun auch im Slavischen das ureinfache Wort „nastolen", d. i. auf den Thron erhoben, was natürlich unter bestimmten Zeremonien erfolgte.

Desgleichen wird in der altrussischen „Erzählung von Igors Kriegszuge" („Slovo o polku Igorevje") wiederholt an den „Thron der Väter" angespielt. Da heisst es z. B. vom Fürsten Vsevolod: „er vergass auf Ehre und Leben, auf die Stadt Černigov und auf den goldenen väterlichen Thron"; und an anderer Stelle: „zwei Falken flogen weg vom väterlichen goldenen Throne, um zu gewinnen die Stadt Tmutorokan"; dann: „Grossfürst Vsevolod, gedenkst du nicht von der Ferne herzueilen, um zu beschützen den goldenen Thron der Väter?" — Es ist dies sonach ein unbewusster Beweis für die einstigen geordneten sozialen wie kulturellen Verhältnisse der Altslaven.

Ebenso sind uns die Zeremonien bei der Einsetzung eines neuen Fürsten in Kärnten gut erhalten, doch handelt es sich hier um keinen goldenen Thron, sondern nur um einen steinernen Herzogsstuhl, der noch heute auf dem Zollfelde bei Maria-Saal zu sehen ist. Der Unterschied ist wohl begründet, denn die Wahl und Bestätigung des Fürsten fand hier auf freiem Felde statt.

(Fortsetzung folgt.)

Altslavische Schriftproben.

Wie schwierig schon die Runeninschriften zu lesen sind, obschon ein reichliches Vergleichsmaterial zur Verfügung steht, ist hinreichend bekannt, da die graphische Darstellung der Buchstaben vormals keine normierte war und es auch keine offizielle Orthographie gab. Es gibt aber bekanntlich auch heute noch nicht zwei Menschen, die eine kongruent gleiche Handschrift hätten. Naturgemäss noch grösser sind

diese Unterschiede in älterer Zeit, als es keinen grosszügigen Leitfaden für die Buchstabenformen und keine systematischen Alphabete gab. Besondere Schwierigkeiten bieten aber noch die Ligaturen (Buchstabenverbindungen) sowie die gangbaren Wortkürzungen, da sich keine Vorlagen oder Schlüssel hiefür erhalten haben.

Solche sporadisch anzutreffende Inschriften werden nun hier gesammelt, damit dieses unbekannte oder weit zerstreute Material für Studien und Vergleiche vereinigt vorliege und allenthalben eine synthetische Restituierung der alten Alphabete, Schriftformen und graphischen Eigenarten ermögliche.

Wir nennen schon vorgreifend diese konkreten Vorlagen: Altslavische Schriftproben. Es lässt sich nämlich mit ziemlicher Bestimmtheit vermuten, dass alle diese Inschriften textlich slavisch sind, denn die verschiedenen Begleitumstände sagen, dass sie nicht griechisch, lateinisch, gotisch oder arabisch sind, und eine weitere Sprache, als die slavische, kommt dabei kaum in Betracht.

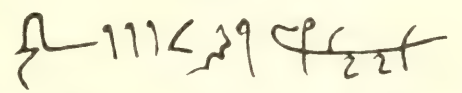
DIE REDAKTION.

*

I. Ein altrussischer Stammbuchvers.

In Fig. 1 ist das Faksimile einer Schrift wiedergegeben, die ein Russe um das Jahr 965 über besondere Bitte dem damaligen arabischen Reisenden Ibn-Abi Jakub el Nedim als Probe seiner russischen Handschrift vorzeigte. Es ist bisher nicht bekannt, was er

Fig. 1.



hier niederschrieb: möglicherweise ist es aber eine damals nur bei den Kaufleuten gebräuchliche Schrift. Es geht daraus hervor, daß auch in Rußland zu gleicher Zeit verschiedene Schriften gangbar waren, denn z. B. die russischen Münzen jener Zeit sind hingegen entweder mit Runen oder lateinischen Buchstaben beschrieben.

J. Ružička (Prag).

II. Eine Grabinschrift bei Cattaro.

Auf einem alten Grabstein im Kreise Cattaro (Kotor) wurde i. J. 1844 die in Fig. 2 dargestellte Inschrift gefunden. — Vorerst konnte den Text niemand entziffern. W. Hanka, der damals schon reichliche Sachkenntnisse und paläographische Erfahrungen hatte, erfuhr hievon (Jordans »Slav. Jahrbücher«, 1844), und entzifferte das Epitaph folgend: »Rab božij i pravoslavnyj Uroš, unuk staroga

car Uroša Vražčića byst u cara u Stjepana Retževiću spisase (?) i prjestavi se mjesjaca sentjabra 5. den« — d. i.: »Der rechtgläubige Knecht Gottes, Uroš, der Enkel des alten Cars Uroš Vražčić, war bei dem Car Stephan Retževič . . . und starb im Monate September den 5. Tag«. —

Fig. 2.

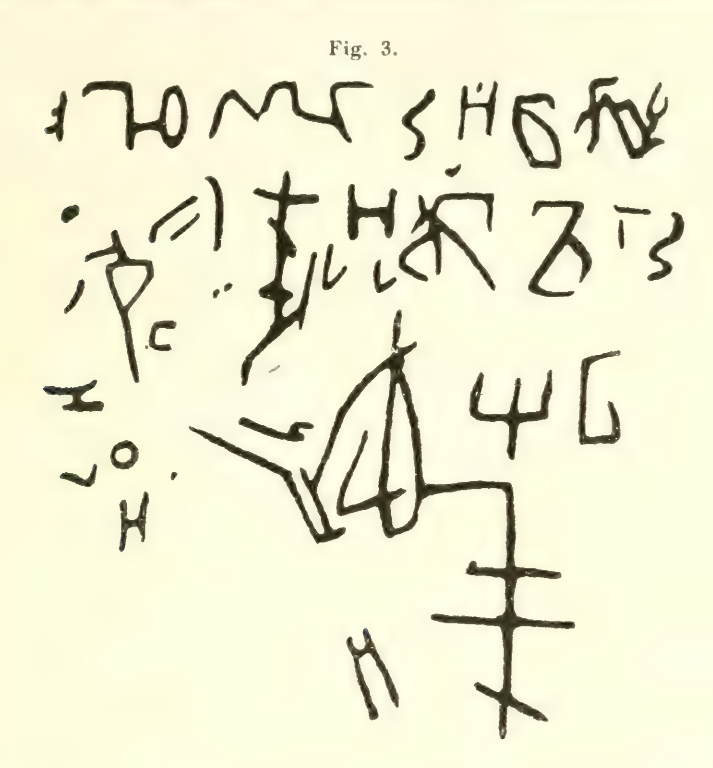
Ob seither eine Ergänzung oder Berichtigung dieser Lesung, die zum großen Teile zutreffend erscheint (der Begriff »spisase« ist im Sinne unklar und wahrscheinlich unrichtig gelesen), ist dermalen nicht bekannt. Die Namen dieser Care kommen in keiner Chronik, auch in jener des Dukljanin, der örtlich hievon am nächsten lebte, vor; da aber der Monatsname »sentjabar« offenkundig römischen Ursprungs ist, dürfte der hier Verewigte etwa im II.—VIII. Jahrhunderte gelebt und anläßlich eines Besuches bei seinem Großvater gestorben sein. P. Zagorac (Triest).

III. Inschrift auf der Basilius-Kirche in Vladimir.

Auf der Basilius-Kirche in Vladimir (Volhynien) wurde die in Fig 3 dargestellte Inschrift vorgefunden. Die zauberhafte Inschrift, die nebstbei viele bekannte Buchstaben aufweist, ist unmöglich verläßlich zu lesen, weil der Schreiber ein Labyrinth von Ligaturen anwendet, wobei auch in dem Falle, als man alle Laute kennen würde, noch immer die gedachte Reihenfolge der Buchstaben unbekannt bleibt.

Die Inschrift befindet sich auf einer Schiefertafel und war wahrscheinlich schon auf der ursprünglichen Kirche, die noch ein Holzbau war, angebracht. Mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit kann

Fig. 3.



man annehmen, daß das Epigraph eine kurze Schilderung der Entstehung der Kirche selbst in russischer Sprache enthält. Ueber das Alter ließe sich erst approximativ sprechen, wenn datierte Schriftbelege ähnlicher Art zum Vergleiche stünden. O. Červený (Kiev).

IV. Inschriften auf der Burg Zvíkov.

Auf der Burg Zvíkov (d. Klingenberg) im Bez. Pisek (Böhmen) befinden sich drei bisher ungelöste Inschriften. Fig 4 zeigt die Inschrift auf dem Wartturme. Man hielt sie bisher vielfach als eine ungewöhnliche Aneinanderreihung von Steinmetzzeichen, welche Ansicht jedoch unbedingt abzuweisen ist. Man nahm nämlich dies aus dem Grunde an, weil jedes Zeichen anders aussieht; dies trifft jedoch nicht zu, sondern die Anwendung von Ligaturen ist es nur, welche diese Ansicht suggeriert. — Fig. 5 stellt eine Inschrift am Torbogengewölbe dar, Fig 6 eine solche am Portale des Keller-

gewölbes unter der Kapelle; möglicherweise sind die 4 Zeichen als Zahlen anzusehen. —

Von allen drei Inschriften, die alphabetisch von einander wohl abweichen, aber doch derselben Grundform zu entstammen scheinen,

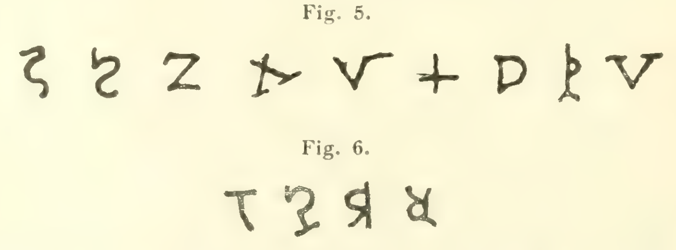
Fig. 4.



ist jene in Fig 4 die älteste, jene in Fig 6 die jüngste. — Es entspricht dies auch der normalen Entstehung einer Burg. Die älteste Sicherungsvorsorge bestand in einem Wacht- oder Aussichtsturme; dann schlossen sich weitere Zubauten für die Wachtmannschaft an. Nahm

Fig. 5.

Fig. 6.



der Schutzherr einer bestimmten Gegend schließlich seinen ständigen Sitz auf der Burg, so erbaute er sich daselbst auch eine Kapelle. — Ist die Aufschrift in Fig. 6 tatsächlich eine Jahreszahl, so kann sie, da sie schon vierziffrig ist, nur eine Zeit vom Jahre 1000 an festlegen.

J. K. (Prag).

V. Die Münzbrosche von Mainz.

Das Museum in Mainz besitzt eine, in einem alten Grabe der Umgebung vorgefundene Gewandnadel, die aus einer Kupfermünze erzeugt wurde. Die Vorderseite trägt das Bild eines geistlichen Würdenträgers mit der Umschrift in altlateinischen Buchstaben: »Pupe čed ota + populec«. Die Rückseite weist nur ein gleicharmiges Kreuz auf. Der Text, von dem man bisher sagte, daß er unleserlich sei, besagt im Slavischen etwa: »Der Priester, der Herden Vater«. »Pupe« ist nämlich identisch mit dem heutigen »pop, Pope«, d. i. Priester, Seelsorger; »čeda« = Herde; »ota« kommt auch schon in Runenschrift auf wendischen (russischen) Münzen in der Bedeutung V a-



Die Münzbrosche von Mainz.

t e r, V ä t e r c h e n vor. »Populec« scheint aber der Münzname selbst zu sein und etwa »geistliche Münze« zu bedeuten. Diese Münze stammt daher offenkundig von einem hohen slavischen Kirchenfürsten, denn Figur, Wappen wie Inschrift bestätigen dies.

Ob noch sonstige Exemplare einer solchen Münze bekannt sind oder ob diese ganz vereinzelt dasteht, dürfte die Numismatik beantworten können. M. Žunkovič.

(Fortsetzung folgt.)

Sammelstelle für altslavisches Sprachgut.

Dem Sprachinteressenten stossen im Leben wie in der Lektüre oft alte Ausdrücke auf, die trotz allgemeinen Gebrauches etymologisch nicht geklärt sind, oder aber in verdorbener Form in der Rede wie Schrift gebraucht werden. Überdies gibt es eine Unmasse von Wörtern, die man unter dem Eindrucke des Vorurteiles anzuwenden meidet, weil man sie für fremdes Sprachgut hält.

A l l e s a l t s l a v i s c h e S p r a c h g u t d i e s e r A r t soll hier, w i e e s f a l l w e i s e a u f g e l e s e n w i r d, i n F o r m v o n k u r z e n M o n o g r a p h i e n, g e s a m m e l t w e r d e n, u m e i n e r s e i t s s o l c h e B e g r i f f e s p r a c h l i c h a u f z u k l ä r e n, d a h e r w i s s e n-

schaftlich zu rehabilitieren, andererseits aber auch, um den präsumtiven Verfassern eines „Altslavischen Sprachlexikons" die Arbeit zu erleichtern. Die öffentliche Behandlung dieser Sammelarbeit bezweckt zugleich jedermann Gelegenheit zur Berichtigung oder Ergänzung zu bieten, sofern der erste Anzeiger den Begriff unrichtig, nicht erschöpfend oder überzeugend behandelte.

Im allgemeinen wird jener Begriff als „altslavisch" angesehen, der schon wenigstens im Mittelalter urkundlich belegt ist, oder der in zwei oder mehreren räumlich entfernten slavischen Sprachgruppen bereits längere Zeit bekannt ist, daher schon vor der einstigen, zeitlich nicht mehr kontrollierbaren Sprachsezession denselben angehört haben muss.

Liegt aber einmal dieses grundlegende Werk fertig vor, dann kann vielleicht auch schon ein „Lexikon des Ursprachschatzes" in Erwägung gezogen werden, denn es wird täglich klarer, dass wir mit der slavischen Sprache als Leitfossil immer überzeugender in jene Vorzeit dringen, als zum mindesten das Germanische, Romanische und das Sanskrit noch eine gemeinsame, einheitliche Sprache waren, weil sich gerade im Slavischen die einfachsten Formen der Begriffe, die von den primären nicht mehr wesentlich differieren können, noch zum grossen Teile erhalten haben.

DIE REDAKTION.

*

»**Brt**«. — Alt- wie neuslavischer Begriff für einen Bienenstock aus einem hohlen Baumstücke. In böhmischen Urbarien wird das Wort »brty« (= Bienenstöcke) und »brtnik« (= Bienenzüchter) schon zu Beginn des XIV. Jahrhundertes erwähnt. Miklosich hat das Wort im »Lexicon palaeoslovenicum« nicht, doch wird der Begriff bei den Slovenen auch noch heute gebraucht. — Bei den Polen gab es auch ein »bartne prawo«, d. i. das Recht, in den herrschaftlichen Waldgebieten Bienenzucht zu pflegen. Ch.[1])

»**Potpjega**«. — In der Zeile 132 der Handschrift des hl. Hieronymus befindet sich die Stelle: »i vsjek priljepljejeise potpezje preljubi djeet«. Kopitar sagt (S. VIII) selbst, daß ihm der Begriff »potpjega« unklar sei und er übersetzt ihn als »uxor demissa« (= entlassene Frau). Für einen Slovenen, wie es Kopitar war, ist dies uner-

[1]) Jeder einzelne Beitrag für diese »Sammelstelle« wird mit der Paraphe des Einsenders versehen. Die Autoren werden evident gehalten, um gegebenenfalls Ergänzungsfragen an dieselben richten zu können.

klärlich, da das Wort im Slovenischen noch heute gebräuchlich ist und: Stütze, Säule, Bogengerüste (»podpega«; »podpeti« = unterstützen, unterspreizen) bedeutet. Jene Stelle ist daher offenkundig als: »jeder schmiegt sich an die geliebte Stütze der Kinder« zu lesen. Ž.

»Rek«. — In der altpreußischen Sprache bezeichneten die Begriffe »rikis, rekis, reykis«: Herr. Hartknoch (»Altes und neues Preußen, 1684) weiß darüber zu erzählen, »daß es vom lateinischen »rex« und vom altdeutschen »Rek«, d. i. großer Mann, Held hergeleitet sei; ebensogut können aber auch die alten Deutschen das Wort von den Slaven und Herulern haben, die einen guten Teil des heutigen Deutschlands in dem VIII. Jahrhunderte bewohnten.« — Die Böhmen besitzen im Begriffe »rek« (= Held) tatsächlich die einfachste Wortform. — Die indische »Rigveda« ist etymologisch: Das Wissen über die Helden, d. i. das Heldenbuch. Ž.

»Skoro, skorij«. — Im Slavischen allgemein in der Bedeutung bald bekannt; aber auch im Hildebrandliede (Ende des VIII. Jahrh.) wird es als »skiari, skori« in gleicher Bewertung gebraucht. H.

»Tetva«. — In der Handschrift von Grünberg kommt der Begriff »tetva« im Verse: »roda stara tetvy Popelova« vor, der zu einer Art Kronzeugen geschaffen wurde, daß Hanka die Handschrift gefälscht habe; ja, man fügte noch ernstlich bei, Hanka habe selbst altertümlich aussehende Wörter konstruiert und ihnen eine Bedeutung zugedichtet. Nun machte Žunkovič i. J. 1911 die Entdeckung, daß »tetva« schon lange vor Hanka bekannt war, denn in Lindes polnischem Wörterbuche ist es bereits als ein altpolnischer, aus dem Gebrauche getretener Begriff in der Bedeutung »Dynastie« verzeichnet. Nachdem jedoch das genannte Wörterbuch in den Jahren 1807—1814 im Drucke erschien, die Materialien bei einem Wörterbuche aber schon zu Beginn der Ausgabe gesammelt sein müssen, ist es logisch und zeitlich ausgeschlossen, daß Hanka i. J. 1817 (oder 1818) das Wort erdichtet habe, denn zur Zeit des Erscheinens des Wörterbuches war er kaum 14—16 Jahre alt und fungierte damals angeblich noch als Kuhhirt; überdies wird der Begriff im Wörterbuche eben ausdrücklich als »veraltet« bezeichnet. Hätte übrigens Hanka gewußt, daß das Wort in Linde steht, so brauchte er nur darauf hinzuweisen und die Verleumder wären verstummt. Dies tat er jedoch nicht, da er von dessen Existenz nichts wußte; es wußten aber auch die Sprachgelehrten durch 94 Jahre nichts von dem wirklichen Dasein des Begriffes »tetva«, und führten

noch i. J. 1886 diesen Archaismus als einen der stärksten Beweise für die Fälschung der Handschrift an. — K.

»**Tinca**«. — Das Grundwort ist »tin« (= Grenze, Umzäunung); »tinca« = Grenzsicherungssteuer; das deutsche »Zins« ist sonach ein Slavismus. In alten Schriften wird »vogivo tinca«, d. i. der Wojwoden-Zins erwähnt. Der Regent oder »vojvod« bezog von seinen Untertanen eine gewisse Steuer, die man ansonst auch »wogwoditraha« nannte (Dipl. in Origin. Guelf. I., 3, S. 512); es war dies die Landessicherungssteuer (»traha, drak = Krieg, Kampf). Desgleichen ist das altdeutsche »ting« (= Gericht) ein Slavismus, d. h. ein Gericht in Grenzangelegenheiten, d. i. um Streitigkeiten zu begrenzen, den Differenzen eine Grenze zu setzen. Ž.

»**Tolk**« = Dolmetsch, Belehrer. — Dieser slavische Begriff, den auch die Russen als »tolk, tolkovati«, und die Slovenen ebenso als »tolkovati« im gleichen Sinne kennen, war auch bei den slavischen Preußen gebräuchlich; man nannte die Dolmetsche, namentlich jene in kirchlichen Dingen: tolki, deutsch: Tolcken. — Die meisten altpreußischen Chronisten kennen und gebrauchen diesen Ausdruck. Ž.

»**Trapeza**«. — In der Handschrift des hl. Hieronymus kommt der Begriff »trapeza« wiederholt in der Bedeutung: Tisch vor und wird bei den Balkanslaven noch heute für: Tisch, Altar gebraucht. Schon im Vorjahre wurde unter Frage 4 im »Staroslovan« die Frage aufgeworfen, ob nicht der Begriff »trap« (= trapezförmige Wagenschere) das Grundwort für: Trapez sei. Diese Annahme erhält hier eine weitere Ergänzung. Bei den Slovenen hatte jener Tisch, der an einem Charniere an der Wand befestigt war und nur für den Gebrauch herabgelassen wurde, immer die Trapezform. In der Wohnstube vergrößerte man sich auf diese Art den Wohnraum; war er draußen unter der Dachtraufe angebracht, da man in der wärmeren Zeit die Mahlzeiten im Freien einnahm, so verhinderte man damit, daß es nicht darauf regnete. An der Wandseite war er immer schmäler, nachdem dort ohnehin niemand sitzen konnte, und er dadurch auch weniger gewichtig war. Der Begriff »Trapez« ist daher jedenfalls slavischen Ursprungs und müßte etymologisch richtig bei den Slaven als »trap« oder »trapez« gebraucht werden. Ž.

»**Trut**«. — Dieser in der Grünberger Handschrift auftretende Begriff wurde von den böhmischen Literaten von Dobrovský an bis in die allerletzte Zeit als eine Erfindung Hankas, des vermeintlichen

Fälschers der Handschrift, angesehen. Wie unbegründet diese Beschuldigung war und welche unglaubliche Gewissenlosigkeit hier obwaltete, wurde bereits im »Staroslovan«, 1913, S. 279 an mehreren konkreten Belegen aus der älteren slavischen wie deutschen Literatur nachgewiesen. Nun kommt noch ein besonders eklatanter Beweis, daß dieser Begriff schon an 1500 Jahre bekannt ist, denn in der Handschrift des hl. Hieronymus (407—420) kommt auch schon in der 773. Zeile der »trot, trout« in der Bedeutung Beschützer (»trot nepravedni« = ungerechter Schutzherr) vor. Hanka wußte aber um das Jahr 1818 von dieser Handschrift überhaupt nichts, da sie erst um das Jahr 1830 an das Tageslicht kam und, nachdem sie vorerst noch für eine kufische oder sogar gotische Schrift angesehen wurde, endlich i. J. 1836 von Kopitar eine verläßliche Klärung erhielt. — Der Mißgriff, den die böhmische Professorenwelt i. J. 1886 beging, als sie unter Führung des Prof. Masaryk auf dieser Basis die Handschrift lärmend als Falsum erklärte, und namentlich Hanka als denjenigen bezeichnete, der das Wort »trut« selbst »erfunden« habe, tritt nun immer deutlicher hervor. Ž.

»**Tul**«. — Bezeichnet in den slavischen Sprachen den Köcher, Röhre, Federkiel (weil hohl). In den Münchner Wurmsagen, einer althochdeutschen Handschrift des IX. Jahrhundertes, findet sich gleichfalls ein »tulli« in der Bedeutung Röhre (zum Anstecken der Pfeile) vor. — Kommt in derselben Form wie Bedeutung auch im Nibelungenliede vor (»tüllen«). H.

»**Vrag**«. — Slovenisch: der Böse, der Teufel; böhmisch »vrah«. Im altdeutschen Muspilli-Liede (IX. Jahrh.) ist der slavische Begriff schon durch die Metathesis zu »warch«, im Heliand, einem altsächsischen Gedichte desselben Jahrhundertes, vokalisch interpoliert zu »varag«. Im Altsächsischen schrieb man auch »vrage« und »vracja« (Plural); im Anglosächsischen »vracg« und »vrage«; bei den Nordfriesen hieß das Malefizgericht: »Wrage«-Gericht. H.

»**ženkovati**«. — Bei den Slovenen herrscht die Sitte, daß sich nach vollzogener Trauung der Hochzeitszug nicht gleich in das Brauthaus begibt, sondern es findet vorerst eine Bewirtung in einem Gasthause statt, wo dann auch oft weit über die Mittagszeit hinaus getanzt wird. Hiebei fallen natürlich auch allerlei mehr oder weniger witzige Anspielungen auf die Braut, die immer dahin hinausgehen ihr beizubringen, das sie jetzt nach dem priesterlichen Segen nicht mehr Mädchen, sondern schon junge Frau, Hausfrau u. ä. sei, also langsam dem wirklichen Ehestande naherücke. — Die Leute selbst kennen

heute die wahre Bedeutung dieses Begriffes nicht mehr und korrumpieren ihn in der Aussprache auch zu »šenkovati«, was im Slovenischen nichts bedeutet, und hätte er auch keine Motivierung, wenn es ein aus »schenken« gebildeter Germanismus wäre, da bei diesem Anlasse nichts »geschenkt« wird, es wäre denn Wein, aber dies geschieht doch nicht an Hochzeitstagen allein. — Ich fragte wiederholt und verschiedene Leute, was sie eigentlich darunter verstehen; da gab mir endlich einer die so naheliegende, handgreifliche Antwort: »Die Leute sprechen das Wort nur schlecht aus; »ženkovati« heißt: die Braut langsam durch Anspielungen anzugewöhnen, daß sie jetzt vom Mädchen zur »ženka« (= junge Frau) übergehe«. — Es ist dies wohl ein alter, äußerst treffender, dabei dezenter und volkssprachlich richtig gebildeter Begriff, dessen verdorbene Aussprache nun zu berichtigen wäre. Ž.

Wissenschaftliches Allerlei.

Der Ortsname „Seidenschwanz".

Die Gemeinde Seidenschwanz (Bez. Gablonz a. d. N.) beabsichtigt aus unbekannten Gründen ihren sonderbaren Namen zu ändern; in welchem Sinne ist dermalen unbekannt; im Böhmischen heißt der Ort: Vrchoslavice. — Darüber empört sich nun schon anticipando ein deutschböhmischer »Etymologe« im Tagblatte »Bohemia« (4. Jänner l. J.), indem er schreibt: »Da die Sache für uns Deutschböhmen von Interesse ist, so dürften folgende Erörterungen am Platze sein. Der Name der Gemeinde ist ein Dokument für sich, ein Zeugnis für das hohe Alter der Ansiedlung und dafür, daß die deutsche Bevölkerung dort immer bodenständig war. Er bezeugt, daß die Ansiedlung etwa im 7. oder 8. Jahrhundert im Walde angelegt wurde und zwar von einem Deutschen, namens Sito oder Sidu. Das i wandelt sich später unter gewissen Umständen in ei. So entsteht z. B. aus dem wurzelverwandten Personennamen Situli der neuhochdeutsche Zuname »Seidel, Seydel«, Seiden steht also für Siten-, Siden-, den Genitiv von Sito. Der zweite Teil des Namens entstand aus dem althochdeutschen swant, das soviel bedeutet, wie slag = Schlag; im Böhmerwald oder -reuthe im Nordwesten Böhmens, nämlich einem Ort, an welchem der Wald ausgehauen worden ist, und der dadurch für Ackerland und Weidegrund gewonnen wurde. Ueber

die ganz gewöhnliche Lautverschiebung des t in z muß man wohl erst nicht Worte verlieren. Seidenschwanz ist also so viel wie ahd. Sidenswant, die Ausreude des Sido. Die Kenntnis des Namens ging allmählich verloren und man glaubte im Namen den Ampellis garulus zu sehen. Das glaubte auch der Erste, der das Bedürfnis fühlte, für »Seidenschwanz« einen tschechischen Namen zu schaffen. Da Ampellis garulus tschechisch »brkoslav« heißt, wurde der Ort zu Brkoslavice. Gar zu alt kann der Name schon aus inneren Gründen nicht sein, aber Palacky fand ihn vor. Da aber die Benennung ihm doch sehr außergewöhnlich erschien, »verbesserte« er im »Popis« denselben in Wrchoslavice und so hat ihn jetzt das offizielle Tschechentum aufgenommen. Diesem ist nun der klingende Name, der keinen wie immer gearteten historischen Hintergrund hat, zum »althergebrachten« geworden, für den der ganze Generalstab sich ins Zeug wirft. Das Gute wird die Sache aber haben, daß die Gemeinde, die wohl bisher den Ursprung ihrer Benennung nicht gekannt haben dürfte, davon abläßt, ihren gut deutschen Namen zu ändern, der für die Bodenständigkeit des Deutschtums in der ganzen Gegend laut und deutlich zeugt«.

Eine vom politischen Standpunkte geführte Etymologie kann selbstredend nicht anders ausfallen; daß aber dieser »Etymologe« weder etwas von der Geschichte jenes Gebietes weiß, noch eine Ahnung von der natürlichen Wortbildungslehre hat, das hätte ihm vielleicht doch die Redaktion nahelegen können. Trotzdem verfiel niemand darauf, daß gelegentlich der Germanisierung der Ortsnamen jenes Gebietes, das doch erwiesenermaßen einst slavisch war, irgendein geistreich oder gefällig sein wollender böhmischer Amtmann in deutschen Diensten aus »Vrchoslavice«, beim äußeren Anklange an »brkoslav« richtig zu »Seidenschwanz« übersetzte, denn nur so ist das Stumpfsinnige dieser Namensmöglichkeit natürlich erklärbar. — »Vrchoslavice« bedeutet etwa: Höhenschutzpunkt. Gemeint war hiemit wohl die Rückfallkuppe des Bartel B. gegen Süden, an deren Fuße sich der Ort erstreckt.

Der deutschböhmische »Etymologe« ist auch gar nicht vorsichtig, denn er übersieht dabei die weiteren slavischen Namen der näheren Umgebung. »Vrchoslavice« war jedenfalls ein Teil des Sicherungsgürtels um Gablonz; dort war eine Wache am Bartel B. (»varta« = Wache); die Zentrale war Gablonz, slav. »Jablonec«, d. i. Schanzenwerk, wahrscheinlich auf dem »Gablonzer B.«; ein bedeutendes Vorwerk gegen Westen nannte man »Brana«, heute »Brandl«; ein solches gegen Südwesten »Hradschin«; ist dieser letztere Name etwa nicht slavisch? Wie kommt es, daß er sich bis heute erhalten

hat? Die bodenständigen Deutschen gaben der Lokalität einen slavischen Namen? Wer glaubt dies!

Wir werden damit solche in den Tagesblättern wuchernde Etymologien gewiß nicht verhindern oder eindämmen, das wissen wir; wir wollen hiemit lediglich zeigen, welche Klüfte zwischen der Wahrheit und Politik in wissenschaftlichen Fragen gähnen.

M. Žunkovič.

Ergänzung zur Glosse „in zimis sviani".

Auf Seite 262 des »Staroslovan« v. J. 1913 schreibt der Entdecker der slavischen Glossen in der »Lex Salica«, M. Žunkovič, daß bei den untersteirischen Slovenen früher die Altersbestimmung bei Schweinen nach W i n t e r n erfolgte. Dieses steht aber nicht vereinzelt da, denn auch schon aus der Edda, die außerordentlich viel slavische Spracheinflüsse aufweist, geht hervor, daß die Germanen nicht nach Tagen sondern nach N ä c h t e n zählten, und demgemäß wohl auch die Jahre nicht nach Sommern sondern nach W i n t e r n festlegten. So heißt es z. B. im »Lied von Helgi«:

»Zum Holme hat mich ein Held entboten;
Nach dreien N ä c h t e n muß ich dort mich stellen«.

Dasselbe bestätigt auch Tacitus in der »Germania« (11. Kap.) und J. Caesar in »de bello gallico« (VI. Buch).

Es scheint aber auch, daß jene Stelle im lateinischen Texte der »Lex Salica« unrichtig kommentiert wurde, denn nach dem Diebstahl eines abgespenten Ferkels folgt gleich jener eines zweijährigen Schweines, das sich ob seines Gewichtes sowie der physischen Kraft überhaupt schon schwer stehlen läßt. Dieser Zeitsprung ist unnatürlich, und hat sich wahrscheinlich bei der Kodifizierung des Gesetzbuches aus Unverständnis oder nicht sinngemäßer Auffassung der slavischen Glosse, die doch nur von einem e i n w i n t e r i g e n Schweine spricht, eingeschlichen. Dr. O. P.

Zweierlei Mass.

Der Pfarrer Anton Plesser entdeckte, wie das Monatsblatt des Vereines f. Landeskunde v. Niederösterreich (S. 153, 1912) berichtet, i. J. 1911 im Schloßarchive Persenbeug ein Pergamentblatt, welches als Umschlag eines Kodex diente. Nach Loslösung des Deckels zeigte sich, daß das Blatt einem Pergamentkodex angehörte, der offenbar einmal verschiedene d e u t s c h e Gedichte enthielt, dann aber als unnütz oder überzählig aufgelöst und zu dauerhaften Umschlägen

für jüngere Schriften verwendet wurde, wie dies leider besonders im XVI. und XVII. Jahrhunderte zur Mode geworden war. Dieser Bogen enthält zwei Gedichte in Schriftzügen des XIV. Jahrhundertes auf vorlinierten Zeilen sorgfältig beschrieben; die Anfangsbuchstaben der Absätze sind rot gemalt, die der Verszeilen mit rotem Vertikalstrich geziert. Ein weiterer Bogen dieser Art fand sich im Archive nicht vor.

Es ist nun niemand eingefallen, den Finder deshalb nur mit einem Worte zu verdächtigen, daß er vielleicht das Pergament unterschoben, um so die mittelhochdeutsche Literatur zu vermehren. Wie anders in Prag — Da fand der Kreuzherrnordenspriester Johann Zimmermann i. J. 1818 unter ganz ähnlichen Verhältnissen am Deckel eines alten Manuskriptes ein Pergamentblatt, das zwei altböhmische Gedichte in schöner, etwa dem XII. Jahrhunderte angehörenden Schrift mit farbigen Verzierungen enthielt. Beiden Gedichten fehlt der Schluß. Es fiel nun, da das Aussehen zur Zeit des Fundes ausgesprochen alt war, durch 31 Jahre niemandem ein, die Echtheit anzuzweifeln, d. h. den Sachverhalt als unglaubwürdig anzusehen. Aber da kam i. J. 1847 der Deutsche Moriz Haupt und erklärte den Fund für unterschoben, worauf sich auch die böhmischen »Gelehrten« sofort dieser Ansicht anschlossen, ohne daß jemand etwas Positives zur Begründung vorzubringen wußte. Dr. J. Hanuš wußte in einer Schrift (Prag, 1868) schon zu erzählen, daß der Fälscher dieser Handschrift der Finder Zimmermann selbst war, der sich nur »ein dämonisches Vergnügen damit machte den böhmischen Literaten ein rachsüchtiges Schnippchen zu schlagen«. — Den Beweis für diese Verleumdung ist Hanuš in allen Teilen schuldig geblieben. Trotzdem wird diese Handschrift seither, ohne daß sie weiter chemisch oder paläographisch bis heute gründlich überprüft worden wäre, als »Falsifikat« geführt. — Selbstredend liegt für die Verdächtigung der Handschrift nicht ein einziger haltbarer Grund vor, nur hat sie einen gewichtigen Geburtsfehler: die vorgefundenen Gedichte sind hier nicht deutsch, sondern — böhmisch. —

Ebensowenig wurde der bekannte Tiroler Geschichtsforscher Resch als Falsifikator verdächtigt, der doch einen Band mittelalterlicher Schriftfragmente hinterließ, die er zum großen Teile beim Ablösen des Pergamentes an alten Bucheinbänden gesammelt haben soll, die er zu paläographischen Leseübungen bei seinen Schülern verwertete.

Alles dieses Wittern von Fälschungen bei slavischen Kulturbelegen ist daher nichts weiter als ein Produkt höchst mangelhafter Kenntnisse der slavischen Vergangenheit, daher es aufrichtig zu be-

grüßen ist, daß sich der »Staroslovan« die dankbare Aufgabe gestellt, dieser unerklärlichen Vernachlässigung ein Ende zu setzen.

Dr. O. P.

Archäologische Phantastereien.

Wie heute die Politik mit ihrem zersetzenden Einflusse in jedes Wissensgebiet vordringt, zeigt inbezug auf die Archäologie der nachstehende Fall.

Im Laufe des verwichenen Sommers fanden Arbeiter am Nordufer des Finowkanales (Brandenburg) bei Erdgrabungen ein Tongefäß, das goldene Objekte verschiedenster Art, wie: Schälchen, Ringe, Spiralen, Drahtbündel, einen Schmelzkuchen und zwei Goldbarren enthielt. Zur Untersuchung wurde vor allem Karl Schuchardt, der Direktor des prähistorischen Museums in Berlin, berufen. Dieser fand sofort heraus, dieser Depotfund stamme von den germanischen Semnonen, den ältesten Bewohnern Brandenburgs, des VII. oder VIII. vorchristlichen Jahrhundertes, und gehören die Trinkschalen der fürstlichen Tafel eines vorgeschichtlichen Germanenherzogs an.

Daß diese Klassifikation etwas phantastisch war und sehr bald ein Kopfschütteln verursachte, ist wohl naheliegend, denn selbst dem deutschesten Beurteiler mußte dieses Urteil zu wenig begründet erscheinen. Nun kam aber der Berliner Professor Gustav Kossinna, der die Entscheidung Schuchardts nicht nur in flüchtiger wie unsympatischer Weise verwarf, sondern dieselbe noch weit phantastischer gestaltete. Er fand nämlich sofort heraus, es seien diese Schälchen dem Sonnengotte dienende Kulturgefäße gewesen, denn auf allen sei das Sonnenrad oder der Sonnenstern deutlich zu sehen; ja, man könne sogar aus dem Fundorte diesen Kultgebrauch näher begründen, da die Fundobjekte in der Nähe von Plätzen lagen, an denen Altäre gewesen sein müssen (!) und schon mindestens dem XI. Jahrhunderte v. Chr. entstammen. — Daß Kossinna hier erst Altäre baut, die er zur Legitimation seiner Entscheidung braucht, ist sicherlich ein verpönter Eingriff in die ernste Wissenschaft; daß er aber damit zugleich alle bisherigen Hypothesen in die Rumpelkammer versenkt, damit setzt er die Wissenschaft mitten in die Sphäre der Lächerlichkeit. Mit diesem Filius ante patrem konstruiert er sogar sofort eine Fundkarte, welche die Südgrenze der Germanen in der Bronzezeit genau angibt, und läutet der Philologie gleich energisch das Zügenglöcklein, denn die Lehren und Anschauungen derselben seien etwa wertlos, weil sie nur Sprachvergleichung und Kulturgeschichte ohne sachliche Entgegenhaltung aufweisen u. s. w. u. s. w.

Wir müssen diesen Phantastereien etwas nüchterner entgegentreten und Kossinnas Luftschlösser recht unsanft einwerfen. — Vor allem sind die »Trinkbecher« keine »Trinkgefäße einer fürstlichen Tafel eines vorgeschichtlichen Germanenherzogs«, denn die Wände sind so dünn gehämmert, daß sie ein festeres Erfassen gar nicht gestatten. Woraus aber die beiden Archäologen die germanische Provenienz selbst herleiten, ist überhaupt ein Rätsel, denn soweit die Nachrichten der Chronisten reichen, war Brandenburg einst s l a v i s c h, und zieht man noch die alten Ortsnamen heran, die daselbst alle slavisch klingen, so kann dies vor der historisch beglaubigten Zeit auch nicht wesentlich anders gewesen sein. Ebenso haben Kossinna wie Schuchardt nicht die geringste Handhabe, daß die Semnonen G e r m a n e n (im heutigen Sinne) waren. Dies alles ist demnach keine Archäologie; solche ethnographische »Eroberungen« dürften bestenfalls in einer altdeutschen Kneipe einige Aussicht auf die germanische Schilderhebung haben, aber man bewahre die bisher stets als seriös angesehene deutsche Wissenschaft vor solchen Extemporas, denn, soweit bekannt, ist gottlob bisher in Deutschland — im Gegenteile zu Oesterreich — die Wissenschaft noch kein offenes Politikum gewesen.

Was den Fund selbst betrifft, ist derselbe offenkundig der vergrabene Materialvorrat eines Goldschmiedes in gefährlicher Zeit; der Schmelzkuchen und die Goldbarren erhärten diese Annahme. Die »fürstlichen Becher« sind wohl nur auf Formen gehämmerte Goldbarren zu Goldblech; was daraus erst hätte werden sollen, wissen wir freilich nicht. Das »Sonnenrad« ist vielleicht ein Firmazeichen oder eine zufällige Einkerbung der Unterlage oder Form bei der Hämmerung. Daß dieser Goldschatz im heutigen Werte von ungefähr 9000 Mark im XI. Jahrhunderte v. Chr. vergraben worden wäre, kann kein Mensch näher begründen, aber ebensowenig die Möglichkeit verneinen, daß er auch i. J. 1812, als durch jene Gegend Napoleons Kriegsscharen nach Rußland zogen, aus Vorsicht in die Erde versenkt worden sein kann. Ob der Goldschmied ein Deutscher, ein Slave, ein Jude war, wissen wir schon gar nicht; wir können höchstens vermuten, falls diese Thesaurierung im Altertume erfolgte, als jenes Gebiet slavisch war, daß die Fundobjekte von Slaven stammen; da aber der Kunststandpunkt hier auch nicht besonders hervortritt, auch keine Schrift angebracht ist, daher nichts eine vergleichende Richtschnur bietet, sind alle Entscheidungen höchst problematisch oder geradezu unmotiviert; wozu daher solche positive Folgerungen, wenn alle Prämissen versagen!

Dr. O. Jahn (Berlin).

Sensationelle Grabfunde in Südrussland.

In den südrussischen Dnjepr-Steppen finden sich noch mächtige Grabhügel, »kurgan« genannt, in die Hunderte vor, welche zwar schon vielfach durchgegraben und von Schatzsuchern zerwühlt, aber trotzdem noch lange nicht inbezug auf ihre Grabbeigaben ausgebeutet sind, wie die Erfahrungen der jüngsten Zeit lehren. Die Schatzgräber suchten nämlich im Zentrum des Hügels die Grabbeigabenwerte; daß solche auch an der Peripherie deponiert sein könnten, daran dachten sie nicht, und begnügten sich auch Archäologen von Beruf bisher gewöhnlich nur mit der Durchgrabung eines Tumulus in der Durchmesserlinie. Es ist daher anzunehmen, daß sich überall bei den Lagerungen um das Zentrum herum noch eine mehr weniger reiche Nachlese ergeben dürfte, und hat sich dies bereits hier in hervorragender Weise als richtig erwiesen.

Im Monate Juli 1913 gelang es dem Mitgliede der Petersburger archäologischen Kommission, Professor J. J. Veselovskij, nach dreijähriger Grabung in einem Riesen-Kurgan, »Soloh« genannt, der sich zwischen dem Dorfe Znamenki und der Stadt Nikopol im Gouvernement Taurien befindet, einen außerordentlich wertvollen Gräberfund zu machen. Die Objekte bilden zweifellos die pietätvollen Beigaben zur Leiche eines scythischen Cars oder doch einer sonst besonders hervorragenden Persönlichkeit und gehören mindestens schon dem V. vorchristlichen Jahrhunderte an, was man aus einer Stelle in Herodot folgern kann.

Der »Soloh« hebt sich, ähnlich einer ägyptischen Pyramide, in der Steppe derart hervor, daß er ringsum auf 20 Vjorst Entfernung noch gut sichtbar ist. Um ihn sind Kurgans kleinerer Dimensionen gruppiert. In der Richtung des Durchmessers war der »Soloh« bereits untersucht, denn Veselovskij fand schon i. J. 1912 im Zentrum eine Grabstelle, die vermutlich die Leiche einer scythischen Carin barg, wobei die früher Grabenden daselbst eine goldene Haarnadel und eine silberne Schale auszuheben übersahen, welche Gegenstände nur den Toillettrequisiten einer hohen Dame angehören konnten.[1]) Bei der weiteren Untersuchung der Grabkammer fanden sich nochmals

[1]) Beim Nachgraben eines weiteren Kurgans fand man das Skelett des Schatzsuchers selbst mit allen seinen Werkzeugen sowie seiner schon erreichten Beute. Es muss nämlich der gegrabene Stollen plötzlich zusammengestürzt sein, wobei die Gräber den einen Verschütteten infolge der mächtigen Erdmasse nicht mehr retten konnten und sich auch um die Fundobjekte, vermutlich dadurch abgeschreckt oder aus Aberglauben, nicht weiter bemühten.

Reste, die den Vorgräbern entgingen. Es war dies ein besonders schönes vergoldetes Bronzegefäß und etliche unberührte, große, griechische Tonkrüge, dann ein großer bronzener Kessel auf einem massiven Gestelle, in dem ein hölzerner Schöpflöffel und das komplette Skelett eines kleinen Hammels, augenscheinend bereitgestellt als Wegzehrung für den Verstorbenen, lag. — Weiter wurde, gleichfalls unberührt, ein großer viereckiger Bronzegegenstand, der auf vier niederen, mit Rädchen versehenen Füßen ruhte, gefunden. An dessen Ecken befinden sich prächtige Ornamente, in der Mitte sind eiserne Stäbe kreuzweise aufgelegt. Augenscheinlich war dies ein tragbares Feuerbecken, das hier mit einem bereits völlig vermoderten Holzdeckel bedeckt war. Aehnliche Becken fand man mehrfach auch in Etrurien. — Alles übrige müssen die früheren Gräber der Grabkammer entnommen haben.

Desgleichen zeigte sich an der westlichen Seite eine verdächtige Stelle in der Aufschüttung, welche eine weitere Begräbnisstätte kleinerer Dimension verriet und viel höher errichtet war, als das Car-Grab. Hier fand man die Skelette zweier Pferde mit reicher Beschirrung, bestehend aus goldenen Beschlägen und Stirnbändern in der Form eines beschuppten Fisches. Solche Plättchen fand man bisher bei Opferpferdeskeletten noch nicht; sie werfen aber ein Licht auf schon vorgefundene ähnliche Fischornamente an anderen Stellen. Auf der Westseite des »Soloh« stieß man auch in der Tiefe von 3½ Klafter (= 7·45 m) auf einen Korridor, der zu einer weiteren großen Vertiefung führte, die mit vermoderten Holzdielen bedeckt und in fünf Räume geteilt war; in jedem fand sich ein Pferdeskelett vor; es war dies sonach der Marstall des Cars. — Bei jedem Pferde fanden sich wertvolle bronzene Verzierungen der Sattelung und Bezäumung, sowie eiserne Gebisse. Bei den sonstigen Objekten traf man auf goldene Verzierungen und Bleche. Darunter war auch eine große Bronzeplastik, die offenkundig zum Sattel gehörte, dann Quastenschnüre, wie sie eben zum Schmucke scytischer Reitpferde gehörten. Daneben befand sich auch das Skelett des Stallknechtes mit einigen Bronzepfeilen, wie man solche auch an anderer Stelle dieses Kurgans antraf.

Ein weiteres Skelett lag etwas tiefer, beim Eingange in die Grabkammer; es dürfte dies ein Wächter gewesen sein. Die Hauptperson lag nun in der Mitte dieser Kammer auf dem Rücken, umgeben von allerlei Beigaben; daneben in einer Nische fand sich das Skelett eines bewaffneten Mannes, anscheinend eines Leibwächters, vor; nebst einigen zerfallenen Gegenständen haben sich das eiserne Schwert und einige Bronzpfeile gut erhalten. In einer weiteren Nische der-

selben Seite lagen zwei Stücke Goldblech, dann goldene, jedoch derbe Vogelornamente, und ein schöngearbeiteter goldener Löwenkopf, die alle als Ueberzug einem hölzernen Objekte dienten. In derselben Reihe waren weiter zehn Tonkrüge aufgestellt, von denen einige eine in schönen Farben ausgeführte Inschrift aufweisen. In der Ecke nächst des Grabkammereinganges standen drei große Bronzekessel auf massiven Füßen. Einer von diesen, durch besondere Größe auffallend, enthielt Rindsknochen, und die Bruchstücke eines bronzenen und eines eisernen Schöpflöffels; die beiden anderen Kessel enthielten noch ganze Skelette von Hammeln. Daneben stand ein größerer griechischer Krug und ein Bronzesieb, behufs Passierung von Milch oder anderer Flüssigkeiten, mit einem Henkel in der Form eines Schwanenkopfes. Weiter lag da irgendein hölzerner Gegenstand, verziert mit zahlreichen silbernen Knöpfen, und zum Schlusse ein breiter silberner Bogen, vermutlich einem Horne zugehörig. — Das Carenskelett war rings umstellt mit Gegenständen und Krieger-Attributen, wie: zwei eiserne Speere von ungewöhnlichem Ausmaße; ein eiserner, schon in mehrere Teile zerfallener Panzer; ein großer Bronzehelm griechischen Typs, besonders gut erhalten, samt dem zugehörigen Seidenfutter; ein Bronzegitter, äußerst verwittert; eiserne Messer mit beinernen Griffschalen; eine bronzene, kantige Keule, aufgesetzt auf eine hölzerne Handhabe, unten mit Kupfer beschlagen. Diese Keule, russ. »bulava« genannt, d. i. Befehlshaberstab, Marschallstab, diente offenkundig als Symbol oder Attribut der Macht, und weicht ihrer Form nach nicht wesentlich vom Zepter späterer Epochen ab.[1])

Weiter wurden vorgefunden: ein (zertrümmertes) griechisches Terrakotta-Schüsselchen und acht silberne Gefäße, von denen etliche feine Gravierungen und Relieffiguren aufweisen. Es sind da Kampfszenen der Greife mit anderen Tieren, wie auch seltene Jagdbilder, darstellend die Kämpfe vornehmer Scythen mit Löwen und anderen wilden Tieren, zu sehen. Auf einem gravierten Gefäße sind überdies zart ausgeführte Figuren von Menschen oder Gottheiten zu entnehmen, deren eine eine Lyra hält. Die Silbergefäße sind schon stark oxydiert und vom Alter zersetzt, doch was sich erhalten, zeigt von außerordentlich schöner griechischer Gravierarbeit und interessanten Szenen aus dem einstigen Leben. Darstellungen von Scythen sind

[1]) Die Keule ist offenkundig nicht nur ihrer äusseren Form mit der an das eine Ende verlegten Schwerkraft das moderne Zepter, sondern auch in etymologischer Hinsicht, denn »Zepter« ist eben aus »cep, cjep«, wie alle Slaven die Keule, den Dreschflegel bezeichnen, sprachlich hervorgegangen, daher ein Slavismus. — A. d. Red.

auf alten Funden selten, daher jede solche Aufdeckung einen ganz besonderen Wert besitzt.

Das vollkommen vermoderte Kleid der Carenleiche war mit aufgenähten Goldplättchen auf beiden Seiten bedeckt; von solchen Plättchen wurden bei 300 aufgelesen. Auf den größeren befinden sich Löwen und Greife, auf den kleineren Figuren zweier Scythen graviert, die zwischen sich ein Horn halten und an die Verbrüderungsszenen der Goldplastik in der Kaiserlichen Eremitage erinnern. Bei den Füßen des Skelettes stand ein vermodertes Holzgefäß, das mit einigen goldenen Nägeln beschlagen war; letztere weisen wieder Fischornamente auf. Auf den Armen hatte der Car 5 massive spiralförmig sich mehrfach windende Goldarmbänder, und unter dem Haupte lag ein reicher goldener Halsschmuck, bestehend aus etlichen Reihen von dünnen Röhrchen mit angehängten birnartigen Goldanhängseln, deren man über 60 zählte. An der linken Seite lagen zwei eiserne Schwerter mit breiter Schneide. Das Eisen zerfiel zwar, aber an der Handhabe des einen erhielt sich die Verzierung in Form eines goldenen Blattes; entlang des Schwertes lag ein langer prächtiger Goldüberzug der Scheide mit einem großen verschlungenen Medusenhaupte. Die massive Goldscheide ist seitwärts mit zwei Bügeln versehen, wie sie auch bei den orientalischen Schwertern vorkommen. Die ganze Goldfläche ist mit Plastik, Greifmotive darstellend, bedeckt. Dieser Scheidenfund vermehrt nur noch die schon durch andere Funde ähnlicher Art bekannte hohe Entwicklung der einstigen Goldschmiedekunst im figuralen Sinne. Am Halse hatte der Car einen großen schweren Goldkragen mit Ornamenten, die sich als Striche und Punkte winden. Die Enden sind mit zwei großen Löwenköpfen geziert, welche mit den Zähnen einen Knoten bilden, und so den Halskragen als eine Art Kettenglied abschließen. Eine besondere Schönheit verleihen diesem Halsschmucke die breiten dessinierten Streifen, die mit verschiedenfärbigem Email belegt sind, welches den Originalglanz bis heute unversehrt behalten hat. Auch die Augen der Löwen sind aus Email gebildet.

In einer Geheimnische waren zwei weitere Gegenstände, die vielleicht einen besonderen Wert für den Verstorbenen hatten: ein Köcher und eine goldene Schüssel. Der Köcher ist zwar zerfallen, aber nichtsdestoweniger konnte man entnehmen, daß das Holz eine Alabasterauflage hatte, die wieder mit einem dünnen Silberblatte eingefaßt und selbst mit Greifen, wie sonstigen Tieren graviert war. — Ging nun dieses Objekt durch die Zeit und Feuchtigkeit unersetzbar zugrunde, so blieb hingegen die Schüssel, welche die Form eines großen Tellers hat, tadellos erhalten. Die innere Fläche ist glatt,

die äußere hat jedoch in drei konzentrischen Reihen wieder zahlreiche Löwenfiguren, die Hirsche und Böcke verschlingen. Am äußeren Rande befindet sich eine Umschrift in Buchstaben unbekannten Alphabetes, die durch die Zeit allerdings ziemlich an Deutlichkeit eingebüßt hat; hoffentlich gelingt es aber der Gelehrtenwelt noch zu entziffern, was hier geschrieben steht und wem das Objekt gehörte, denn dieses Stück ist bisher der erste Fund dieser Art.

Das interessanteste Fundobjekt war jedoch ein großer mattgoldener, massiver Kamm von 360 gr im Gewichte, der bisher überhaupt nicht seines gleichen hat. Der Kamm ist 18 cm breit, und hat 19 starke, kantige, tadellos erhaltene Zähne, die an die obere Grenzwand angeschweißt sind. Im à jour-Raum sieht man fünf liegende Löwen. Ober diesen ist eine Kampfszene dreier Krieger mit zwei Pferden als Skulptur angebracht; die Figuren fallen, wie bei den Giebelgruppen der antiken Tempel, gegen den Rand perspektivisch ab. Die Mittelfigur stellt einen Scythen zu Pferd dar, der von beiden Seiten von zwei Scythen zu Fuß angegriffen wird; am Boden liegt ein verwundetes Pferd mit den Füßen nach oben. Die Figuren, wie alle Details, zeigen eine ungewöhnlich hohe Kunstfertigkeit; selbst das Gesicht der Figürchen hebt sich prägnant hervor; auf dem geflochtenen Schilde des einen Kriegers kann man sogar die Flechtreihen zählen. Die ganze Komposition des Kampfes, die Stellung der Pferde, die Unterscheidung der Krieger schon durch die Kopfbedeckungen ist bewunderungswürdig schön und natürlich ausgeprägt; selbst die wechselnde Verwendung von lichterem und rötlicherem Golde scheint mit Vorbedacht geschehen zu sein.

Der im ganzen Funde wissenschaftlich wertvollste Teil, d. i. die vorgefundenen Inschriften, sind leider bis heute noch nicht gelöst, um auch zu erfahren, welcher Sprache sie angehören und was sie besagen. Daß die Scythen Slaven waren, darüber ist wohl kein Zweifel, daß sie aber solche »Barbaren« waren, wie sie landläufig in unseren Schulen geschildert werden, ist jedoch eine grobe Entstellung und eine beschämende Verkennung der Tatsache, denn wenn man diese Objekte genauer betrachtet, die alle eine hochentwickelte Skulptur, die feinsinnige Goldschmiedekunst, die substilsten Geheimnise des Emailierens, die herrlichen Werke der Keramik, die wechselnde Verwertung von Gold, Silber, Kupfer, Bronze, Eisen und Holz, die Kenntnis der Schrift usw. erweisen, so muß man aus allem schließen, daß diese »Barbaren« geradezu hochkultivierte Leute waren, und daß wir über das Wesen und die Kultur der Scythen unsere Anschauungen werden wesentlich ändern müssen.

O. Červený (Kiev).

Ein problematisches Denkmalprojekt.

In Prag wird in der letzten Zeit viel über das Projekt eines Denkmals gesprochen, das »Die Ankunft der Čechen in Prag« darstellen soll.

Man fragt sich nun unwillkürlich, woher denn die Prager plötzlich wissen, daß die Čechen erst eingewandert seien, da die Frage wissenschaftlich doch noch gar nicht beantwortet ist. Die Grünberger Handschrift spricht als die älteste bekannte Quelle darüber, daß »Popel mit den Čechenscharen über drei Flüsse nach Böhmen kam«, aber die Handschrift gilt doch als gefälscht; — Kosmas erzählt dasselbe; ihm glaubt man es allenthalben; Hajek erzählt dasselbe, doch er gilt wieder als der »Lügenchronist«. Diese Kontradiktionen mahnen daher zur besonderen Vorsicht; überdies spricht sich die heutige Forschung täglich überzeugender dahin aus, daß die Slaven Urbewohner in Europa sind, und gilt dasselbe auch für die Čechen, wofür vor allem und überall die topischen Namen sprechen.

Daß die Sage die Čechen als Einwanderer in Böhmen behandelt, ist ja richtig; aber der Begriff »čech« selbst ist, soweit er etymologisch geklärt erscheint, durchaus kein topischer oder ethnographischer, sondern nur ein militärischer in der alten sozialen Organisation, der etwa: Wächter, Hüter, Krieger bedeutete. Das Verhältnis von »Čeche« und »Böhme« ist dasselbe, wie etwa »Kazak« und »Russe«; das erstere hebt sich nur als militärischer Gattungs-, das zweite als politischer Eigenname hervor, d. h. der Kazak ist ein Russe und der »Čech« ist ein Böhme. So kommt es auch, daß man heute noch ständig im Zweifel lebt, ob der Name »Čeche« oder »Böhme« geschichtlich der richtigere ist; wer aber den Quellen nachgeht, wird finden, daß der letztere Name in seinen vielen Formen der ältere sein muß, ja, wir wissen heute nicht einmal mehr, wie dieser Begriff im Slavischen eigentlich originell lautete. —

Was jedoch den Inhalt jener Ursprungssage betrifft, so ist derselbe eigentlich bei jedem Volke gleich. Es heißt doch überall und immer, es sei ein angesehener Mann mit bewaffneten Männern von irgendwo als Kulturträger gekomen, und habe die wilden, tierischen Urbewohner zur Gesittung erhoben, weil man eben voraussetzt, eine Kultur könne ohne fremden Eingriffes gar nicht aufkommen. Es ist dies der allgemeine infantile Glaube, daß sich alle alte Kultur zuerst an einem einzigen Punkte der Welt entwickelt und sich erst von diesem aus allmählich weiterverbreitet hätte. Darin spukt noch heute

immer die bequeme und doch unhaltbare Idee von einem märchenhaften, hochweisen Urvolke, das durch seine wunderbare Organisation oder sonstige divinatorische Kräfte gleich anfangs zu hervorragender geistiger Besonnenheit erwacht und fortwährend in diesem Lichte gewandert sein soll. In der Wirklichkeit gelangt aber das menschliche Denken nach seinen natürlichen Gesetzen auf der Bahn der Selbstentwicklung an verschiedenen Punkten zu gleichen oder doch ähnlichen Resultaten, weil sich gewisse Grundgedanken und Grundvorstellungen als ein gemeinsames Eigentum der ganzen Menschheit stets wiederholen.

Jene mytischen Ahnherren eines Volkes waren daher nichts weiter als prosaische Volksführer, die sich Hellen, Čech, Ljech, Rus u. ä. nannten, weil ihr Volk eben den Namen Hellenen, Čechen, Ljechen (Ljechiten), Russen u. ä. führte; jener Name war daher dabei auch kein Eigen- sondern nur ein Funktionsname.

Es ist daher offenkundig, daß sich in Prag noch niemand die zunächstliegende Frage, ob das Sujet des Denkmals überhaupt motiviert sei, vorgelegt haben kann, denn dann müßte man doch zum Schlusse gekommen sein, daß ein solches Denkmal über Jahr und Tag eine historische Unwahrheit, ja geradezu ein Denkmal menschlicher Unwissenheit darstellen könnte.

Will man daher die gewiß lobenswerte Idee, der heimischen bildenden Kunst eine Betätigung zu schaffen und die Stadt Prag zu schmücken, verwirklichen, so greife man doch zu einwandfreien Vorwürfen, deren es Dutzende gibt, aber nicht zu so problematischen Themen, die einmal geradezu zu einer öffentlichen Ironie herausfordern könnten. — Quidquid agis, prudenter agas et respice finem!

M. Žunkovič.

Prof. Alex. Brückner und die Rhetra-Denkmäler.

Die »wien-berlinerische Schule«, wie Ed. Bogusławski die slavenfeindliche Forschungstätigkeit in Wien und Berlin zutreffend kennzeichnete, hat naturgemäß auch dem »Staroslovan« sofort den Fehdehandschuh zugeworfen. Nach Hanisch-Jagić (s. »Staroslovan«, 1913, S. 296) tritt nun auch Prof. Alex. Brückner, der »Slavist« der Berliner Universität, gegen uns in die Arena. Aber schon der bedenkliche Umstand allein, daß er sich hiezu der Zeitschrift »Deutsche Erde« bedient, die, wie sie selbst offen bekennt, für ein »größeres deutsches Reich« arbeitet, daher mit Vorliebe auch jedes die Slaven verkleinernde Wort freudigst veröffentlicht, orientiert jedermann, daß es sich Brückner hier um keine wissenschaftliche Aufklärung, sondern

lediglich um eine in protzig-zynischem Tone gehaltene tendenziöse Besudelung der slavischen Wissenschaft bei den Deutschen handelte.

Dieser letztere Umstand würde uns bereits moralisch entheben, dem Herrn Brückner jede weitere Beachtung zu widmen. Aber seine wissenschaftliche Argumentation verdient, da sie zeigt, mit welchen inferioren Geisteswaffen ein Universitätsprofessor hier das kritische Kampffeld betritt, doch einer näheren Beleuchtung. Brückner bindet z. B. den Lesern der »Deutschen Erde« folgenden Bären auf: »Die gefälschten Prillwitzer Götterstatuen (mit slavischen Runeninschriften) sieht er (Žunkovič) natürlich als echt an und gibt für eine davon eine »berichtigte« Lesung, nach der es »ich stelle hiemit den Bilbog dar« heißen soll, ohne auch nur zu ahnen, daß er gerade damit das Todesurteil über diese Idole gefällt hat, denn einen Gott Bilbog hat es nie unter Slaven gegeben, wohl aber nennen ihn die späteren (!) Fälschungen des XVII. und XVIII. Jahrhundertes«. —

Dem sei sofort entgegengehalten:

a) die Lesung »ich stelle hiemit den Bilbog dar« ist unbedingt richtig, und kann sich hievon jedermann überzeugen; was soll dieser rhetorische Unsinn, »daß damit das Todesurteil über diese Idole gefällt sei«, bedeuten, nachdem diese Inschrift früher f a l s c h g e l e s e n als Kriterium der Fälschung ausgeschrottet wurde, jetzt aber, da sie r i c h t i g g e l e s e n ist, wieder ein »Beweis« für die Fälschung sei!

b) Ist es unwahr, daß erst s p ä t e r e Fälschungen des XVII. und XVIII. Jahrhundertes einen Bilbog unter den Slaven nennen, denn die Werke der Chronisten der genannten Jahrhunderte sind zu jener Zeit und dort gedruckt worden, wie es am Titelblatte verzeichnet ist, da dies auch durch synchronistische literaturgeschichtliche Daten zweifellos bestätigt erscheint. Mit welchem Rechte bezeichnet nun Brückner diese Werke als s p ä t e r e Fälschungen, daher indirekte die Verfasser nach ihrem Tode als Fälscher und Schwindler? Ist dies jedoch anders gemeint, dann muß man daraus schließen, daß Brückner die deutsche Sprache nicht stilistisch beherrscht.

c) Die preußische Kirchenchronik v. J. 1530, der Chronist Meletius v. J. 1551, der erste Rektor der Universität Königsberg v. J. 1561, Thomas Waisselius v. J. 1599 u. a. erwähnen aber doch auch den Bilbog; diese alle lebten aber schon im XVI. Jahrhunderte; **i n d i e s e m J a h r h u n d e r t e g a b e s a l s o n o c h e i n e n e c h t e n B i l b o g, i m XVII. u n d XVIII. J a h r h u n d e r t e w a r e r a b e r s c h o n g e f ä l s c h t!** —

Brückner hat demnach gar keine Ahnung von dem Quellenmaterial und erklärt etwas für spätere Fälschung, was längst früher echt vorhanden war.

d) Befindet sich Brückner noch in einem weiteren und prinzipiellen Irtume: er glaubt nämlich, der Begriff »bilbog« sei ein Eigenname; tatsächlich ist es aber nur ein Gattungsname in der Bedeutung »großer Gott«, und eine solche generalisierende Bezeichnung kennen selbstredend alle Zeiten und alle Völker. Es sei hier nur auf den Artikel »Belbog« in Vollmers »Vollständiges Wörterbuch d. Mythologie aller Nationen« (Stuttgart, 1836) hingewiesen, denn den Mythographen war diese Auffassung längst bekannt.

e) Hat Brückner überdies in der Eile vergessen, die Silbermünze von Krakau, welche die Inschrift »belbog« trägt, und gewiß weit über 1000 Jahre alt ist, da sie schon durch den Gebrauch ungewöhnlich abgenützt erscheint, auch als Fälschung zu erklären; freilich weiß er auch von diesem Belege nichts.

Die Slaven hatten daher bestimmt eine Gottheit, die sie »belbog, bilbog« oder richtiger »velbog« nannten. Will aber Brückner dies weiter bestreiten, so bringe er brauchbare Beweise für die Fälschung der älteren Belege; das bisher Vorgebrachte ist völlig wertlos, weil anachronistisch.

Aehnlich unwissend spricht Brückner über die Edda; er schreibt: »Wie der Verfasser die Edda aus dem Slavischen ausdeutet, ist ganz amüsant zu lesen; Schaden kann es kaum anrichten«. — Es handelt sich dabei um den Artikel »Die Azbuka in der Edda« (s. »Staroslovan«, 1913, S. 46). Wenn Brückner den Artikel wirklich gelesen, so hat er ihn demnach nicht verstanden, oder er weiß als »Slavist« nichts von der Edda-Literatur. Wir raten ihm daher die Edda einmal gewissenhaft zu lesen — für einen Slavisten nebstbei eine sehr »amüsante« Lektüre — und dann vorerst den Deutschen auf die Finger zu klopfen, denn der Kommentator der Edda, Hugo Gering sagt z. B. (S. 245) ganz unbeeinflußt, daß darin die Eigennamen »Jarizleif« und »Jarizskar« slavisch sind, denn sie heben sich so handgreiflich hervor, daß ein ehrlicher Deutscher nicht den Mut findet sie im Deutschen Kataster zu naturalisieren, und Gering hat den Deutschen gewiß auch nicht weniger geben wollen! — Oder glaubt Brückner vielleicht, daß die Göttin der Ehen »Sif« in der Edda nicht die slavische »Živa« ist, die in der slavischen Theogonie das gleiche Referat hatte; oder daß die Götter »Bil« und »Beli« in der Edda mit

dem slavischen »Bel« oder »Bilbog« in keiner Relation stehen? Oder weiß er nicht, daß die höchste Gottheit bei den Chaldäern, Babyloniern, Phöniziern u. a. auch schon »Bel« (»Bal«) hieß und Herr, der Hohe, wie im Slavischen, bedeutete? Haben die Balkanvölker den Funktionsnamen »Vali« vielleicht sogar der Edda (»Wali«) entnommen? — Brückner scheint also keine Ahnung davon zu haben, daß die Edda zum großen Teile nur eine deutsche Appretierung slavischer Volkspoesien und Mythen ist.

Daß wir uns aber mit dieser Erwiderung überhaupt befassen, hat zugleich einen mehrfachen erziehlichen Zweck. Es soll hiemit hervorgehoben werden, daß es ausschließlich slavische Geschichts- und Kulturbelege sind, die da zum Opfer fallen sollen; nichtslavische sind hingegen immer und prinzipiell echt. — Weiters sieht hier einmal jeder Laie, wie gedankenlos einzelne Hochschulprofessoren ungeordnete Phrasen aus ihrem alten Schulpacke hinwerfen, ohne sich darum zu kümmern, was sich indessen daran geändert hat, — und erkennt zugleich auch jeder Laie die akute Notwendigkeit einer allgemeinen scharfen Abwehr gegen die schwere Bedrohung der Freiheit der Forschung durch eine schon zum System gewordene Ehrabschneiderei. Wenn sich diese wissenschaftliche Unmoral so weiter entwickelt, so ist ja niemand mehr seiner Ehre sicher, wenn er wo einen alten Kulturgegenstand findet, denn er riskiert hiemit immer als Schwindler gebrandmarkt zu werden. Und diese Korruption werden wir fortan mit den schärfsten Waffen bekämpfen. —

M. Žunkovič.

Wissenschaftliche Fragen und Antworten.

Hier werden ausschliesslich solche einlaufende Fragen veröffentlicht und fallweise beantwortet, die das Gepräge eines breiteren wissenschaftlichen Interesses tragen.

Frage 1. — Griechen bei Vineta. — Mehrere Fragen lauten dahin, wieso es kommt, daß bei Vineta »Griechen« wohnten. (S. »Wo lag die Stadt Vineta?« — »Staroslovan«, S. 287/I.) —

Antwort. — Dieser ethnographische Begriff ist möglicherweise aus den hebräischen Schriften, welche in ältester Zeit alle Slaven, die der griechischen Kirche angehören, als »Jevanim«, d. h. Griechen benannten, hervorgegangen. Beim Aufblühen der russischen Macht führten die Russen ziemlich allgemein diesen Namen, und hieß demnach auch der Car: »König der Griechen«. — Das grie-

chische Kaisertum in Carigrad (Konstantinopel) ist daher auch sprachlich nicht als ein griechisches im heutigen Sinne aufzufassen, ebenso wie die griechisch-katholische Religion doch eine ausgesprochen slavische ist. In den Trauer- und Bußliedern der Russen, worin über die harten Bedrückungen und Verfolgungen der »Griechen« geklagt wird, sind daher auch die Russen zu verstehen. Desgleichen nennt Peter d. Gr. in seinem politischen Testamente alle jene Völker »Griechen«, die der russischen Kirche angehören.

Auf diese Art wird auch die Stelle in der »Geschichte von Igor's Kriegszuge« (VI. Absch., s. S. 123/I) verständlich, welche sagt: »Da sangen die Deutschen und Venetier, da die G r i e c h e n und Mährer dem Svjatoslavl Ruhm, tadelten hingegen den Fürsten Igor, weil er das Beste versenkt in das Bett der Kajala u. s. w.« — Wären diese »Griechen« keine Russen gewesen, so hätten sie auch kein Interesse russische Fürsten zu rühmen oder zu tadeln. Diese konfus erscheinende Stelle diente seinerzeit, als man das Epos als unterschoben verdächtigen wollte, als besonderer Anhaltspunkt hiefür; nun stellt es sich aber immer klarer heraus, daß die Zweifler die Stelle eben gar nicht verstanden haben.

F r a g e 2. — V j o r s t. Mehrseitig wurde angefragt, weshalb wir auf S. 278/I »Vjorst« statt »Werst« schreiben, bzw. ob dies als Druckfehler anzusehen sei.

A n t w o r t. »Vjorst« ist richtig. Der Russe sagt »verstá« für e i n e Werst (= 0·937 km), »vjorst«, wenn es sich um eine Mehrzahl (von 5 an) handelt, denn so lautet der Genetiv in der Vielzahl.

Wir haben damit auf eine konstant falsche Aussprache eines Fremdwortes seitens der nichtrussischen Slaven (wie Deutschen) mit Absicht aufmerksam machen wollen. Weshalb jedes nichtslavische Fremdwort seiner sprachlichen Herkunft nach richtig ausgesprochen werden soll, nur das slavische nicht, dieses entbehrt jeder Logik. —

F r a g e 3. — F. K. (Wien) fragt, wie man den Satz S. 264/I, daß die deutsche Umgangssprache in Deutschland vielleicht erst im XI. oder XII. Jahrhunderte die absolute Mehrheit erhielt, begründen kann. —

A n t w o r t. Die Beweise hiefür sind verschiedenartig; so z. B.:

a) gibt es, wie schon Grimm ausgesprochen hat, bis heute nicht ein einziges Runendenkmal in deutscher Sprache; es muß daher im I. Jahrtausende n. Chr. in Deutschland Slavisch die Umgangssprache gewesen sein, denn es ist doch unwahrscheinlich,

daß man Schmuckgegenstände oder Grabbeigaben durchwegs slavisch beschrieben, wenn man deutsch gesprochen hätte;

b) wohnten doch Slaven in diesen Gebieten, was nicht nur die Ortsnamen, sondern doch alle alten Chronisten offen bestätigen;

c) werden in alten Urkunden so oft slavische Begriffe zitiert, wenn es sich um Gewohnheitsrechte handelt; und von Gewohnheitsrechten kann doch nur die bodenständige Bevölkerung sprechen und niemals die eingewanderte;

d) erzählt Thietmar (975—1018), daß der erste Bischof von Merseburg, genannt Bozo (968—981), slovenische Reden schrieb (»slavonica scripserat verba«). Die Merseburger Bischofschronik führt an, daß der Bischof Werner (vor 1111) slovenische Bücher anzuschaffen befahl (»libros sclavonicae linguae sibi fieri jussit«). Vom Altenburger Bischof Bruno (um 1156) erzählt Helmold als Zeitgenosse, daß er in slovenischer Sprache zusammengeschriebene Reden besaß, die er dem Volke vorzutragen für schicklich hielt (»habuit sermones conscriptos verbis sclavicis, quos populo pronunciaret opportune«); sonach standen damals die Verweser der Seelsorge noch unter dem Zwange sich die Sprache des Volkes anzueignen, um sich mit demselben verständigen zu können, denn sonst wäre doch alle Belehrung wertlos gewesen.

Bibliographie.

Alle einlangenden Werke werden grundsätzlich mit Titel, Verlag und Preis angeführt; jene, welche altslavische Themata berühren, auch kurz besprochen, eventuell noch später eingehender gewürdigt. — Unaufgefordert zugesendete Werke werden nicht zurückgestellt.

Chadt Johann E., Dějiny lesů a lesnictví. („Geschichte der Wälder und der Forstwirtschaft.") — Písek 1914. Lex. 1121 S. mit 250 Textillustrationen, 3 Karten, dann zahlreichen Tafeln und Diagrammen. — Preis brosch. K 23·—, geb. K 25·—. Im Selbstverlage (Obora, Post Vinařice bei Laun, Böhmen.) —

Vor kurzem ist ein Werk erschienen, das nicht nur in den Fachkreisen, wie dessen Titel vermuten lassen könnte, sondern geradezu auch in der breitesten Oeffentlichkeit eine besondere Beachtung verdient.

Die bisherigen wissenschaftlichen Facharbeiten des Forstverwalters J. E. Chadt sind längst rühmlich bekannt; sie behandeln die forsttechnischen Gebiete in Monographien; was aber in diesem Werke von 1121 Seiten an allem einschlägigen Material zusammengetragen und systematisch verarbeitet ist, das bildet jedoch geradezu ein Gesamtbild aller forstkundlichen Wissenschaft, und kann sich bis heute keine andere Literatur eines solchen großzügigen und gründlichen Werkes dieser Richtung rühmen, wie nun die böhmische. —

Das Werk teilt sich in drei Hauptabschnitte:

I. **Geschichte der Wälder in der geologischen Zeit.**

II. **Geschichte der Wälder in der historischen Zeit.**

III. **Die Einrichtung der Forstwirtschaft und Systemisierung der Wälder.**

Der I. Abschnitt bietet vor allem das Erscheinen der verschiedenen Baumarten im Wechsel der verschiedenen geologischen Perioden. Zwei Tabellen geben eine historische Uebersicht über das sukzessive Auftauchen unserer Bäume und Sträucher; zwei weitere das Bild der Waldvegetation der geologischen Zeit im Verein mit der bedeutungsvollsten Waldfauna sowie den jagdlichen Waffen jener Zeit. — Der Autor gruppiert die Waldvegetation in 5 Vegetationsperioden, u. zw. 1. die Dryasperiode, d. i. die Zeit der Sträucher; 2. die Periode der Birken, 3. der Kiefern, 4. der Eichen und 5. jene der Buchen. Eine kolorierte Uebersichtskarte des Königreichs Böhmen bietet die Situation der Waldkultur in Böhmen beim Erreichen der 5. Vegetationsperiode.

Der II. Abschnitt behandelt die historische Zeit unserer Waldbäume und Sträucher, die Etymologie der Gattungsnamen, den Einfluß dieser Begriffe auf die Ortsnamen. Eine Informationstafel behandelt weiterhin den jetzigen Rest eines Urwaldes (am Boubin), dann sonstige charakteristische Wälder mit ihren Holzarten. Zu allem wurden alle erreichbaren verläßlichen Quellen benützt, so daß in diesem Werke auch ein Verzeichnis der forstwissenschaftlichen Literatur zugleich inbegriffen ist. — Weitere Kapitel behandeln: die Namen der Wälder und Berge in der Geschichte (bei 3000 Namen mit der Beigabe der Etymologie) samt einer Karte Böhmens über die Waldbedeckungsflächen; alte und denkwürdige Bäume in den Ländern der böhmischen Krone mit Illustrationen und Detailschilderungen, dann etwaigen sagenhaften oder geschichtlichen Erzählungen über dieselben; das Eigentumsrecht; die Grenzsignierung mit vielen kulturhistorischen Daten; die Waldservitute; die Waldfrohnarbeit; die Waldabgaben; über Berechtigungen im Walde (Wegbenützung,

Vogelfang u. ä.); der Waldschutz vom rechtshistorischen Standpunkte (Waldfrevel, Diebstahl); soziale Verhältnisse der Forstbeamten und Forstdiener seit dem XI. Jahrhunderte; Organisation der Forstämter (Wirkungskreis, Rechte, Gehalte in den verschiedenen Jahrhunderten, Dotationen usw.). Der Autor hat es auch nicht übersehen, z. B. der Waldbienenzucht (»brtnictví«) seine Aufmerksamkeit zu widmen, da sich daraus mit der Zeit gewisse Rechte bildeten; dasselbe gilt für die Weidegerechtsame, Grasbenützung, Teerbrennerei, Pottaschesiederei, Köhlerei. Weiters folgt die Schilderung der Waldwertnutzung, der Arbeiten in diesem Wirtschaftszweige, der hiezu nötigen Instrumente samt deren Erfindern, der Verjüngung und Kultivierung des Waldes. Mit dem Waldbau, der historischen Entwicklung der Durchforstungen, den elementaren Kalamitäten sowie der progressiven Forstwirtschaft und Forstverwaltung in geschichtlicher Richtung schließt der II. Abschnitt.

Der III. Abschnitt befaßt sich mit dem Vermessen der Wälder, der Forsttaxation, der hiezu nötigen Instrumente, der Ertragsregelung und der Bestandeswirtschaft. Mit der Uebersicht der Wald- und Forstwirtschaftsgeschichte in der historischen Zeit und einem ausführlichen Register schließt das wertvolle, imponierende Werk, das weiter keiner Empfehlung sondern nur der Bekanntmachung seiner Existenz in den gebildeten Kreisen bedarf. Es ist eben eine erschöpfende Enzyklopädie der gesamten forstkundlichen Wissenschaft im vollendeten Sinne des Wortes, die jedoch nicht ausschließlich dem Fachmann einen in allen Lagen verläßlichen Ratgeber bietet, sondern wo auch die Sprachforscher wie Kulturhistoriker ungezählte Anregungen finden, da an tausend alte Urkunden und weitzerstreute Quellen darin verwertet sind.

Forstkontrollor Joh. Frič.

Chvojka V. V., Drevni obitateli Srednjago Pridnjeprovja i jich kultura v doistoričeskija vremena. *(„Die alten Bewohner des Mittleren Dnjepr-Gebietes und deren Kultur in der vorgeschichtlichen Zeit.") — Kiev, 1913. — 101 S. Preis 80 kop. (2 K). —*

Schon in der Vorrede bemerkt der Verfasser, einer der tiefgründigsten Archäologen unserer Zeit, daß diese Arbeit vorerst breiter angelegt war, aber verschiedener Gründe wegen wesentlich zu-

sammengezogen werden mußte. Es gereicht aber dies dem Werke durchaus zu keinem Nachteile, da auf diese Art wieder die Uebersicht gewinnt.

Chvojka bietet vor allem einen orientierenden Gesamtüberblick der archäologischen Kulturperioden und fügt dann die gemachten Erfahrungen bei den eigenen Ausgrabungen an, womit zugleich die Richtigkeit der Theorie an konkreten Beispielen erwiesen wird. Es ist dies die einzig richtige Methode, die nicht zu Trugschlüssen führen kann, was hingegen alle Arbeiten jener Theoretiker fraglich macht, die Band um Band über Archäologie zusammenschreiben, aber noch nie einen Spaten in der Hand hatten oder gar einen Tumulus selbst öffneten.

An der Hand der Ausgrabungen im Gebiete des Mittleren Dnjepr weist nun Chvojka demonstrativ nach, daß hier schon während aller archäologischen Kulturperioden der Mensch wohnte, weil dies die verschiedenzeitigen Funde untrüglich bestätigen. Ganz hervorragend wertvoll wird aber die Arbeit noch dadurch, daß durch das Feststellen von ständig gleicher Schädelbildung der Bewohner in allen Perioden bis in die historische Zeit, welche in jenem Gebiete schon ausschließlich Slaven vorfindet, auch der Beweis erbracht ist, daß die somatischen Verhältnisse der Bevölkerung seit der Eiszeit niemals vom Grunde aus gewechselt haben konnten. Bezweifelt daher jemand, die Scythen, Sarmaten u. drgl. seien nicht als die direkten Epigonen in der Stammreihe der Urbewohner, sondern als spätere Einwanderer anzusehen, so benimmt ihm diesen Zweifel schon die Schädellehre, und würde hier ein Konklusionsfehler unterlaufen sein, so ergänzt dies die Wahrnehmung, daß die vorgefundenen Kulturresiduen ununterbrochen die gleiche Grundform, also keine drastische Abschwenkung zeigen.

Auf diese, und nur auf diese Art wird die Archäologie zur führenden Hilfswissenschaft in der Forschung über die Urgeschichte und Stammsprache eines Gebietes. Jene Archäologie hingegen, die nur aus Sammelwut fortgräbt, um Museen zu füllen oder Objekte von modernen Werten zu finden, ist keine ernste Wissenschaft, sondern — Schatzgräberei.

Chvojka's Büchlein ist und bleibt daher ein Katechismus für den seriösen Archäologen, und solcher geistig applizierender Wegweiser bedürfen wir auf allen Linien.

M. Žunkovič.

STAROSLOVAN

Heft 2.	Kremsier, am 15. Juni 1914.	II. Jahrgang.

Ortsgeschichtliche Etymologie.

III. Prag.

Über den Ursprung und die Bedeutung des Namens der Stadt Prag wurde bereits viel gestritten; Sage, Geschichte und Sprache kamen hiebei in Erwägung, doch das Resultat blieb immer negativ; und doch lässt sich diesbezüglich bereits ein Schlussurteil abgeben.

In alten hebräischen Urkunden wird Prag als „Mezigrady" (Grenzburgen) benannt. Es ist damit offenkundig der Raum zwischen den zwei Hauptburgen Hradčany und Vyšehrad gemeint, woraus horvorgeht, dass die Moldau daselbst noch um das X. Jahrhundert eine wichtige politische Grenze bildete und dass sich die beiden erwähnten Burgen hier gegenseitig im Schach hielten. Es geht dies auch untrüglich aus dem Gedichte der Königinhofer Handschrift hervor, welches die Vertreibung der Polen aus Prag durch den Böhmenherzog Oldřich im Jahre 1003 schildert. Demnach dehnte sich schon damals Prag auf beiden Moldauufern aus, aber der Teil am linken Ufer, woher Oldřich kam, war nicht in die geschlossene Befestigung einbezogen, denn sonst konnte er doch nicht unbehelligt mit seinen 350 Mann gleich die Moldaubrücke stürmen. Hingegen heisst es im Gedichte:

„Im stillen Prag bergen sie mit Vorsicht sich.
Die Waffen in Mänteln verhüllen sie." —

Die etymologische Klärung ist folgende: das Grundwort des Namens „Prag" oder „Praha" ist „prag", im Altslavischen: Grenze, jetzt Türschwelle, also nur mehr die Grenze des Hauses, daher auch der Spruch: „Du darfst nicht meine Schwelle betreten." Diese Grenze ist hier die Moldau mit ihren beiden Ufern. Es ist auch möglich, dass die böhmische Form „Praha" selbst die Dualbildung von „prag" ist, denn bei einem so bedeutenden Flusse hat jedes Ufer für sich eine besondere Bedeutung, da zwischen beiden eine imponierende neutrale Zone liegt. Die „Mezigrady" waren nun die Hauptschutz- und Verteidigungspunkte auf beiden Ufern, also die beiden Grenzburgen. Analoge lokale wie sprachliche Verhältnisse

bieten auch Praga und Varšava (Warschau) in bezug auf den Weichsel-Strom.

Der älteste Beleg für den Namen „Prag“ wurde im Archive des geheimen ostindischen Ordens „Sad Bay“ festgestellt. Dieses Archiv, das früher in Prag war, wanderte später nach Edinburg; das Bestreben, es wieder an die alte Stelle zurückzubringen, hatte bis nun keinen Erfolg. Der Name lautet daselbst, dem Wesen der indischen Sprache angepasst, die keine Konsonantenanhäufungen duldet, als „Paragava“, in der Bedeutung: Ort des Zusammentreffens, d. i. Ort der Vereinigung — bei feindlicher Bedrohung, also: Zufluchtsstätte, Festung.

Ortsnamen der gleichen Wurzel tauchen aber auch sonst sehr häufig auf und finden sich immer an einer Grenzlinie vor oder identifizieren sich mit solchen. So kann die „Prašná brána“ in Prag selbst sonst nichts bedeutet haben, als Grenztor. Ein „Prachová“ befindet sich an der Bezirksgrenze von Biteš (Böhmen); die „Prachover Felsen“ (bei Jičín) stellen noch heute einen durch Schanzen, Doppelwälle, Burgwälle u. drgl. geschlossenen Limes dar; es muss also einmal hier eine wichtige Grenzlinie bestanden haben. Die Grenze zwischen Schlesien und Ungarn am Jablunkau-Passe bilden die Höhen „Praženkowa“ und „Praženkowa gora“ mit zahlreichen alten Schanzen; in Steiermark wurde ein Punkt, der an der Bezirksgrenze liegt, im Jahre 1365 urkundlich „an der Prach“ genannt; eine Alpenweide, namens „Praga“, wird schon im Jahre 925 urkundlich als Grenze zwischen Kärnten und Tirol erwähnt; der Fluss „Prachova“ bildet die Grenze zwischen Siebenbürgen und Rumänien usw. usw. — Ob die Namen „Prag“ bei Hutturm, bei Stuttgart, in Baden u. a. den gleichen Prämissen entsprechen, müsste erst nachgeforscht werden, doch kann das Schlussergebnis nur das gleiche sein.

Dass der Name „Prag“ sehr alt sein, bezw. dass an dieser Moldaustelle seit undenklichen Zeiten eine wichtige Ansiedelung bestanden haben muss, dies geht auch aus der Reisebeschreibung des spanisch-arabischen Kaufmannes Ibrahim-ibn-Jakub hervor, der sich um das Jahr 965 in Prag aufhielt und die Ansiedlung — unter diesem Namen — als die damals grösste Handelsstadt Mitteleuropas bezeichnet. — Der slavische Name des Ortes ist aber zugleich auch der Beweis, dass diejenigen, welche hier zuerst angesiedelt waren und diesen Namen gebrauchten, nur Slaven gewesen sein können. —

M. Žunkovič.

IV. Semmering.

Der Name des die Grenze zwischen Niederösterreich und Steiermark bildenden Gebirgsstockes Semmering war in etymologischer Hinsicht bisher nicht verständlich, obschon die Lösung selbst in seiner Funktion als Grenzberg liegt.

Überdies trübte die Aufklärung hier auch der Umstand, dass für diese Lokalität in den alten Urkunden noch zwei verschiedene Namen parallel laufen. In der ältesten bekannten Aufzeichnung vom Jahre 1141 finden wir den Namen „Cerevaldum", 1146 „Cerwalt", 1160 silva „Cerwalt", 1161 „Cerewalde", 1171 „Cerewalt", 1241 „Cerwalde", 1227 „Semernic", 1246 mons „Semernik", 1291 „Simernich", 1318 „in dem Cerwalt bey dem Semernich" usw. Im Jahre 1362 findet sich der Name „Zerbalt" urkundlich das letztemal vor; von dieser Zeit an entwickelt sich erst sukzessive der rein slavische Name „Semernik" unter dem deutschen Spracheinflusse zum heutigen „Semmering."

Die beiden Namen stehen jedoch in einer nahen organischen Verbindung, denn „Semernik" bezeichnet, wie erwähnt, einen Grenzberg im allgemeinen, „Cerwalt" hingegen einen Grenzwall am Passe selbst. Für den ersteren Namen ist das Grundwort „sem", das sich im lateinischen „semi" (= halb, geteilt), im griechischen „séma" (= Zeichen, Grenzstein), „semaíno" (= abgrenzen), im slovenischen „semenj" (= Markt, wo man Waren zum Wechsel bringt), im böhmischen „zeman" (= Grundherr, Schutzherr, der die Grenzen sichert) u. a. m. noch im gleichen Sinne erhalten hat. Da aber über diese Grenzhöhe seit jeher vom Wiener Becken aus die Passage gegen Süden führte, musste diese Paßstelle doch auch irgendwie militärisch gesichert sein; und diese Schutzvorsorge nannten die damals dort noch wohnenden Slovenen „červal", d. i. „čer" (= Grenze) und „val" (= Wall), also deutsch: Grenzwall, was etymologisch wie schutztechnisch keiner weiteren Erklärung bedarf, da es kaum einen wichtigeren Pass gibt, der einst keine Verteidigungs- oder Schutzvorsorge besass. Diese Vorsorge verfällt aber selbstredend sehr bald, wenn die Relationen zum Nachbar dieselben entbehrlich machen, wie es hier der Fall war, als im Jahre 1276 Steiermark ohnehin zu Österreich geschlagen wurde, daher zu dieser Paßstelle ein Feind direkte nicht mehr gelangen konnte. Es ist daher auch ganz natürlich und selbstverständlich, wenn der Name „Cerwalt" dann noch kurze Zeit besteht, hierauf aber umso eher aus dem Gebrauche schwindet, je rascher das namengebende sichtbare Objekt

seinen Bestimmungswert verliert oder für das Auge selbst nicht mehr fassbar ist. Wo dieser Grenzwall war und ob sich derselbe dem kundigen Auge noch heute irgendwie in seinen Spuren zeigt, ist dem Verfasser nicht bekannt.

Der Kuriosität halber sei hier nur erwähnt, dass Müller in den Blättern für die Landeskunde von Niederösterreich (1888) über den Namen „Cerwalt" die Erklärung gibt, „es sei dies die Waldwüste, wo Markgraf Otakar, da weit und breit nichts für die Unterkunft und Versorgung bestand, für die armen Reisenden ein Hospiz errichtete, es ist dies also ein „zum Zehren," d. i. „zur Bestreitung des Lebensunterhaltes dienender oder wenigstens mithelfender Wald". — Eine ähnliche Erklärung bot er auch für die Einöde „Zerwand" (bei Emmersberg), „deren Föhrenwald an wüster Trockenheit seinesgleichen sucht". — Es ist wohl überflüssig über die Wertlosigkeit dieser Etymologie ein weiteres Wort zu verlieren, da sie der Sprachwissenschaft, der Geschichte sowie den Prämissen der allgemeinen Entstehung der Ortsnamen kurzweg widerspricht.

Es wäre daher nur richtig wieder den alten historischen Originalnamen „Semernik" allgemein und offiziell einzuführen; da aber bei unseren destruktiven politischen Verhältnissen ein solcher Apell auf die Vereinfachung im Verkehre kaum ein Gehör finden dürfte, wäre es doch geboten, dass sich wenigstens alle Slaven derselben historischen Namensform, d. i. „Semernik", ausnahmslos bedienen. —

M. Žunkovič.

*

Ergänzung zu: II. Orlice.

Zum Artikel „Orlice" (S. 9) sendet der Verfasser Fr. Egerle noch folgende Ergänzung:

Für die Richtigkeit der Etymologie des Namens „Bílá Orlice" (Stille Adler) spricht auch der Umstand, dass sich am linken Ufer dieses Flusses, unweit des Tunnels der Staatsbahn bei Chotzen, auch eine Höhe mit einer noch spärlich erhaltenen Ruine befindet, die man heute nur mehr als „Hradníky" (Befestigungen) bezeichnet, die aber im Jahre 1390 noch als „Bílá Hora" urkundlich benannt erscheint. Damals stand dort eine Burg und nannten sich deren Besitzer: „pány z Bílé Hory". Als sich aber später der Besitzer Mathias Slašek eine neue Feste im nahen Orte „Slatiny" erbaute, geriet der ursprüngliche Name zugleich mit dem Verfalle der Burg langsam in Vergessenheit; die verbleibenden Mauerreste wurden dann nur mehr mit dem Gattungsnamen „Hradníky" belegt. — Verfällt einmal eine Burg,

so wiederholt sich dies sehr oft, dass sie den gangbaren Eigennamen einbüsst, und nur mehr den Gattungsnamen „Ruine, alte Burg, Burgberg“ u. ä. weiterführt.

Slavische Geschichtsquellen.

I.

Berichte muselmannischer Schriftsteller über die Slaven bis zum Ende des X. Jahrhundertes.

Mitgeteilt von J. v. Meduna.

(Fortsetzung.)

Ibn-Dasta, auch Ibn-Rosteh genannt, verfasste im ersten Drittel des X. Jahrhundertes das „Buch der kostbaren Kostbarkeiten“, welches erst im Jahre 1868 durch Rieu im britischen Museum aufgefunden wurde. Schon im folgenden Jahre hatte der Orientalist Daniel Chwolsen die Übersetzung bewirkt und in seinem Werke: „Nachrichten über die Chasaren, Burtasen, Bulgaren, Magyaren, Slaven und Russen“ benützt. Wenn auch das im britischen Museum aufgefundene Manuskript sehr beschädigt ist, so bringt es doch weiteres Licht über die geographischen und ethnographischen Verhältnisse im nordöstlichen Europa, wie sie vor 1000 Jahren bestanden hatten. Ibn-Dasta berichtet:

„Bulgarien grenzt an das Reich der Burtasen. Die Bulgaren wohnen an den Ufern des Stromes, welcher Itil[1]) heisst und sich in das Kaspische Meer ergiesst, die Grenze bildend zwischen den Ländergebieten der Chasaren und Slaven. Der bulgarische Car, Almuž mit Namen, bekennt sich zum Islam; sein Gebiet besteht aus morastigem Boden und dichten Wäldern, innerhalb denen die Bulgaren[2]) leben. Sie zerfallen in drei Gruppen, nämlich Barsulen, Askalen und Bulgaren (im engeren Sinne). Die Chasaren treiben Handel mit den Bulgaren, ebenso bringen die Russen ihre Waren zu ihnen, haupt-

[1]) Itil hiess früher die Wolga.

[2]) Die sogenannten Wolgabulgaren, welche im Mittelalter an der oberen Wolga und Kama einen islamitischen Staat mit der Hauptstadt Bolgarg gegründet hatten. Ihre Nationalität ging in der russischen auf.

sächlich Fälle vom Zobel, Hermelin, Eichhörnchen u. a. Die Bulgaren sind ein Ackerbau treibendes Volk, welches allerlei Gattungen Körnerfrucht kultiviert, vornehmlich Weizen, Gerste und Hirse. Ein grosser Teil der Bevölkerung bekennt sich zum Islam, besitzt Moscheen und Lehranstalten mit Muezzims und Imams. Jene Bulgaren, welche Heiden geblieben sind, werfen sich beim Begegnen eines Bekannten mit dem Gesichte zur Erde.[3]) Zwischen dem Reiche der Burtasen und dem Reiche der Bulgaren beträgt die Entfernung drei Tagereisen. Die Bulgaren führen Überfälle auf die Burtasen aus, berauben sie und führen sie in die Gefangenschaft. Die Bulgaren haben Reitpferde, Panzer und volle Ausrüstung; dem Car entrichten sie die Steuer hauptsächlich in Pferden; auch von jedem, der heiratet, muss dem Car ein Reitpferd abgeliefert werden. Von muselmannischen Kauffahrerschiffen, welche zu ihnen gelangen, wird der Zehent erhoben. Die Kleidung ist ähnlich jener der Muselmannen; ebenso haben die Friedhöfe ein ähnliches Aussehen wie bei diesen. Ihr Hauptreichtum sind Marderfelle. Münzen eigener Prägung besitzen sie nicht, sie tauschen sie gegen Marderfelle ein, von welchen das Stück mit $2^1/_2$ Dirhen berechnet wird.[4])

Zwischen den Gebieten der Badschnaken[5]) und der Slaven liegt ein zehn Tagereisen weiter Raum, bedeckt mit Steppen, wegelosen Landstrecken, mit zahlreichen Flüssen und dichten Wäldern. Nahe der Grenze liegt die Stadt Kiev. Das Land der Slaven ist eben und bewaldet und in den Wäldern wohnen die Slaven; Weinberge und Ackerfelder haben sie nicht. Sie verfertigen hölzerne Gefässe, welche zur Aufbewahrung des aus den Bienenkörben gewonnenen Honigs bestimmt sind; sie betreiben die Schweine- und die Schafzucht. Die Frauen der Verstorbenen bringen sich Messerwunden im Gesicht und an den Händen bei; der Leichnam wird verbrannt. Am nächstfolgenden Tage begeben sich die Frauen an den Ort, wo die Verbrennung stattfand, sammeln die Asche und geben sie in eine Urne, welche indessen auf einen Hügel gestellt wird. Nach Verlauf eines

[3]) Nach anderen Berichten besteht dieser Brauch nicht bei den Bulgaren, sondern bei den Chasaren.

[4]) Ibn-Dasta erzählt hier etwas ganz Undenkbares. Die Marderfelle können als Kaufmittel nur eine Ausnahme gewesen sein, denn sonst wären sie ja wertlos gewesen, wenn es so viele Marder gab. Diese Ansicht beruht auf dem Fehler der sprachlichen Auslegung des Wortes »kuničnoe«, dem »kouna« (= Münze) und nicht »kuna« (= Marder) zugrundeliegt. Dass die damaligen Völker in Russland keine Münzen besessen hätten, ist daher unzutreffend. (Vergl. auch den Artikel »Jus primae noctis bei den Slaven«, »Staroslovan«, 1913.)

[5]) d. i. Pečenegen.

Jahres bringen die Witwen etwa zwanzig Gefässe, mit Honig gefüllt, zu diesem Hügel, wo gegessen und getrunken wird, nachdem die Familie des Verstorbenen sich dort versammelt hat. Wenn der Verstorbene drei Frauen gehabt hatte, so gibt diejenige, welche erklärt, dass sie ihn besonders geliebt hat, sich den Tod durch Erhängen, worauf deren Leichnam ebenfalls verbrannt wird.

Alle slavischen Heiden sind Götzenanbeter. Von den Getreidegattungen wird die Hirse am meisten angebaut.[6]) Zur Erntezeit erheben sie ein Gefäss mit Hirsekörnern zum Himmel und rufen: „Herr, der Du uns die Nahrung gibst versehe uns damit stets zur Genüge." Sie haben verschiedene Gattungen von Lauten, Guslas und Schalmeien; diese sind zwei Ellen lang; die Lauten haben acht Saiten. Berauschende Getränke werden aus Honig bereitet. Bei der Verbrennung Verstorbener geben sie sich lärmenden Vergnügungen hin, indem sie der Freude Ausdruck geben, dass Gott den Verstorbenen seiner Gnade gewürdigt hat. Arbeitstiere gibt es bei ihnen wenige und Reitpferde hat nur der Car.[7]) Die Bewaffnung besteht aus Wurfspiessen, Schild und Lanzen; andere Waffen besitzen sie nicht.

Ihr Oberhaupt wird gekrönt; allen seinen Befehlen wird Folge geleistet; seine Residenz befindet sich in der Mitte des slavischen Landes; er wird „Haupt der Häupter" tituliert. Die Stadt heisst Dscharbad (!), und werden dort allmonatlich durch drei Tage Märkte abgehalten. Der Car hat Reitpferde und trägt einen starken, kostbaren Panzer.

Im Lande der Slaven herrscht eine so strenge Kälte, dass die Bewohner Gruben ausheben, sie mit einem hölzernen Dache von ähnlicher Form wie bei den christlichen Kirchen, überdecken und dieses mit Erde überwerfen. In solche Erdlöcher übersiedelt die ganze Familie; sie nehmen Holz und Steine, entzünden ein Feuer bis die Steine glühend werden und übergiessen sie mit Wasser, wodurch heisser Dampf entsteht, welcher die Grube so erwärmt, dass die Inwohner sich der Kleider entledigen können. In solchen Behau-

---

[6]) Es liegt hier ein offener Widerspruch mit der kurz vorher erwähnten Schilderung vor, wonach die Slaven keine Ackerfelder besitzen; wahr ist, dass die Slaven fleissige Ackerbauern waren.

[7]) Der in der Anmerkung 1 berichtigte Fehler erhält hier noch eine weitere Ausgestaltung. Vorher hiess es, dass die Burtasen als Steuer Pferde abliefern, sowie dass jeder Heiratende dem Car ein Pferd als Abgabe leistet. Nun heisst es wieder, dass es wenig Arbeitstiere gibt und dass Reitpferde nur der Car hat. Hier hat wieder jemand aus Unverstand »kuničnoe« aus »kon, kun« (= Pferd) abgeleitet.

sungen bleiben sie bis zum Frühjahr.[8]) Der Car bereist alljährlich sein Land. Wenn in der Familie eine Tochter ist, nimmt sich der Car jährlich eines ihrer Kleider, ist dort ein Sohn, so erhält er ebenfalls eines von dessen Kleidern. Wenn die Familie kinderlos ist, so bekommt der Car als jährliche Abgabe eines der Kleider der Frau oder des Dienstmädchens.[9]) Wird ein Räuber festgenommen, so befiehlt der Car entweder dessen Erdrosselung oder übergibt ihn der Aufsicht eines der Verwalter der Grenzprovinzen.

Die Russen[10]) bewohnen eine in einem See gelegene Insel, welche einen Flächenraum von drei Tagereisen einnimmt; ihr Gebiet ist morastig und mit Wäldern bedeckt und der Boden ist so beweglich, dass er in Schwankungen gerät, wenn man ihn betritt. Ihr Car heisst Chakan-Rus. Sie führen Überfälle auf die Slaven, zu denen sie auf Schiffen gelangen, aus, machen sie zu Gefangenen und verkaufen diese anderen Völkern. Ackerbau betreiben sie nicht und nähren sich nur von dem, was sie aus dem Lande der Slaven geraubt haben. Wenn ein Knabe geboren wird, so legt der Vater ein entblösstes Schwert vor den Neugeborenen und sagt: „Du wirst nach mir kein Vermögen erben und wirst bloss das besitzen, was du dir durch dieses Schwert erwerben wirst." Sie haben kein unbewegliches Eigentum, weder Städte, noch Dörfer, noch Ackerfelder. Der Handel beschränkt sich einzig auf den Verkauf von Zobel-, Hermelin- und anderen Fellen; den erzielten Geldbetrag verwahren sie sorgfältig in ihren Gürteln. Sie kleiden sich unrein,[11]) die Männer tragen goldene Armbänder. Ihre Sklaven behandeln sie gut und sorgen für deren Bekleidung. In ihrem Lande sind viele Städte[12]); sie sind gast-

[8]) Wie man sieht, hat der Autor, auf Grund der Berichte seiner Vorgänger über die Zugehörigkeit der Bulgaren zu den Slaven, die arabischen Nachrichten über die strengen Winter im Bulgarenlande auf alle von Slaven besiedelten Gebiete ausgedehnt.

[9]) Hier liegt zweifellos wieder ein etymologischer Fehlgriff vor, denn was soll der sonst so stolze Car mit allen diesen Kleidern machen? — Es handelt sich hier vielleicht eher um eine Leinwandabgabe.

[10]) Russen hiessen bei den das Baltische Meer umwohnenden Völkern die Normannen, jenes kühne Seeräubervolk, welches von Skandinavien aus nicht nur die Küsten der Ostsee, sondern des ganzen Abendlandes heimsuchte. Sie gründeten an den Mündungen der Flüsse und auf Inseln feste Niederlassungen, von wo sie die Nachbarn überfielen. Die zu den Slaven eingefallenen Normannen verschmolzen bald mit diesen, indem sie deren Sprache und Sitten annahmen.

[11]) Dass den Muselmannen, welchen die Religion häufige Waschungen vorschreibt, die Normannen unrein erschienen, ist leicht begreiflich.

[12]) Hier ist es augenscheinlich, dass Ibn-Dasta aus verschiedenen Quellen kompilierte und dabei so leichtfertig verfuhr, dass er den Widerspruch mit seinen, einige Zeilen vorher ausgesprochenen Worten, nicht bemerkte: »Sie haben kein unbewegliches Eigentum, weder Städte, noch Dörfer, noch Ackerfelder.«

freundlich, höflich mit fremdländischen Zugehörigen, überhaupt mit allen, welche ihr Land öfter besuchen, gestatten Niemandem, die Fremden zu belästigen oder zu bedrücken. Sollte dies geschehen, so stehen sie ihm hilfreich bei und leihen ihm ihren Schutz. Ihre Schwerter sind Suleimanschwerter.[13]) Wenn einer der Stämme Hilfe beansprucht, so ziehen sie sämtlich zu Felde; es gibt bei ihnen keine Uneinigkeit; sie kämpfen einmütig mit dem Feinde, bis er unterliegt. Entsteht ein Streit zwischen ihnen, so wird der Car als Richter angerufen, vor welchem beide Parteien ihren Standpunkt darlegen. Hat der Car den Richterspruch getan, so wird er befolgt. Sollten die Parteien mit dem Urteil unzufrieden sein, so muss das Endurteil der Entscheidung durch die Waffen anheimgestellt werden. Zum Zweikampfe erscheinen die beiderseitigen Familienmitglieder bewaffnet; der Sieger im Zweikampf ist auch Sieger im Streitfall. Unter ihnen befinden sich Zauberer, Wahrsager und Oberpriester. Diese verlangen die Darbringung von Opfern der Gottheit, wobei Pferde und auch Menschen geopfert werden; diese erleiden hiebei den Tod durch Erhängen.

Die Russen (Normannen) sind tapfere Krieger; wenn sie ein anderes Volk anfallen, kämpfen sie so lange, bis es unterliegt. Die Besiegten geraten in Sklaverei. Sie sind kühn im Angriff, zeigen diese Kühnheit aber nicht zu Pferde, weil sie alle Überfälle zu Schiff ausführen. Ununterbrochen tragen sie das Schwert bei sich, weil einer dem anderen nicht traut und weil die Arglist unter ihnen allgemein ist. Wenn jemand ein noch so geringes Eigentum erwirbt, so wird er vom Bruder oder Genossen beneidet, die die Absicht haben, es sich anzueignen.[14])

Stirbt ein Mann von vornehmem Stande, so wird ein Grabhügel (mogila) errichtet, in welchem er bestattet wird. Seine Kleider, die goldenen Armbänder, Esswaren, Gefässe mit Getränken und geprägte Münzen[15]) werden in das Grab gelegt. Schliesslich wird zu dem Verstorbenen seine bevorzugte Gattin — noch lebend — gegeben. Die Graböffnung wird sodann zugeschüttet und die geopferte Frau stirbt im Grabe.

---

[13]) Der Orientalist Freiherr von Hammer-Purgstall sagt, dass diese Hiebwaffen in der persischen Provinz Chorassan erzeugt und von dort bezogen wurden. Möglich, dass die normannischen Schwerter ähnliche Eigenschaften hatten und deshalb Suleimanschwerter benannt wurden.

[14]) Diese Charakteristik entspricht den früher geschilderten Eigenschaften der Russen (Normannen) durchaus nicht und sieht man hier abermals die wahllose Kompilation Ibn-Dastas.

[15]) Früher hiess es wieder, dass diese Völker keine Münzen kannten!

Abn-Mansura, † 980, war arabischer Lexikograph, von dem unter anderem folgendes Zitat herrührt: „Die Slaven sind ein Volk mit rötlicher Gesichtsfarbe und blonden Haaren; sie sind Nachbarn der Chasaren. Bei uns (Arabern) heissen Menschen mit lichter Gesichtsfarbe „Slavaninen", weil sie den Slaven ähnlich sind.

Al-Mukadesi schrieb in den Jahren 985 und 986; er erzählt: „Das türkische Reich grenzt im Norden an Chowarezm[16]); dorthin werden aus dem Bulgarenlande eingeführt: verschiedene Gattungen Felle, Schwerter, Panzerrüstungen, Birkenholz (oder Buchenholz), gefangene Slaven, Schafe und Hornvieh. Itil[17]) ist eine grosse Stadt am Strome gleichen Namens,[18]) der sich ins Meer (Kaspisches Meer) ergiesst. In der Stadt und um dieselbe sind viele Wohnstätten; unter der Bevölkerung sind zahlreiche Muselmänner; deren Herrscher ist ein Jude.[19]) Die Gesetze sowie die Richter sind muselmannisch, jüdisch, christlich und auch heidnisch. Ich hörte, dass ein Volk, welches Slaven sind, sie (die Chasaren) angriff und ihr Reich eroberte.[20]) Die Chasaren haben Ähnlichkeit mit den Slaven. Die Russen (Normannen) leben auf einer ungesunden Insel im See, der sie gegen ihre Feinde schützt; es sind ihrer etwa einhunderttausend Seelen; sie haben weder Ackerfelder noch Viehherden. Die Slaven fallen über sie her und rauben ihr Eigentum.[21])

(Fortsetzung folgt.)

---

[16]) Das Reich der Chowarezm erstreckte sich damals vom Kaspischen Meere bis Bagdad und umfasste einen grossen Teil von Persien.

[17]) Jetzt Astrachan genannt.

[18]) Heisst jetzt Wolga.

[19]) Schon im VIII. Jahrhunderte war der Chakan der Chasaren mit einem Teile der Bevölkerung zum Judentum übergetreten.

[20]) Swjatoslav (945—973) schlug i. J. 965 die Chasaren entscheidend: sie verschwanden dann völlig vom politischen Schauplatz.

[21]) Ibn-Dasta sagte das Gegenteil, dass nämlich die Slaven von den Russen (Normannen) überfallen und beraubt werden. Der Widerspruch mit der Mitteilung Al-Mukadesi's ist nur ein scheinbarer, denn im Laufe der sechzig Jahre, welche die schriftstellerische Tätigkeit Ibn-Dastas von jener Al-Mukadesis trennen, sind wahrscheinlich die Slaven von der Verteidigung zum Angriffe übergegangen, wobei die in Russland ansässig gewordenen Normannen sehr bald ihr Volkstum verlieren, d. h. sie gehen in den Slaven auf. Der Verlust der Nationalität war das allgemeine Schicksal der räuberischen Normannenhorden. Den in Frankreich eingefallenen Normannen musste i. J. 911 ein ausgedehnter Landstrich — die Normandie — überlassen werden; sie nahmen aber sehr rasch französische Sprache und Sitten an. Die Normannenscharen, welche Italien heimgesucht, fruchtbarer Gebiete sich bemächtigt und die Grafschaft Apulien gegründet hatten, verloren ebenfalls sehr bald ihr ursprüngliches Volkstum.

III.

Geschichtliches über die Skordisker.

Mitgeteilt von Dr. J. Velić.

Das alte Albanien war ein Teil des Reiches Illyricum; das Land bewohnten die Illyrer und Skordisker. Die Hauptstadt war Skodra (Skadar, Skutari), die schon vor der Römerzeit befestigt war, was daraus hervorgeht, dass sie im Jahre 169 v. Chr. von den Römern durch längere Zeit belagert werden musste, und hat sich dort Gentius, der letzte König der freien Illyrer, auch den Siegern ergeben.

In der alten Geographie gelten die Skordisker als ein grosses keltisches Volk, das sich über das südliche Ungarn längs der Save bis zur serbischen Morava erstreckte, sonach das gesamte Flachland des nachmaligen Pannonien umfasste. Überdies gab es noch weitere Partien des gleichbenannten Volkes in Mösien wie Macedonien. Der Grundstock des Skordisker-Volkes und die Grundlage für diese ethnographische Kennzeichnung ist jedoch zweifellos in der Šar planina, jenem Gebirgszuge, der den Hämus (Balkangebirge) mit den südlichen Kalkalpen verbindet, zu suchen. Die Griechen wie Römer nannten und schrieben, diktiert durch ihre Spracheigenart, das Gebirge nicht als „Šar", und die Bewohner nicht etwa als „Šarići", sondern „Skardus" (Ptolemäus) und „Scordisci" (richtiger „Scardisci").

Mit dieser Festlegung der eigentlichen oder ersten Wohnsitze der Skordisker stimmen auch die Nachrichten überein, die uns namentlich Livius übermittelt hat. — Perseus, König von Macedonien (168—179), bereitete sich zu einem Feldzuge gegen die Römer vor, und musste naturgemäss, falls er ernstlich an die Meeresküste gelangen wollte, das Wohngebiet der Skordisker passieren. Dies setzte voraus, dass ihm diese freundlich gesinnt, ja in seinen Plänen selbst behilflich seien. Perseus ging noch weiter: er forderde die Bastarner, eine Völkerschaft zwischen der Donau und dem Balkan, auf, sich mit ihren Stammesbrüdern, den Skordiskern, im Lande der letzteren kriegsbereit einzufinden (Liv. XL, 57). Die vereinigte Heereskraft überschritt nun unter Kommando des Königs Perseus die Höhen des Skadrus-Gebirges (Šar planina) und gelangte so nach grossen Beschwerden nach Scodra (Liv. XLIII, 20), die königliche Hauptstadt von Illyricum (Liv. XLV, 26).

Die geographische Zentrale der Wohnsitze der Skordisker kann sonach nur im Territorium der Šar planina zu suchen sein, denn

Perseus kann von Macedonien nach Skodra nur über diese gelangt sein, selbst wenn hiebei das Skadrus-Gebirge nicht eigens erwähnt wäre.

Es handelt sich nun um die Festlegung, seit wann die Skordisker auf dem Balkan beglaubigt sind. — Herodot (um 444 v. Chr.) erwähnt diesen Namen noch nicht, Livius (geb. 59 v. Chr.) schon. Sie müssten sonach in der Zeit von Herodot bis Perseus in jenes Gebiet eingedrungen sein. Doch dies wäre ein arger Trugschluss, denn nur deshalb, weil sie Herodot noch nicht kennt oder nennt, können sie doch da gewesen sein, jedoch unter einem anderen Namen; und dies ist offenkundig hier der Fall: sie sind unter dem Sammelnamen „Celten" auf dem Balkan inbegriffen. — Nebstbei erzählt die Geschichte, die Skordisker seien im pannonischen Kriege unter Kaiser Augustus völlig vertilgt worden, was auch nicht buchstäblich zu nehmen ist, denn es gab schon kurz darnach genug blutige Aufstände und Kämpfe auf demselben Gebiete; dieses muss sonach ununterbrochen entsprechend bevölkert gewesen sein.

Die Geschichte fasst nämlich einen Teil der Balkanvölker, namentlich die Japoden, Bojer, Skordisker als „Celtae" zusammen, welche Tatsache endlich eine Beleuchtung erfordert. W i r h a b e n h i e r i m m e r m i t z w e i (auch mehreren) N a m e n f ü r e i n u n d d a s s e l b e V o l k z u r e c h n e n, u. zw. dem g e o g r a p h i s c h e n und dem m i l i t ä r - o r g a n i s a t o r i s c h e n. Jene Völker, die ihre Kriegsformationen oder taktischen Einheiten, bezw. ihre Ergänzungsbezirke als „čeledi" (= Kriegsschar) bezeichneten, galten den Römern durchwegs als „Celtae"; diejenigen, die ihre Unterabteilungen „voji, boji" (= Zug, heute Korps) nannten, waren die „Boji"; diejenigen, welche sich gebietsweise in „kaza, chasa" formierten, waren die „Kazaki, Chasari, Chatti" usw. — Der Name „Scordisci" ist daher nur der g e o g r a p h i s c h e U n t e r t i t e l jener „čeledi", also „Celtae", die sich im Raume der Šar planina, der Stadt Skodra und des Skodra-Sees militärisch gruppierten.

Diese Aufklärung ist dringend notwendig im Auge zu behalten, wenn man das scheinbare Chaos der verschiedensten, auf ein und demselben Gebiete erwähnten ethnographischen und topischen Namen im allgemeinen und *ex ovo* verstehen oder entwirren will.

M. Žunkovič:

Über altslavische Handschriftenschätze.

Die Erkenntnis, dass die Slaven schon im Altertume wie im Mittelalter eine sehr bedeutende eigene Literatur und eine hochausgebildete Sprache hatten, festigt sich mit jedem Tage umso mehr, je weiter sich die bezüglichen Forschungen vertiefen. Ganz abgesehen von den Runenschriftdenkmälern auf Stein und Erz, welche die Existenz der slavischen Sprache offenkundig durch mehrere tausend Jahre konkret belegen, haben sich aber auch Pergamenthandschriften, — so weit eben heute bereits Klärungen vorliegen —, schon aus dem V. Jahrhunderte n. Chr. erhalten und stossen wir bei der Weiterforschung höchstwahrscheinlich auf noch ältere Belege.

Man glaubte bisher auch immer, dass kein Beweismaterial vorliegen könne, weil man über die alte Geschichte und Kultur der Slaven überhaupt nichts wusste, und in jenen Fällen, wo sich Beweise einstellten, da vernichtete oder entwertete man sie sofort, weil dies gewissen Kreisen nicht in das Programm passte. Und unter diesen zwischen Leichtgläubigkeit, Unwissenheit, Indolenz und toleriertem Betrug oszillierenden Vorstellungen bewegten wir uns bis zum gestrigen Tage, denn wir glaubten selbst blind daran, dass die handschriftlichen Beweise für die slavische Vergangenheit nur äusserst spärlich sein können. Heute hingegen können wir sagen, dass diese Belege ausserordentlich zahlreich sind, nur liegen sie unbeachtet, daher unbekannt in den Archiven, Bibliotheken usw., oder sie bekamen, wie die Runeninschriften, eine irreführende Punze, indem man sie als „germanisch“ klassifizierte, ohne hiemit weiter etwas überzeugend Klärendes geboten zu haben.

Es seien nun nachstehend alle jene Orte und Länder angeführt, in welchen sich altslavische Handschriften befinden, die aber weiter noch gar nicht oder nur teilweise überprüft sind.

Venedig. Auf Seite 205 des „Staroslovan“ (1913) wurde aufmerksam gemacht, dass sich in den Jahren 1851 und 1853 im gewesenen Kloster „dei Frari“ in Venedig ungefähr 13 Millionen Handschriften befanden, worunter sich Originalurkunden russischer, böhmischer, polnischer, südslavischer wie ungarischer Könige, der Republik Ragusa, Berichte über Dalmatien, Istrien, das Uskoken-Gebiet u. a. m. befanden. In den erwähnten Jahren hatte der damalige Landesarchivar von Zagreb, J. Kukuljevič-Sakcinski, selbst Gelegenheit, in diese immensen Archivschätze Einsicht zu nehmen. So viel bekannt,

kümmerte sich slavischerseits in den verwichenen 60 Jahren niemand weiter um diese altslavischen Geschichts- und Kulturbelege.

Rom. Im Vatikan erliegen zahlreiche, namentlich kirchenslavische Handschriften, da sich der liturgisch-sprachliche Streit zwischen Rom und den Slaven nahezu seit der Gründung des Stuhles Petri in Permanenz erhalten hat. Als kirchliche Zentrale aller katholischen Slavenvölker sind dahin zum mindesten alle rituellen kirchenslavischen Werke zur Zensur eingelangt und wohl auch Vergleichsexemplare deponiert worden.

Die bei 40.000 Handschriften zählende Sammlung der Vatikanischen Bibliothek, die in den letzten Jahren mit Rücksicht auf eine unangenehme Erfahrung bei einem Brande nun in feuersicheren Räumen untergebracht sind, enthält viele Slavica, die augenscheinlich sprachlich noch gar nicht durchforscht sind. — Palacký studierte wohl im Jahre 1837 die Vatikanische Bibliothek; inwieweit man ihm jedoch Einblick gewähren liess, ist schwer zu sagen, denn die Wahl eines Protestanten für diese Mission wird wohl niemand für klug bezeichnen.

Überdies weiss man, dass die Königin Christine von Schweden, bekannt als besondere Liebhaberin der Wissenschaften und Sammlerin von Handschriften, nach Entsagung auf den Thron im Jahre 1655, mit 56 böhmischen Handschriften nach Rom zog und dort auch im Jahre 1689 starb. Ihre Bücherschätze kaufte sodann Papst Alexander VIII. und verleibte sie der Vatikanischen Bibliothek als „Bibliotheca Alexandrina“ ein.

Wien. Das Haus-, Hof- und Staatsarchiv verwahrt allein etwa an 300 Stück südslavischer Urkunden, meist diplomatischer Richtung angehörend.

Was sich ansonst in einzelnen Städten in öffentlichen Sammlungen, in Klöstern, Burgen, dann bei Privaten vorfindet, hiefür fehlt uns überhaupt jeder Überblick, da ja vieles unbekannt ist, vieles ist noch gar nicht gesichtet, manches noch nicht als slavisch erkannt, manches noch gar nicht lesbar. Fast jede Stadt verwahrt irgendeine mehr oder weniger wichtige altslavische Handschrift. So wissen wir, dass sich derlei Handschriften vorfinden in: den Klöstern auf dem Berge Athos, in Admont, Berlin, Budapest, Dresden, St.-Gallen, Göttingen, Graz, Greifswald, Halberstadt, Klosterneuburg, Lambach, Magdeburg, Mailand, Mainz, München, Paris, Oxford, Rheims, Stettin, Stockholm, Utrecht, Wernigerode usw.

K o n s t a n t i n o p e l. Zum Krongute eines jeden regierenden Sultans gehört eine aus 2000 Handschriften bestehende Bibliothek, gewöhnlich „Serailbibliothek“ genannt (in Top kapu), die aus Sammlungen der Kaiser von Byzanz sowie der Sultane besteht, jedoch in den letzten Jahrhunderten keine Vermehrung mehr erfuhr. Die Bibliothek wird sorgsam versperrt gehalten, daher auch kein Archivdienst daselbst eingeführt ist. Bis zum Jahre 1850 waren darin nebst den arabischen und syrischen auch viele slavische Handschriften, wie dies Dr. Mordtmann erzählt. Seit dieser Zeit werden keine solche mehr gezeigt; man weiss nun nicht, ob sie in der Bibliothek selbst versteckt gehalten werden, oder ob sie bei dem bekannten Slavenhasse der Osmanen vernichtet, verkauft, verschenkt oder gestohlen wurden, daher über deren Schicksale oder Existenz klugerweise geschwiegen werden muss. — Für jeden Fall ist es ein arges Versäumnis seitens der slavischen Wissenschaft, dass sie dieser Bibliothek rechtzeitig keinerlei Beachtung widmete. — Der auf Seite 43—46 beschriebene „Majestätsbrief Alexanders d. Gr. an die Slaven“ soll daher, wie das „Russische archäologische Institut in Konstantinopel“ mitteilt, heute auch nicht mehr in der Serailbibliothek erliegen.

S p a n i e n. Man nimmt allgemein an, dass die Jesuiten, welche sich nach der Aufhebung des Ordens im Jahre 1773 sowie anlässlich der wiederholten vorübergehenden Vertreibungen zumeist nach Spanien wandten, dahin auch wertvolle, namentlich altböhmische Handschriftenschätze mitnahmen. Es ist daher wahrscheinlich, dass noch heute in den spanischen Klosterbibliotheken noch manche altslavische Handschrift unbeachtet oder unerkannt erliegt.

F r a n k r e i c h. Ähnliche Verhältnisse wie in Spanien, bietet auch Frankreich. Wie viel slavische Handschriften in der napoleonischen Zeit aus den Bibliotheken der Städte, Klöster und Schulen aus Österreich nach Frankreich wanderten, weiss man heute nicht; es ist aber wahrscheinlich und auch fallweise geschichtlich belegt, dass Handschriften dieser Provenienz über das ganze Land in Museen, öffentlichen wie Privatbibliotheken Aufnahme fanden. — Infolge der in den letzten Jahren erfolgten Einziehung der Kirchengüter und Aufhebung von Klöstern und Orden dürften sich die Nachforschungen schwieriger gestalten, da wertvolle Manuskripte voraussichtlich wieder mitgenommen und abermals in andere Länder übertragen wurden. —

S a c h s e n. Nach Sachsen gelangten altslavische Handschriften leicht aus dem benachbarten Böhmen, Mähren und Schlesien, da wiederholt Raubzüge in die erwähnten Länder unternommen wurden. Überdies war Sachsen im XII. Jahrhunderte noch slavisch, daher es

naheliegend ist, dass sich hier unter besonders günstigen Verhältnissen so manches bewusst oder unbewusst in den Klöstern und Burgen erhalten hat.

Polen. In den Klöstern wie Familienbibliotheken Polens, des einst grössten mitteleuropäischen Staates, dürften sich so manche slavische Handschriften, namentlich altböhmische erhalten haben, zumal am polnischen Hofe das Böhmische eine Zeit hindurch die Umgangssprache war. Überdies wissen wir, dass in Polen ein anderes Fragmentexemplar der Königinhofer Handschrift gefunden und an Hanka nach Prag gesendet wurde, aber leider den Adressaten nicht erreichte.

Schweden. Bekanntlich wurden gegen Ende des 30jährigen Krieges viele Kunst- und Bücherschätze von Prag, die Dietrichsteinsche Bibliothek aus Nikolsburg sowie jene des Domkapitels von Olmütz und der dort bestandenen Klöster von den Schweden als Kriegsbeute nach Stockholm überführt. Einiges kam schon im Jahre 1685 zurück, da es dem österreichischen Gesandten Anton Grafen Nostitz gelang, mit schwerem Gelde 133 Stück alter Urkunden und Privilegien der böhmisch-ständischen Archive rückzuerobern. — Bischof Dittrich von Dresden, der ein geborener Böhme war, schreibt in einem Briefe vom 12. Juli 1850 an Dr. Beda Dudik, den mährischen Landesarchivar, dass, nach einer Aussage des eben in Karlsbad weilenden Bibliothekars der Universität Lund, die gesamten literarischen Schätze Böhmens und Mährens in Schweden auf 7—8000 Stück anzuschlagen seien. Überdies muss beigefügt werden, dass beim grossen Brande des Residenzschlosses in Stockholm (1697) auch ein grosser Teil der Bibliothek zugrunde ging, sowie dass durch öffentliche Versteigerungen (wie z. B. im Jahre 1765) viele dieser Werke in unbekannte Hände gelangten und überdies aus dem Lande kamen. — Bereits früher wurde der „Bibliotheca Alexandrina" in Rom erwähnt, in welcher sich gleichfalls 56 Bohemica aus Schweden befinden.

Als Napoleon im Jahre 1809 die Hofbibliothek in Wien der wertvollsten Bücherschätze beraubte und sie nach Paris schaffen liess, bemühte man sich sehr bald nach dem Sturze Napoleons, dieselben wieder zurückzuerhalten, und schon im Jahre 1814 brachte Kopitar das Geraubte zurück. Um die Rückerwerbung der schwedischen Kriegsbeute kümmerte sich aber bis heute von staatswegen niemand, obschon jene literarischen Schätze für den Beutemacher selbt keinen sprachlichen Vollwert haben, und doch auch nach dem Friedensschlusse meist rückgestellt werden; der Hauptgrund wird wohl darin zu suchen sein, dass es eben Slavica sind.

Das wertvollste slavische Werk ist der sogenannte *„Liber giganteus“* (auch *„Gigas librorum“*), ein in bezug auf Form, Geschichte und Inhalt in der Welt einzig dastehender Riesenkodex, der aus dem Jahre 1239 stammt und einst dem Kloster Břevnov bei Prag gehörte. Er enthält ausser der Bibl. Geschichte, einem Traumbuche, Chroniken, altslavischen, altrutenischen, hebräischen, griechischen und lateinischen Musteralphabeten, auch das geschichtlich wichtige *„Necrologium Podlažicense“*. Von diesem Werke besitzen wir bis heute nicht einmal ein Faksimile für den Fall des Verlustes des Originales. Selbstredend ist uns aber vom Hauptteile dieser Beute gar nicht bekannt, wo er hinkam, wo er sich heute befindet oder was er enthält, da er schon zugrundegegangen sein kann, oder aber irgendwo unbeachtet oder verworfen liegt.

R u s s l a n d. Dass in Russland sowie in den südslavischen Ländern viele Handschriften, namentlich solche kirchenslavischer Richtung vorhanden sind, ist sowohl bekannt, als auch selbstverständlich. In den griechisch-orientalischen Klöstern mag sich noch manches wertvolle Stück befinden, das noch unerkannt seiner verdienten Bewertung harrt. Ein Teil der schwedischen Kriegsbeute vom Jahre 1648 aus Österreich kam damals auch in die Stadt Abo, welche jedoch im Jahre 1743 an Russland fiel.

C h i n a. Im Jahre 1884 berichtete der russische Konsul in Mukden seiner Regierung, dass in den kaiserlichen Bibliotheken in China — bekanntlich befindet sich eine solche in allen grösseren Städten — eine Menge böhmischer (!), vermutlich jedoch altslavischer Handschriften, festgestellt worden sei. Bei der Einnahme Mukdens im Jahre 1900 sind nämlich sehr wertvolle slavische Handschriften in der dortigen Bibliothek gefunden worden, und gelangten im Jahre 1901 hievon zwei Waggons nach Petersburg. Jedes Stück war sorgfältig in Seide verpackt und in eine Metallkapsel eingelegt. — Über den Inhalt oder den literarischen Wert dieser Handschriften war bis nun weiter nichts zu hören.

Dass slavische Handschriften durch die häufigen Handelsmissionen, namentlich russischerseits, nach China gelangen konnten, ist doch sehr naheliegend, denn der kluge Kaufmann brachte den massgebenden Würdeträgern des fremden Staates stets allerlei ungewöhnliche Geschenke, um sie für die eigenen Zwecke günstig zu stimmen. — Übrigens war es früher allgemein Sitte, dass sich die Potentaten gegenseitig mit literarischen Geschenken bedachten; es ist daher durchaus nichts Verwunderliches oder Verdächtiges, wenn man etwa in Ostasien eine böhmische Handschrift findet, umsomehr als es täg-

lich klarer wird, dass die Verbreitungssphäre der slavischen Sprache umso grösser wird, je weiter wir in der Zeit nach rückwärts gehen.

*

Hiemit wurde einige Orientierung gegeben, wo altslavische Handschriften sind, oder wo sie den geschichtlichen Kalkulationen nach sein könnten, womit jedoch nicht gesagt sein will, als ob nicht auch an anderer Stelle, wo man solche vielleicht gar nicht vermuten kann, wertvolle Handschriftenschätze erliegen könnten.

Ein ernstes Postulat wäre es nun, wenn für diese allgemeine wie spezielle Forschungsarbeit, dann überhaupt für die Führung aller gemeinsamen, den Altslavismus berührenden Fragen ein Zentral-Institut oder eine „Altslavische Akademie" gegründet würde, doch ist an die Realisierung einer solchen grossen Idee bei den heutigen betrübenden Verhältnissen in der slavischen Wissenschaft und dem gegenseitigen Misstrauen der slavischen Völker untereinander, nicht zu denken, daher es wohl am vorteilhaftesten ist, wenn diese hohe Mission einstweilen die Privatforschung versieht. Indessen will jedoch unsere Revue alle Entdeckungen, Erfahrungen und Hinweise dieser Art liebevoll sammeln und pflegen. Alle Daten der Forscher, welche sich auf eine noch nicht oder ungenügend bekannte Handschrift oder sonstige altslavische Geschichts- und Kulturbelege beziehen, oder auch nur die Spuren zur Auffindung andeuten, sollen daher hier ihre Veröffentlichung und Taxierung finden. Mit dem Wachsen des Materiales und damit des Erfolges, wird sich sodann auch das Interesse automatisch erhöhen, und was heute utopistisch erscheint, wird einst zur Wirklichkeit; aber der Anfang will einmal gemacht sein! —

M. Žunkovič:

Untersteiermark, die Urheimat der Gralsage.

Die wohl allgemein befremdende Überschrift muss, ehe in die weitere Begründung eingegangen wird, gleich kurzweg geklärt werden.

Darüber, dass die Gralsage keltischen Ursprungs ist, sind bisher alle wissenschaftlichen Anschauungen einig, nur wird deren weitere Ausbildung nach Nordspanien verlegt; dass sie aber heute in weit kürzerer Fassung, als der lose zusammenhängende Sagenzyklus vom hl. Gral, dann Parcival und Lohengrin, im Volksmunde wie in der Lokalität in Untersteiermark bekannt ist, darüber herrschte über die engste Heimat hinaus bis nun völlige Unkenntnis. Der keltische Ursprung des grundlegenden Sagenstoffes ist aber auch hier

zutreffend, denn auch die Bewohner Steiermarks gehörten einst ethnographisch zu den Kelten, womit die allgemeine Provenienzfrage insoweit gelockert erscheint, dass die Sage ebensogut wie in Spanien, auch in der keltischen Steiermark ihren Anfang genommen haben kann.

Den unmittelbaren Anstoss zur wissenschaftlichen Überprüfung dieser Frage gab Hans v. Thal, der in dem Artikel „Monsalvatsch" (s. „Reichspost" v. 12. Februar l. J.) seine Entdeckung auf einem Ausfluge vom steirischen Bade Rohitsch-Sauerbrunn in das nördlich davon gelegene Dranntal veröffentlichte. Auf dem Wege fiel ihm ein hohes Kreuz mit einer sonst ungewöhnlichen Darstellung auf. Zur rechten Seite des geschnitzten Heilands schwebte ein Engel, der mit einem flachen Gefässe das Blut unter der Seitenwunde des Erlösers auffängt. Knapp beim Kreuze tritt eine kristallhelle, mit Zementstein sorgsam umfasste Quelle zutage. Eine alte Frau aus dem Volke kam damals gerade dazu, bekreuzigte sich und benetzte sodann mit der nassen Hand Stirne und Augen. Darauf entnahm sie dem Handkorbe ein Fläschchen, füllte es an der Quelle, verkorkte es sorgfältig und legte es wieder in den Korb. All das Gebaren zeigte dem unbeachteten Zuseher, dass es sich hier um etwas besonders Ehrfurchtsvolles handeln müsse. Als nun der Beobachter mit der Frage hervortrat, wozu sie diese paar Tropfen Quellwasser benötige, bemerkte sie, es sei dies ein „Gnadenquell", und sie benötige das Wasser für ihren siechen Mann. Sie fügte noch resigniert bei, dass ihr Mann zwar daran nicht glaube, und wenn einer nicht glaubt, da hilfts ihm auch nicht, doch wolle sie es doch noch damit versuchen.

Dies steigerte die Neugier des Fragers über den Wunderquell noch weiteres zu hören. Die Frau erzählte nun: „Es ist dies ein wundertätig Wasser, das aus dem See vom „Heiligen Berg" kommt. Auf dem See fährt, ohne Segel und Ruder, gezogen nur von einem grossen Vogel, der an den Nachen mit einer goldenen Kette vorgespannt ist, der Sendbote Gottes. Er steht im Kahne und horcht, und kommt dann selbst, wenn sich einmal die Ungerechtigkeit in der Welt schon allzubreit macht und bereits die Unschuld bedroht. Ein Vogel sitzt ihm auf dem Kopfe und ein Horn hängt ihm zur Seite." — Hierauf entfernte sich die Frau geschäftig mit kurzem Grusse und ging bergab in ihren Wohnort.

Thal begab sich nun auch in das unterhalb gelegene Dorf Studenitz und suchte im Gasthause eine Stärkung. Dort traf er einen einzigen Gast an; es war dies der Seelsorger des dortigen Frauenklosters. Im Gespräche stellte es sich heraus, dass sich der Priester

auch mit Forschungsarbeiten beschäftigt. Auf die Nachfrage hin, welche Bewandtnis es mit der von der Bäuerin gehörten Sage habe, führte ihn der Priester in sein Heim und zeigte ihm in der Bibliothek eine Menge von Manuskripten, Büchern, Rollen und Zeichnungen, die alle darauf Bezug hatten. Schon unterwegs erzählte er ihm folgendes: „Diese Sage ist für mich geradezu der Schlüssel gewesen, durch den ich in den mittelalterlichen Sagenschatz eingedrungen bin, in den herrlichsten, den wir Deutsche besitzen. Begreiflicherweise hat das Volk Wahrheit und Dichtung, Religion und Geschichte bunt durcheinander gewürfelt. Was Sie von der alten Frau gehört haben, ist nicht mehr und nicht weniger, als die Sage Lohengrins, welche die Literarhistoriker an den Ufern der Schelde spielen lassen; nur ist zu bemerken, dass d o r t dem Volke die Sage vollkommen fremd ist; hier kannte sie aber jedes Kind und dies gab mir zu denken.“ —

Im Heim zeigte er ihm vor allem eine farbige Skizze mit einem steilen, fast unzugänglichen Bergriesen, auf dem eine Burg von mächtiger Ausdehnung gezeichnet war. Die Rückwand derselben lehnte sich an einen kahlen Felsen, von dem ein ungeheures Kruzifix über die Burg hinab blickte. Ein zur Seite des Heilands schwebender Engel fing mit einem strahlenfunkelnden Gefässe das Blut aus der Seitenwunde auf. Die Zeichnung hatte die Überschrift: „Gegend und Burg Monsalwaesche nach den Andeutungen in Eschenbachs Parcival.“

Als nun Thal im weiteren Gespräche fragte, namentlich als er ihm durchs Fenster die Gralburg im Geiste auf der Spitze des hohen Berges zeigte, w o die Beweise seien, schlug der Priester den Parcival auf, und las ihm nun die Stelle vor, in der sich Parcival auf der Suche nach dem Gral dem Monsalvatsch nähert, und fügte bei: „Nicht von Norden kam er, sondern von Osten. Er berührt die Ortschaft G r e d i n, d. i. H e i d e n bei Pettau, er übersetzt die goldführende T r a n e, d. i. der Fluss Drann, der vom Fusse des Wotsch über Maxau ostwärts der Drau zustrebt; und es ist historisch nachgewiesen, dass an der Drann einst Goldwäschereien etabliert waren! Hier spricht er vom G n a d e n q u e l l: den haben Sie soeben gesehen! — Und nun die Beschreibung des Berges selbst, sein Verhältnis zur Umgebung und die typischen Merkmale! Jede Bergfalte, jeder Wassersturz, jeder Riss der Formation stimmt! — Und dann hoch oben auf dem Berge fand ich die deutlichen Spuren einer grossangelegten Wasserleitung (?). Am Wotsch stand aber nie eine Ortschaft! Und schliesslich: nach der Sage soll die Gralsburg auf den Ruinen eines Venustempels errichtet worden sein, und ich habe die charakteristischen Mauerreste des Venustempels auf der Spitze des

Wotsch aufgedeckt. Sie können morgen alles sehen! — Und endlich: wie kommt die Sage Lohengrins, des Sohnes und Nachfolgers Parcivals, hierher, in diese jetzt ausschliesslich von Slaven bewohnte Gegend? Eine Sage, die dem Slaven nicht zueigen ist und die daher auch nicht von ihm importiert werden konnte? — Und ferner: der Gral wird als ein flaches Gefäss beschrieben, das ein Engel am hl. Karfreitag dem Heilande an der Seitenwunde hielt, um das kostbare Blut aufzufangen. Haben Sie irgendwo anders eine ähnliche Nachbildung gesehen? Ein schwebender Engel mit der Gralschüssel in den Händen an der Seite des Heilands? Ich nicht und niemand. Nur hier und in nächster Umgebung finden Sie derartige skulpturelle und malerische Nachbildungen. Ist dies nicht auch ein Beweis? Und wenn Sie auf das Wesen der Sage eingehen: die Sage ist doch durch und durch deutsch. Wie käme eine solche nach Spanien, das von den deutschen Gauen doch durch ganz Frankreich getrennt ist? Auf dem Wege dahin schon wäre ihre Mystik durch die romanische Phantasie erstickt und erdrückt worden. Nicht in Monsegur, nicht in Kantabrien, nicht in Montferrat, wohin sie die Literarhistoriker verlegen, haben wir die Gralburg zu suchen, nein, hier in diesem ehemals ganz deutschen Lande, in der Steiermark, auf der Spitze des Wotsch!" —

Als Thal darauf fragte, ob diese Forschungen abgeschlossen seien, erwiderte der Priester, dass er daran sei, und wies dabei auf die massenhaft auf dem Tische liegenden Notizen. — Mit der Bemerkung, dass jener Priester kurz darauf gestorben sei, beschliesst Thal dieses sein Erlebnis. —

*

Ehe wir nun dem Hauptthema kritisch nähertreten, müssen einige störende Unrichtigkeiten in der Schilderung des P. Hytrek — so hiess nämlich jener Priester — behoben werden.

Vor allem ist es nicht zutreffend, dass in der D r a n n je Gold gewaschen wurde, denn sowohl ihr Quellgebiet wie ihre bescheidenen Zuflüsse schliessen in geologischer Hinsicht eine auch nur nennenswerte Goldverseifung aus. Es ist da dem Forscher ein grober Lesefehler unterlaufen, denn Eschenbach selbst nennt im Parcival (IX, V. 1980) die D r a u als *„mit golde ein wazzer“*, was hingegen richtig ist, da bis in die jüngste Zeit von Privaten dort Goldwäscherei betrieben wurde; aus den Jahren 1692—1694 sind uns noch die Namen der zünftigen Goldwäscher urkundlich bekannt; zu Römerzeiten stand aber das Gewerbe noch unter Staatsaufsicht, dem ein eigener *„comes metallorum“* vorgesetzt war. Dass nun Hytrek, der jahrelang in Studenitz wohnte, wo doch die Drann vorüberfliesst, ein solches Märchen

erzählt, ist wohl kein Beweis für die Verlässlichkeit seiner Forschungen. Überdies mündet die Drann cirka 8 *km* südöstlich von „Gandin“ in die Drau; was Hytrek als Drann bezeichnet, heisst bei Eschenbach „Grejan“, heute „Grajena“ (1283 Grayana) genannt, die sich tatsächlich hier in die Drau ergiesst, jedoch auf der Pettauer Seite.

Die Ortschaft „Gredin“ lautet im „Parcival“ richtig „Gandin“. Es ist dies das heutige Doppeldorf „Ober-“ und „Unter-Hajdin“ (1164 Chandingen, 1202 Candin), das genau gegenüber von Pettau liegt, und durch bedeutende Funde aus römischer wie vorrömischer Periode in jüngster Zeit viel genannt wird.

Ebenso unhaltbar ist die Behauptung, dass solche Arten der Darstellung des Gekreuzigten nur in dieser Gegend heimisch seien, denn diese sind in den katholischen Gegenden überall zu finden und seit Jahrhunderten bekannt; mitunter wurde hiebei der Engel sogar durch einen Mönch ersetzt.

Geradezu unsympathisch und aufdringlich berührt aber die spontane Hervorhebung des deutschen Ursprungs der Gralsage, weil dieses Gebiet einst deutsch war. Dieses Gebiet war aber in der historischen Zeit nie deutsch. Hytrek war sonach über die Vergangenheit dieser Gegend sehr einseitig orientiert und mit den lokalen Verhältnissen sichtlich nicht genügend vertraut. Er war ein Fremdling in dieser Gegend, da in Preussisch-Polen geboren, wo er auch im Jahre 1899 starb. Die von Thal geschilderte Begebenheit spielte sich allerdings auch schon im Jahre 1895 ab.

Überdies ist das Wichtigste von dem, was Hytrek hier erzählt und als eigene Entdeckung anführt, gar nicht die Frucht seines Forschergeistes, denn darüber schrieb schon Dr. G. Puff („Taschenbuch“), dann Davorin Trstenjak („Slov. Glasnik“, 1867), und auch noch auf diese Quellen wurde Hytrek vom Oberlehrer Jos. Majhen daselbst aufmerksam gemacht.[1] Interessant wäre allenthalben die Kenntnis seines Forschungsabschlusses, den er in den Jahren 1896—1899 im Pariser „Figaro“ veröffentlicht haben soll, doch konnte der Artikel bisher nicht aufgebracht werden. Dass uns aber auch die Kenntnis dieser Publikation mit Rückicht auf die bereits hervorgehobenen Mängel unsere Arbeit irgendwie im positiven Sinne erleichtert hätte, ist kaum anzunehmen. Wir wissen doch längst alles in der

[1]) Im Vorworte von Kraliks »Gralsage« (Regensburg, 1909) ist überdies zu lesen: »Oder sollte er (Artus) mit seinen Tafelrundern den Gral nach einem Gerücht in den Alpen gesucht haben, etwa auf dem Berge Wotsch, nicht weit von Rohitsch, wohin die Volksüberlieferung noch in unseren Tagen die Gralsburg versetzt«.

Hauptsache, nur fehlte es bisher an der unmittelbaren Inspiration, diesem Thema endlich eine gründliche Überprüfung zuteil werden zu lassen, was wir nun Hans v. Thal zu verdanken haben.

*

Vor allem ist es notwendig, den Kern oder das Gerippe des ganzen Sagen- oder Legendenkomplexes blosszulegen, um alles Weitere verständlicher zu gestalten.

In der christlichen Fassung bezeichnete man mit dem „hl. Gral" jenes Gefäss, in welches Joseph von Arimathia das Blut des gekreuzigten Heilandes aus der Seitenwunde aufgefangen und als kostbares Kleinod in Obhut genommen haben soll. Seine Nachfolger brachten später dieses Gefäss mit dem Blute irgendwo ins Abendland, wo es lange verborgen gehalten wurde, weil man überhaupt niemand würdig fand, dieses Heiligtum zu besitzen oder auch nur zu behüten. Irgendeine nähere Andeutung über jene Lokalität im Abendlande fehlt anfangs gänzlich, denn die Legende bildete sich eben sukzessive aus, und da dieses Thema erst später spekulativ aufgegriffen wurde, war der Phantasie für die örtliche Fixierung vorerst ein weiter Spielraum gegeben. Erst dann, in der Gewissheit, dass man lange gar nicht wusste, wo jenes Gefäss verwahrt sei, meldeten sich verschiedene Stellen, die den hl. Gral zu besitzen behaupteten, und die Interims-Mystik zu religiösen Reklamezwecken dienstbar machten. Es gab auch bald ein Dutzend Orte, die alle den einen echten Gral zu besitzen angaben, und die sich mitunter handgreiflicher Schwindeleien leicht überweisen liessen.

Dass aber die Gralsage gleich in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten im untersteirischen Gebiete entstanden sein muss, wenn hiebei nicht schon eine ältere, heidnische Lokalsage lediglich der Verchristlichung unterlag, hiefür spricht folgendes. Die Niederschreibung oder die sehr genaue mündliche Überlieferung dieser Grallegende, die dann erst in Frankreich eine höhere Beachtung fand, muss nämlich in ihrer christlichen Fassung schon in die Zeit des V.—VIII. Jahrhundertes fallen. Die Anhaltspunkte hiefür bieten die im Epos „Parcival" erwähnten Ortsnamen, und namentlich der Name „Gandin". Der Anonymus Leobiensis, welcher die Zerstörung der Stadt Pettau im Jahre 452 erwähnt, gebraucht hiefür nicht etwa den bei den Römern gangbaren Namen „Poetovium", sondern „Candida", weist hiemit also auf das heutige „Hajdin". Die erste urkundliche Erwähnung von Pettau taucht erst

wieder im Jahre 874 als „Bettowe“ auf, womit freilich nicht gesagt sein will, dass der Name zuvor vergessen gewesen wäre. Hätte sich aber die Gralsage v o r dem V. und erst n a c h dem VIII. Jahrhunderte entwickelt, so wäre wahrscheinlich immer die Stadt „Pettau“ und nie „Hajdin“ genannt worden, da letzteres in dieser Zeitspanne kaum etwas mehr als ein bescheidenes Dorf gewesen sein konnte.

Bis zum Jahre 1846 wusste man aber überhaupt nicht, dass die Namen „Gandin, Rohas, Tra“ usw. wirklich existieren, d. h. man hielt sie für erdichtet, oder suchte sie, ähnlich wie den Monsalvatsch, überall, nur nicht in Untersteiermark.

Erst lange später wurde Titurel, der sagenhafte Sohn eines ebenso sagenhaften christlichen Königs von Frankreich, nach Salvaterre in Biscaya (Spanien) geführt, wo er auf dem Berge Monsalvatsch, einer schwer zugänglichen Höhe, einen Tempel für den Gral und eine Burg für die Gralhüter erbaute, was selbstredend auch nur wieder eine Sage ist, denn erst der Trieb, in einer topischen Namensähnlichkeit die Lösung zu finden, verlegte die Sage nach Spanien, weil sich dort einige anklingende Namen fanden. — Als letzter hiezu erkorener Hüter kommt nun Parcival auf jene Burg. Er wird als schöner aber d u m m e r Jüngling geschildert, der das Glück hatte, den hl. Gral, den Inbegriff aller menschlichen Sehnsucht, zu finden, wofür er dann in König Artus' Tafelrunde aufgenommen wurde. — Die „Lohengrin“-Sage hängt aber nur genealogisch mit jener des Gral zusammen, denn Lohengrin war der Sohn Parcivals, daher auch der weitere erbliche Beschützer des Gral-Heiligtums. —

Die Gralsage (oder Legende) wurde, soweit dies literargeschichtlich heute geklärt ist, im XII. Jahrhunderte in dem Versroman des Robert von Baron poetisch verarbeitet, der hierin das apokryphe Nikodemus-Evangelium, die „Vindicta Salvatoris“, dann die verschiedenen Sagenstoffe über Merlin, Artus und Parcival verwertete. Daraus schöpfte weiter Chrétien de Troyes das Material für seine unvollendeten „Conte de Graal“, die später andere fortsetzten und beendeten. — In rein mystischer Auffassung schildert die Vorgeschichte des Gral noch der Prosaroman „Grand Saint Gral“, woraus eben hervorgeht, dass diese Legende ausschliesslich in Frankreich ihre kunstpoetische Weiterentwicklung erhielt.

In die deutsche Literatur wurde die Gralsage durch Wolfram v. Eschenbach († um 1220) eingeführt, der zu seinem Epos „Parcival“ vor allem Chrétien als führende Quelle benützte; die Lücken dieses fragmentarischen Werkes will er aber, wie er selbst darin anführt, dem Provençalen Kyot entnommen haben, von dem die französische

Überlieferung zwar nichts weiss, weshalb diese Quelle vielfach als eine *pia fraus* Eschenbachs angesehen wurde. Da sich aber Kyot selbst (bei Eschenbach) auf eine Schrift des Mauren Flegetanis und auf eine lateinische Chronik von „Anschouwe" beruft, liegt kein logischer Grund vor, diese Angaben schon im Prinzipe zu bezweifeln; ja im Gegenteile, wir erfahren durch diese Quellenetappen, dass die Schlussquelle, die „Chronik von Anschouwe", Eschenbach alles jene Material lieferte, das in Chrétien fehlte, und erst dadurch die Gralsage einen festen, realen Unterbau erhielt. — Bei Eschenbach ist der hl. Gral bereits ein wunderbarer Stein, welchen Engel in uralter Zeit zur Erde brachten, aber so lange in der Luft hielten, bis ihn auf dem Berge Monsalvatsch eine tempelartige Burg aufnahm und sich für dessen Bewachung würdige Ritter fanden.[2]) —

Die Annahme, dass die Kyot-Quelle Eschenbachs eigene Erfindung sei, ist aber auch deshalb scharf abzuweisen, weil die topischen Momente in Untersteiermark, wo eben die Ursprungsform der Gralsage mit allen ihren Annexen heimisch war, reell sind, und sogar sehr genaue Lokalkenntnisse erforderten, die Eschenbach als geborenem Bayer jedenfalls mangelten. Und selbst, wenn er dieses Gebiet persönlich bereist hätte, erscheint es fraglich, dass ihm z. B.

---

[2]) Böhmische Volkstraditionen erzählen, dass die bekannte Burg Karlstein nach den Plänen der Gralburg erbaut worden sei. — Die Legende vom wunderbaren Stein wiederholt sich auch bei den Arabern, denn der uralte Fetisch, der »Schwarze Stein« in der Kaaba in Mekka, hat doch auch eine ähnliche Vorgeschichte: er wurde vom Engel Gabriel Abraham als Geschenk gebracht. — Wer die Erzählung Al-Masudis (s. »Staroslovan« S. 23, letztes alinea) liest, wird zu unserer Gralsage gleichfalls Analogien finden, denn dort wird auch ein Gnadenbrunnen, ein aus verschiedenartigen Gesteinsarten ausgeführter Tempel und überdies ein Tempel, der mit roten Korallen (»Grallen«) geschmückt war, erwähnt. Wer erinnert sich da nicht der mit Halbedelsteinen geschmückten Wenzelskapelle in Prag und jener auf der Burg Karlstein? — Und wer weiss, ob die erste Gralburg nicht deshalb so hiess, weil sie ein korallengeschmücktes Heiligtum barg (vergl. auch das Epos »Titurel«), und ob nicht deraufhin erst der Einfluss der christlichen Passion, irregeführt durch eine missverstandene Etymologie, dem Zeitgeiste entsprechend, aus der realen Tatsache eine applizierende Legende konstruierte. Für jeden Fall ist die konkrete Grundlage, dass jemand jene Blutstropfen von Jerusalem auf den Boč gebracht hätte, höchst phantastisch; hingegen ist es sehr glaubwürdig, dass in einer Gegend, wie hier im slovenischen Gebiete, wo fast jede Höhe eine Kirche oder Kapelle krönt, auch auf der Spitze dieses auffälligen Bergkolosses irgend ein besonderes Heiligtum stand. — Systematische Nachgrabungen würden vielleicht einen greifbaren Beweis erbringen. Dass aber oben, wie P. Hytrek »festgestellt« hat, je eine »grossartige« Wasserleitung bestanden hätte, ist schon physikalisch wie technisch ausgeschlossen, denn der relative Höhenunterschied zwischen der »Gnadenbrunn«-Quelle in Studenitz und der Kuppe beträgt — 719 m! —

der Bach „Grajena“ aufgefallen wäre, der allerdings nächst Pettau in die Drau mündet, aber an sich so unansehnlich ist, dass vielleicht mancher Pettauer dessen Existenz bis heute noch nicht beachtet hat. — Und auch im Falle, als Eschenbach dieser Bach aufgefallen wäre, so ist es ausgeschlossen, dass er etwa um das Jahr 1200 „Gandin“ als eine „wite“ (= weite) Stadt bezeichnet hätte, da damals Pettau eine Stadt und Hajdin ein inferiores Dorf war, wie dies aus den Urkunden hervorgeht.[3])

Vorübergehend sei auch erwähnt, dass schon Wolframs Namensvetter (oder Verwandter?) Ulrich von Eschenbach, der um das Ende des XIII. Jahrhundertes am Hofe des Erzbischofs Friedrich von Salzburg und später am Hofe des Königs Wenzel II. von Böhmen lebte, dahin arbeitete, die Lügen der Artus-Romane durch historische Wahrheiten zu verdrängen, da der Kern der Sagenstoffe durch die Kunstpoesie immer weiter zurückgedrängt und verdunkelt wurde. Bei den damals obwaltenden Verhältnissen konnte aber dies nicht anders kommen, weil bei der grossen, um die Gralsage rotierenden literarischen Bewegung der Kern der Fabel von selbst in den Hintergrund treten musste, denn die Poesie jener Zeit kristallisierte sich doch nahezu ausschliesslich um den Minnegesang und den Frauendienst, sofern eben jemand nicht als „unmodern“ erscheinen wollte, und in dieser Richtung bot die Gralsage an sich doch wenig Anknüpfungspunkte.

Auffallend ist es auch, dass sich in Spanien, der vermeintlichen Urheimat der Gralsage, — ausgenommen eine kurze Erwähnung in Amadis de Gaula —, hievon nicht eine volkstümliche Spur nachweisen lässt. Desgleichen fehlt es in der Provence wie in Italien an Behandlungen dieses Legendenstoffes.

Die älteste geschriebene Fassung der Gralsage setzt aber eine längere Entwicklung der mündlichen Traditionsformen voraus; die

---

[3]) Eine der jüngsten und verbreitetsten deutschen Ausgaben des »Parcival« ist jene von Wilh. Hertz (Stuttgart, 1906), die jedoch einen bedenklichen Fehler hat: sie lässt unter anderem vom Originaltexte alles jene aus, was sich auf Untersteiermark bezieht. — Wenn der Kommentator in der Vorrede nun auch ehrlich bekennt, »dass er den Dichter gekürzt und manch üppig wucherndes Beiwerk nicht bleiben liess«, so ist die Wahl des Ausgeschiedenen sicherlich keine glückliche oder berechtigte, wenn man dabei gerade den Ariadnefaden zum Kern der Gralsage auf dem halben Wege abschneidet. Wie daher bei einem solchen Opus, bei dem die Provenienz der Fabel, der wirkliche Gang der Handlung, die Personen- wie topischen Namen noch so ungeklärt sind, eine solche Beschneidung anticipando vorgenommen werden konnte, ist für jeden Fall rätselhaft und lässt die buntesten Kombinationen zu.

skelettierte Einfachheit wie Urwüchsigkeit dieser Überlieferungen hat sich aber eben nur mehr in Untersteiermark erhalten. Die Bowohner um den „Salvatsch“ wissen heute, wie alle Nachforschungen nahezu übereinstimmend lauten, nur mehr Weniges oder sehr Verworrenes über den lokalen Sagenzyklus zu erzählen. Jene Frau, die im Jahre 1895 Hans v. Thal die Lohengrinsage spontan und flüchtig erzählte, ist längst gestorben. Es war dies vermutlich die Frau des Kirchendieners in Studenitz, die deshalb weit bekannt war, weil sie eine Unmenge von Geschichten, Sagen, Märchen und volkstümlichen Traditionen wusste, die leider kein Zeitgenosse rechtzeitig niedergeschrieben. Die moderne, hastende Zeit nimmt bei ihren, egoistischer und materieller gewordenen Lebensanschauungen der Umwohner kaum mehr eine Notiz von solchen dunkeln Volkserzählungen. Viele Kirchenlieder dieser Gegend spielen zwar noch auf die Gralsage an, indem sie auffällig das Thema variieren, dass die Engel das Blut des Gekreuzigten in goldene Kelche aufgefangen haben, aber diese Anspielung ist erst jetzt in der Rückwirkung verständlich. Es ist aber wahrscheinlich, dass diese Publikation weiteren Kreisen den Impuls geben wird, das etwa noch vorhandene, aber bisher unverstandene volkstümliche Material dieser Richtung in die Öffentlichkeit zu bringen oder doch das bereits Bekannte zu ergänzen, eventuell zu berichtigen.

Einen weit grösseren und für die gesamte Gralforschung zugrundelegenderen Beweiswert, als die variablen Lokalsagen und Legenden, bieten jedoch die bezüglichen geographischen wie Personennamen, deren überraschend harmonierende Etymologie erst dasjenige überzeugend bestätigt und ergänzt, was in der Volkstradition schon undeutliche Umrisse angenommen hat.

Geographische Namen. — Die wichtigsten Namen dieser Richtung im „Parcival“ fügen sich lokal wie inhaltlich vollkommen in das Milieu der Handlung, soweit sie eben verlässlich erkennbar sind. (Auf der beigegebenen Karte — Beilage II — sind sie durch einen Unterstrich hervorgehoben.)

Die Reise Parcivals zum Monsalvatsch schildert Eschenbach (IX, Vers 1895—1911) folgend:

„so ich riche tjoste wolde tuon,
so reit ich für Gauriun.
ich han ouch manege tjost getan
vor dem berc ze Famorgan.
ich tet vil richer tjoste schin
vor dem berc ze Agremontin.

swer einhalp wil ir tjoste han,
da koment uz fiurige man:
anderhalp si brinnent niht,
swaz man da tjostiure siht.
unt do ich für den Rohas
durch aventiure gestrichen was,
da kom ein werdiu windisch diet
uz durch tjoste gegenbiet.
ich fuor von Sibilje
daz mer al umb gein Zilje,
durch Friul uz für Aglei.“ —

„Gauriun“ ist wahrscheinlich das alte „Gurina“ (im südlichen Kärnten), wo einst eine bedeutende Burganlage war und interessante Altertümer „etrurischer“ Provenienz gemacht wurden. Der Umstand, dass man im Jargon „Gaurina“ sagt, dürfte Anlass zur Schreibweise „Gaurion“ gegeben haben, denn die Tendenz einer absichtlichen Namensentstellung waltete hier sicherlich nicht vor.

„Famorgan“, das zwischen Gaurion und Agremontin liegen muss, ist noch ungeklärt; ebenso „Sibilje“; dass aber dieses mit Sevilla (Spanien) identisch wäre, ist unbedingt abzuweisen, da eine nähere Betrachtung der Reiseroute Parcivals dies ausschliesst.

„Agremontin“ ist höchstwahrscheinlich der Okra-Pass, der alte Gebirgsübergang von Kärnten gegen Aquileja.

„Rohas“ ist das heutige Rohitsch, slovenisch Rogatec, an der Sotla (an der steirisch-kroatischen Grenze) mit zwei Burgen. Die Namensform „Rohas“ war in den mittelalterlichen Urkunden allgemein.

„Zilje“ ist das heutige Cilli, slov. Celje (in Untersteiermark.)

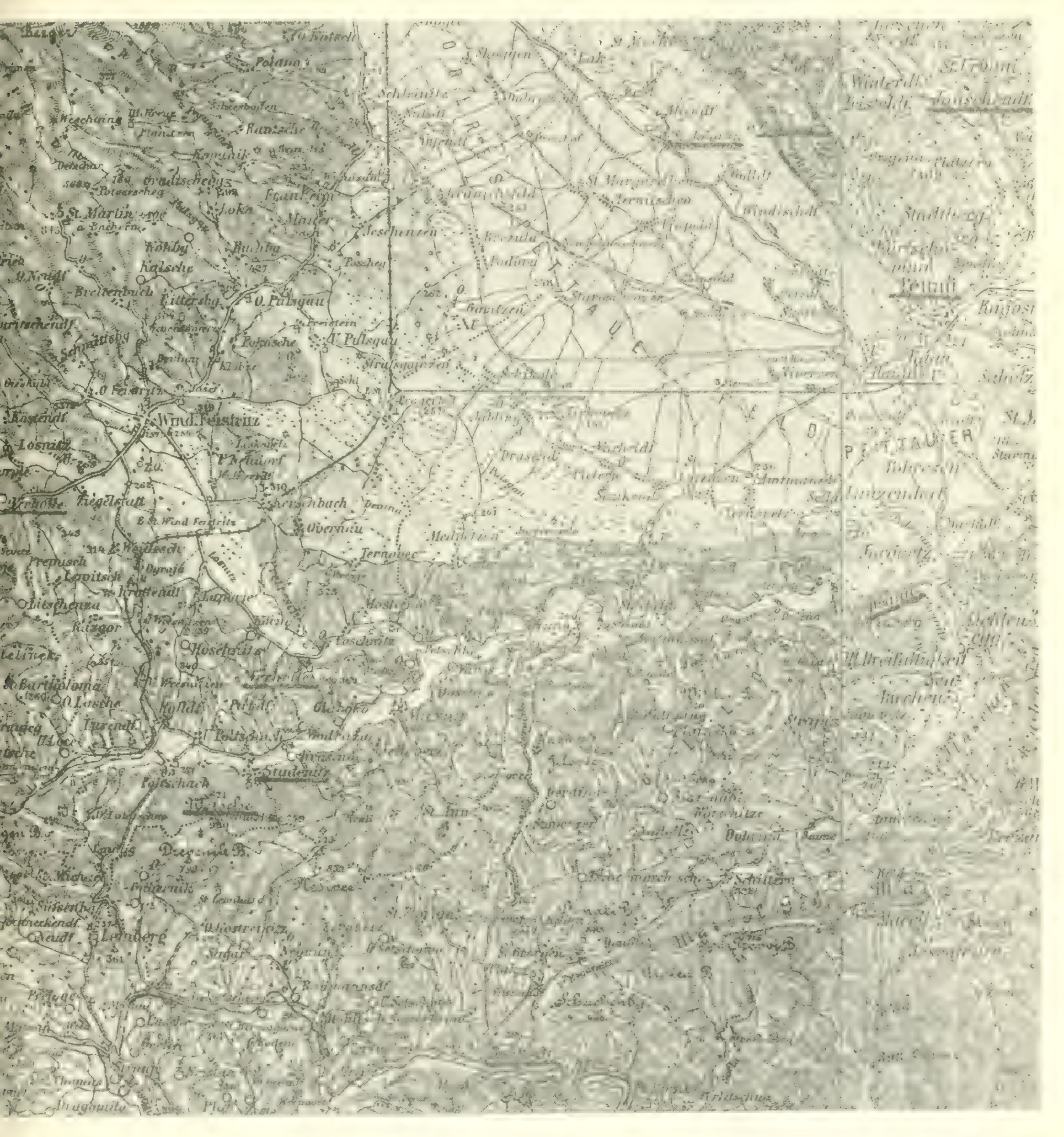
„Friul“ = Friaul.

„Aglei“ = Aquileja, das im Slovenischen Oglej lautet. —

Im Verse 1971—1988 sagt Eschenbach weiter:

„Uz Zilje ich für den Rohas reit,
dri maentage ich da vil gestreit.
mich duhte, ich het da wol gestriten;
darnach ich schierste kom geriten
in die witen Gandine,
danach der ane dine
Gandin wart genennet.
da wart Ither bekennet.
diu selbe stat lit alda,
da diu Greian in die Tra,

Orientierungskarte zum Artikel »Untersteiermark, die Urheimat der Gralsage«.



Maßstab: 1 : 200.000. — Die im Artikel erwähnten Orte sind durch einen Unterstrich hervorgehoben. Cilli (»Zilje«) liegt genau westlich von Rohitsch (»Rohas«). — .... Bezirkshauptmannschaftsgrenze.



mit golde ein wazzer, rinnet.
da wart Ither geminnet.
dine basen er da vant,
diu was frouwe überz lant.
Gandin von Anschouwe
hiez si da wesen frouwe.
si heizet Lammire;
so istz lant genennet Stire." —

Die darin angeführten topischen Namen „Gandin, Greian" und „Tra" (mittelalterlicher Name für den „Drau"-Fluss) sind bereits erklärt.

„Anschouwe". — Dies scheint ein Orts- wie Familienname zugleich zu sein. Welcher Ort dies war, ist jedoch nicht absolut klar, denn es befindet sich nordöstlich von Pettau („Gandin") sowohl ein „Janschendorf" wie ein „St. Johann", welche beide die Slovenen als „Janževci, Janževo, Janž" bezeichnen. Ob in dem einen oder anderen Orte je ein Schloss war, ist nicht bekannt. Urkundlich weiss man nur, dass „Janschendorf" im Jahre 1286 als „Johannsdorf", 1322 als „villa Jansen", „St. Johann", hingegen im Jahre 1441 als „Johanns" erwähnt erscheint. — Augenscheinlich ist der Name „Anschouwe" nur die abgeschliffene Form von „Janževo", wofür es auch Analogien gibt, denn der untersteirische Ort „Anže" kann einmal nur „Janže" geheissen haben, da er deutsch im Jahre 1500 als „Hansach" wiedergegeben wird, und lautet im Slovenischen der Rufname für „Johann" gerade in dieser Gegend auch nicht etwa „Janžek", sondern „Anzek". — Mit dem französischen Königsgeschlechte „Anjou" hat daher der Name „Anschouwe" nichts weiter gemein, als die altslavische Sprachwurzel „jan, janž, janež", die eine Grenze, einen Grenzschutzpunkt oder den Grenzverteidiger kennzeichnete.

Die lateinische Chronik von „Anschouwe", die Eschenbach selbst erwähnt, war demnach eher eine als „Chronik von Janževo" bekannte Quelle, aus der er den lokal reellsten Teil der Grallegende entnommen. Möglicherweise hiess die Chronik auch deshalb so, weil sie vom Priester „Janež" oder „Janž" herrührte, den Eschenbach selbst sowie spätere Dichter zu einem Annex der Gralsage machten. Dass die slovenische Namensform hier beibehalten wurde, ist deshalb begründet, weil sich der deutsche Spracheinfluss in dieser Gegend überhaupt erst im XII. Jahrhunderte geltend zu machen begonnen, und hier auch niemals, ausgenommen die Städte, ansonst einen Boden gewann. Wir können daher daraus den sicheren Schluss ziehen, dass jene von Kyot benützte Chronik wohl schon lange vor dem XII. Jahrhunderte existiert haben muss.

Einen etwaigen Zweifel, ob es sich hier wirklich um das „windische" Steirerland handelt, behebt nicht nur der Umstand, dass das Land „Stire" doch eigens hervorgehoben ist, sondern auch die bereits angeführten Verse 1905—1908, die Simrock neuhochdeutsch folgend frei wiedergibt:

„Als am Rohas ich im Steirerland
Abenteuer sucht und fand,
Da kamen tapfre windsche Männer
Entgegen mir als Lanzenrenner."

Der von Parcival zurückgelegte Weg erscheint allerdings vorerst etwas unklar, was jedoch nur hinweist, dass Eschenbach mittelbar eine südsteirische Quelle benützte, die beschriebene Gegend jedoch selbst nicht vom Augenschein her kannte, denn schon das Herumwerfen mit „Rohas" zeigt, dass er geographisch nicht genügend orientiert war. Allerdings geht aber aus dem Texte auch hervor, dass Parcival wenigstens zweimal zum „Monsalvaesche" ritt. Bei den weiteren Forschungen könnte auch zur graphischen Darstellung der geschilderten Reiseroute Parcivals geschritten werden, da anzunehmen ist, dass auch die sonstigen Ortsnamen kaum aus der Luft gegriffen, sondern nur verballhornt sind.

„Salvatsch, Monsalvaesche". — Der vermeintlich in Spanien liegende „Monsalvatsch" ist der untersteirische Berg „Boč" (oder „Voč"), der im „Parcival" ebenso zu „Vatsch" (und „Vaesche") wurde, wie „grola" zu „gral". „Sal" ist nur das attributive Adjektivum „zal", das im Slovenischen gross, stattlich, aber auch böse, wild, toll bedeutet. „Mon, Mont" ist selbstredend nur eine orientierende französische Zugabe, um den Bergcharakter des Namens hervorzuheben, denn Eschenbach spricht analog auch von „terre de Salvaesche" und „funtane la Salvatsche". „Salvatsch" ist daher richtig ein „zal Voč", d. i. hoher, stattlicher, böser (da steiler) Berg, was er auch in der Wirklichkeit ist. Er erhebt sich nämlich noch um 147 *m* über die sonst höchste Erhebung des Dranntaler Höhenzuges (Plešivec 833 *m*), da er 980 *m* hoch ist. Er bildet auch die Grenzen der Bezirkshauptmannschaften Marburg und Pettau, und besagt auch die Etymologie seines Namens („bok" = Flanke; „bočiti" = in der Flanke stehen), dass er das Ende einer Linie, eine Grenzecke bildet.[1])

[1]) Auf dem »Boč« befindet sich allerdings ein Punkt am südlichen Hange, also durchaus nicht auf der Kuppe, den man noch immer als »na gradu, na gradišču, na zasedi« (= auf der Burg, auf der Burgstätte, im Hinterhalte) bezeichnet, und sind dessen Mauerreste noch heute gut sichtbar. Ueber dieses Bauwerk ist geschichtlich — einstweilen — nichts bekannt, ein Hinweis, dass die Stätte schon

Aber auch weitere Lokalitäten am „Salvatsch“ stimmen mit den Angaben im Epos „Parcival“ (IX. Buch) überein. Parcival stösst hier auf einen Klausner, der in einer Höhle („gruft“) wohnte. Am „Boč“ befindet sich tatsächlich die sogenannte „Spelka“-Höhle. Die Volkserzählung sagt zwar heute, die Höhle habe den Namen nach der berüchtigten Räuberin „Špelka“ (= Elisabeth), die im XVII. Jahrhunderte hier gehaust haben soll. Tatsächlich ist aber „spila, spilka“ nur die allgemeine südslavische Bezeichnung für eine Höhle; da dieselbe klein ist, gebrauchte man auch das Diminutivum. Das Volk hat wohl nur in der Erklärungsverlegenheit zu dieser Etymologie gegriffen. — Überdies weiss das Volk zu erzählen, dass „Špelka“ alle ihre geraubten Schätze in der Höhle vergraben habe, doch könne dieselben niemand finden, da ein böses Wetter gleich das nötige Fackellicht verlösche.

Selbst der Vers 779—780, welcher besagt, dass der Klausner Parcivals Pferd unter einem Felsen untergebracht habe, über den ein Wasserfall brauste, („*das was ein wilder marstal; da durch gienc eins brunnen val*“), ist auch lokal belegt. Dort, wo die Wände des „Boč“ das Tal steil abschliessen, bietet sich in einer wildromantischen Waldpartie ein imponierender, aber unbeständiger Wasserfall. Man beobachtete auch schon oft, dass mit diesem, unmittelbar aus dem „Salvatsch“ hervortretenden Wasser oft Grottenolme ähnlicher Art, wie in der Adelsberger Grotte, zum Vorschein kommen, wenn sie vom Überfallswasser mitgerissen werden, ein schlagender Beweis, dass das Volk berechtigt ist, im Innern des imponierenden Gebirgsstockes einen grossen See zu vermuten, daher die reale Bedingung für die Bildung der Lohengrin-Sage hier auch gegeben war.

Man nimmt vielfach an, Eschenbach habe zum Teile in Steiermark gelebt, oder habe doch das Land gekannt. Es mag dies ja zutreffen, aber das „Monsalvatsch“-Gebiet kannte er unbedingt nicht, denn weshalb hätte er dann „Salvatsch“ geschrieben, da er doch nur den Namen „Boč“ oder „Voč“ an Ort und Stelle gehört haben konnte, denn „zal Boč“ sagt man doch nur, wenn man den Berg

vor mehreren Jahrhunderten verlassen worden sein muss. Hingegen ist es ziemlich wahrscheinlich, dass sich auf der Kuppe selbst einst irgendein festes Wachobjekt befunden hat, da sich von hier ein weites Gebiet beobachten und bewachen lässt. Hat aber P., Hytrek dort Mauerreste gefunden, was bisher noch niemandem gelang, und auch eine diesbezügliche Sage gehört, so kann sich diese nur aus der falschen Etymologie gebildet haben, weil das altslavische »ven« = Grenze bedeutete. So lange also auf der Kuppe keine sichtbaren Bauzeichen festgestellt werden, die im konkreten Falle gewiss da sind, müssen wir annehmen, dass Hytrek hiebei lediglich Autosuggestionen erlag.

schildert. Daraus geht hervor, dass Kyot unbedingt eine slovenische Schrift oder Chronik vorlag, denn im mündlichen Verkehre wäre er kaum zu diesem zusammengesetzten Eigennamen gelangt. — Man bringt auch den Aufenthaltsort Eschenbachs auf Schloss „Wildenberg" (Bayern) mit dem „Salvatsch" in sprachlichen Zusammenhang, was nicht abzuweisen ist, da „zal Boč" eben ein „wilder Berg" ist; ob aber dies nur ein Zufall ist, oder hier doch ein Zusammenhang besteht, sei weiteren Forschungen zur Entscheidung vorbehalten.

„Gnadenbrunn." — Am nordöstlichen Fusse des „Boč" liegt der Markt Studenitz (slov. Studenice). Im Klostergarten daselbst befindet sich heute ein zierliches Bassin, in welchem eine Menge frischer Quellen emporsprudelt, die kurz darauf vereinigt bereits eine Mühle treiben. Der Ort selbst hat nach dieser Quelle den Namen, denn eine gefasste Quelle heisst im Slovenischen „studenec". Eine Aufschrift auf dem Stein besagt: *„Fons gratiae"* (= Gnadenquell). Im Urtexte des Parcival heisst die Stelle (IX, V. 456—458):

„diu sla in da nicht halden liez;
funtäne la salvatsche hiez
ein wesen, dar sin reise ginc."

Dass dieser Quelle seit den ältesten Zeiten eine Art Heilkraft zugeschrieben worden sein musste, geht daraus hervor, dass das vermutlich mindestens schon im XII. Jahrhunderte hier bestandene Nonnenkloster vom Patriarchan Pertold von Aquileja im Jahre 1249 die Bewilligung erhielt, offiziell den Namen *„Fons Gracie"* oder „Genadenprunn" statt „Studeniz" *(juxta conterminium Polschach)* führen zu dürfen. Seit dieser ersten urkundlichen Benennung laufen die Namen „Studeniz" und *„Fons Gratiae"* das ganze Mittelalter hindurch parallel nebeneinander.

Auffallend ist es, dass diese kirchliche Adelung des Ortsnamens auf den Slovenen keinen Einfluss übte; es scheint eben, dass die Heilkraft des „Gnadenbrunnens" keine überzeugende war. — Möglicherweise ist das Wasser radioaktiv oder hat es eine sonstige chemische Eigenschaft. Ansonst ist man ja heute nicht im Zweifel, dass Wässer dieser Art nichts weiter als Sympathiekurmittel sind, was auch die eingangs erwähnte Bäuerin in ihrer Erzählung aus eigenem Bedürfnis zufügt.

„Prizljan." — Im III. Buche, V. 391—392 heisst es:

„Do kert der knabe wolgetan
gein dem forest in Prizljan." —

Man sagte nun bisher immer, es sei dies ein Wald in der Bretagne, „Brezilian" genannt. Es ist aber darin entweder das slovenische „bršljan" (= Epheu) oder aber ein „breza" (= Birke) etymologisch geborgen. Jene Stelle mit der Schilderung, wie Parcival im Walde von „Prizljan" die schöne Fürstin Jeschute unverhüllt schlafend antrifft, ist demnach entweder eine Variante des Dornröschen-Motives, oder es handelt sich wirklich um einen Birkenwald. Zwischen Studenitz und Laporje befindet sich tatsächlich der Wald „Na breznici". Ob nun diese oder jene Annahme hier den Vorzug verdient, ist schwer zu entscheiden, nachdem die bezüglichen Angaben im Epos zu allgemein gehalten sind. — Erwähnenswert ist aber auch das Zusammentreffen, dass der Herr von „Vergulaht" im „Parcival" immer mit dem Monsalvatsch nahe zusammen genannt wird. Nun liegt aber ein „Verhole" sowohl bei Laporje, wo die Herrschaft Studenitz noch heute einen grösseren Waldbesitz hat, und ein zweites nordwestlich davon an der Strasse Wind. Feistritz—Gonobitz.

Überdies ist der slavisch klingende Name „Jeschute" anscheinend auch kein Personen- sondern nur ein Gattungsname, der im Böhmischen als „ješitná", im Slovenischen als „ježitna", eine eitle, eingebildete, sich für etwas Besseres haltende Weibsperson kennzeichnet.

„Indian." — Hiemit ist „Windian", d. h. das Land der Winden oder Wenden, also Untersteiermark, bezw. das heutige Wohngebiet der Slovenen, gekennzeichnet, worüber auch kein Zweifel bestehen kann, da der Monsalvatsch doch immer in unmittelbarer Verbindung mit „Indian" genannt wird.[5] Im XVI. Buche des Epos erfahren wir aber nebstbei, dass in diesem „Indian" nicht nur „Johann" *(„priester Johann man den hiez")* geboren wurde, sondern dass die Sage von Lohengrin *(„Loherangrin")* tatsächlich am „Monsalvaesche" auch ihre Heimat hat.

Im Anschlusse an „Indian" wird auch „Tribalibot" genannt; es sind dies die Nachbarn der Slovenen in Kroatien und Serbien, die man im Altertum als „Triballi" bezeichnete.

Hiemit ist der Schlüssel gefunden, der das Verständnis für das Hauptgeheimnis der Gralsage, d. i. den Ort der Handlung, öffnet. Viele, meist minder wichtige topische Namen bleiben allerdings noch rätselhaft, weil sie durch die romanische Behandlung ausser-

[5]) Ein genaues Analogon bietet auch der Name des asiatischen »India« mit seiner abgeschliffenen Namensform, denn diese Bezeichnung ging doch auch aus »Vindhya« hervor, wie das grosse, Indien in zwei Teile scheidende Grenzgebirge genannt wird (»vin« altslav. Grenze).

ordentlich entstellt sind, doch wird die Weiterforschung wohl auch hier noch genügende Klärungen bringen. —

Einen wichtigen, orientierenden Beitrag für die Gralsage bietet die Etymologie des Begriffes „Gral" selbst. Die untersteirischen Slovenen verstehen unter „grola" — Tropfen, Blutstropfen, Korallenkügelchen (am Rosenkranze); die deutsche Form derselben Wurzel ist: Koralle. — Eine Schale mit den Blutstropfen würde der Slovene daher „kupa grol" nennen, und daraus wurde eben im Deutschen wie Französischen „gral, graal", umsomehr als das slovenische „grola" schon auf dem Wege zu den benachbarten Kärntnern die Form „gralle" angenommen hat. — Die Etymologie sagt also, dass die älteste Version der Legende, wonach es sich in der Hauptsache um das Auffangen der Blutstropfen des Erlösers handelt, richtig ist. Die Urlegende erzählt aber auch nur vom Blute, und die reellste Etymologie kann nur jene sein, welche auch von der Urform der Legende gestützt wird. — Die Sprachforscher haben nun in ihrer Ratlosigkeit über die Bedeutung des Begriffes „gral" zu vermuten begonnen, es müsse dies eine Schüssel bedeuten, weil im Griechischen „κρατήρ" einen Mischkrug, im Lateinischen *„crater, cratalis"* einen Mischkessel, ein Bassin, einen Krater u. ä. bezeichnen könne. Dies hatte zur Folge, dass man die primäre Fassung der Legende dahin berichtigte, der „gral" sei ein alter vergessener Begriff für eine Schüssel; gemeint sei hiemit jene, die Christus am letzten Abende verwendete. Die Kontinuität der Legende wurde daher nur durch eine Metonymie unterbrochen, d. h. das Minderwichtige — das Gefäss — wurde auf diese Art mit dem Wichtigen — dem Inhalte — verwechselt, und die Legende selbst entsprechend umgeformt.

Personennamen. — Die wichtigsten Personennamen im „Parcival" stehen in bezug auf ihre Etymologie zur körperlichen, geistigen oder moralischen Beschaffenheit sowie zur sozialen Stellung der Träger derselben in innigster Relation; allerdings können bisher als sprachlich sicher geklärt nur die Namen: Baruc, Gawin, Klinschor, Kundrie und Perceval angesehen werden.

„Baruc, Baruch." — Es ist dies die slovenische Bezeichnung für den Beschützer, Schutzherr, d. i. „varuh"; „angel varuh" — der Schutzengel. Die Verse im „Parcival", IX, 1969—1970 bestätigen dies auch: *„er kerte, da der baruc was,*
und ich fuor für den Rohas," d. h. Parcivals Neffe zog wieder in das Land seines Herrn zurück, er selbst aber nach „Rohas".

„Gawin.“ — So bezeichnet man im Kroatischen einen grossen, reichen Herrn im allgemeinen noch heute.

„Klinschor.“ — Diesen Namen kennt vor Eschenbach nur Kyot. Es war dies angeblich der Herrscher von *„terre de labour“* in Kalabrien, der zu Chapo (Capua) residierte. Er wurde vom König Ibert von Sizilien entmannt, als ihn dieser beim Ehebruche mit seiner Frau überraschte. Im „Parcival“ spielt er bereits die Rolle eines bösen Zauberers. Im Wartburgkriege gilt er sogar schon als ein gelehrter, jedoch aus dem Ungarlande stammender Sänger, den gelegentlich auch der Teufel unterstützt. — Dass Klinschor aus Kalabrien gewesen wäre, ist eine handgreifliche Dichtung, und führt uns namentlich die gleichzeitige Andeutung an die Heimat in Ungarn, sowie die Namensetymologie in eine ganz andere Richtung. Der Name „Klinschor“ bedeutet im Slovenischen an sich: der Entmannte. — Im Südslavischen heissen die Hoden „klini“, entmannen „klinčati“, und nach allem, was man noch gelegentlich in der Volkssprache hört, muss der Entmannte bei den Slaven einst „klinčar“ oder „klinčur“ genannt worden sein.[6])

Was jedoch Klinschor als Herrscher von *„terre de labour“* betrifft, so war dies wahrscheinlich auch nur ein Herr von „Laporje“, der Nachbarpfarre von Studenitz (gegen Norden), was man schon deshalb annehmen darf, weil so viele topische Namen des Epos im „Parcival“ hier vereinigt vorkommen. Sonderbarerweise ist aber *„terre de labour“* auch eine halbe Übersetzung von „Laporje“, denn dieses bedeutet eben „Mergelboden“ (*„lapor“* Mergel), welcher hier tatsächlich vorherrscht. — Hieraus ist zu schliessen, dass jenem Kyot eine slavische Quelle vorlag, die er bei nicht gründlicher Kenntnis des Slovenischen übersetzte, und die dann auch Eschenbach benützte, oder diente letzterem ein bayrischer Slovene als Cicerone, was gut

[6]) »Klinčati« bezeichnet des Näheren eigentlich das Zusammenklopfen der Hoden, auf welche Art z. B. in der Herzegowina noch heute die Kastration der Huftiere erfolgt und sich auch im deutschen Worte »Klopfhengst« erhalten hat. — Der Slovene unterscheidet sprachlich genau die beiden Arten der Entmannung, denn das Ausschneiden der Hoden heisst »skopiti« (auch »rezati«), das Verklopfen derselben aber »klinčati«. — Dass hier sprachlich eine so genaue Unterscheidung gemacht wurde, — wahrscheinlich ist aber anderswo auch Analoges zu finden —, ist naheliegend, denn die alten Schilderer der einstigen Rechtsverhältnisse unterlassen es nie zu erwähnen, dass in Steiermark die Eunuchisierung von Amtswegen oft schon bei den geringsten Vergehen angeordnet wurde. Ueberdies ist die alte Volksjustitz, dass man denjenigen, den man bei ihm nicht zukommenden Beischlafe ertappt, an Ort und Stelle entmannt, in den Alpenländern wie auch auf dem Balkan bis heute nicht völlig in Vergessenheit geraten, was z. B. die Konsulaffaire in Prizren i. J. 1913 bestätigt.

möglich war, denn aus der Raffelstettner Zollordnung geht doch klar hervor, dass im IX. Jahrhunderte noch ein grosser Teil der Bevölkerung Bayerns aus Slovenen bestand. — Es wird demnach in weiterer Folge an die Detailforschung die Pflicht herantreten, Eschenbachs Bezugsquellen auf der neuen Basis objektiv nachzugehen, denn Kyot-Eschenbach sind es lediglich, welche die Gralsage durch Überleitung zum Lohengrin, zur Sage vom Priester Johannes (Anschouwe?) und zur Geschichte von Klinschor in konzentrische Bahnen lenkten, wozu sie wohl ihre Quelle selbst inspiriert haben mag.

„Kundrie." — So heisst bei Eschenbach die hässliche und verführerische Gralsbotin; bei Rich. Wagner ist es das schöne, verführerische Weib, das die Gralsritter betört. Sie weckt bei Parcival (Wagner schreibt „Parsifal") die Sehnsucht nach ihrer Liebe; sie ist es, die den Reinen in ihre Arme lockt und auf Parcivals Lippen den ersten heissen Kuss aufdrückt. — Auffallenderweise bedeutet aber dem untersteirischen Slovenen „kundra" die weibliche Scham, dann überhaupt ein verwahrlostes, schamloses Weib. — In die Gralsage ist sonach der Gattungsbegriff „kundra" der slovenischen Originalfassung, weil sprachlich unverstanden, bereits als Eigenname übernommen worden.

Weiters muss der, augenscheinlich nicht zusammenhanglose Zufall erwähnt werden, dass sich in Studenitz seit unkontrollierbarer Zeit ein Kloster adeliger Dominikanerinnen befand, das zwar im Jahre 1782 aufgehoben, aber im Jahre 1886 vom Orden der adeligen Magdalenerinnen, auch „Reuerinnen" genannt, erneuert bezogen wurde. Möglicherweise besteht in dieser unausgesprochenen Nonnentradition ein Zusammenhang mit irgendeinem durch die Gralsage unmoralisch verknüpftem adeligen Weibe, das die Gralritter verführte. Das Kloster in Studenitz gehörte nämlich vor wie nach der Aufhebung jener Ordensregel an, das büssende Frauen und gefallene Mädchen zu bessern hatte. Übrigens deutet auch eine Stelle (IX, V. 192—195) deutlich dahin, wo Parcival Sigunen fragt:

„durch wen tragt ir das vingerlin?
ich hörte ie sagen maere,
klôsnaerinne unt klôsnaere
die solden miden amurschaft." —

„Parceval." — Die primäre Sage bezeichnet jenen Einfältigen, der das Glück hatte den hl. Gral zu finden, als „Parceval". Die Grundidee, dass sich das Glück meist an die Dummheit knüpft, und sich in den verschiedensten Varianten durch die Erzählungen aller Völker zieht, findet hier auch etymologisch ihre Bestätigung.

Im Slovenischen bezeichnet man einen geistig Beschränkten, namentlich wenn er nebstbei kropfig ist, mit „prča, prčav, prčavi"; auch die Böhmen verstehen unter „prčati se" — sich einfältig benehmen. — Nachdem nun alle Namen in der spezifisch untersteirischen Gralsage in der slovenischen Sprache ihre klare Etymologie finden, ist es mehr als wahrscheinlich, dass auch „Perceval", wie die älteste Namensform lautet, in dem Grundworte „prča, perča" seinen Ausgang hat. „Perceval" ist daher nur ein kürzerer Begriff für das klarere deutsche „Hans im Glücke" oder „Dummer Hans". — Überdies wird im „Parcival" einige Male des Kropfes erwähnt, und sind namentlich die Alpenländer doch als jenes Gebiet bekannt, wo die Erkrankung der Schilddrüse am häufigsten ist.

*

Befreit man nun den Kern der Gralsage von den anklebenden Schlacken, so ergibt sich ungefähr folgendes Bild. Der Grundgedanke kristallisiert sich um die allgemeine volkstümliche Anschauung: der Dumme hat das Glück, denn man glaubt doch immer, dass der unverschuldet Geistesarme mitunter mehr Erfolg im Leben habe, als der an Geist wie Körperkraft Hervorragende, denn beim Klugen sieht man *a priori* das Glück als eigenes Verdienst und nicht als durch Zufall herbeigeführt an. Ausserdem unterliegt der Dümmling weniger den Verführungen, wie solche in der Gralsage eine hervorragende Rolle spielen, denn seine ganze Klugheit konzentriert sich im Misstrauen oder im starren Beachten eines Verbotes. Um diesen Kernpunkt gruppieren sich dann die Episoden, welche die Richtigkeit jener Lebenserfahrung demonstrieren, denn zum Finden des Grales bedarf man eben einer Person, die den lockendsten Versuchen widersteht, und diesen Bedingungen kann am ehesten ein Einfältiger entsprechen. Im bretonischen Gralmärchen, dessen Held „Peronnik" heisst, tritt diese Auffassung auch noch ziemlich prägnant zutage.

Daraus geht weiters hervor, dass die Grundlage dieser Handlung eigentlich an gar kein konkretes Begebnis anspielt, sondern nur eine didaktisch-moralisierende Erzählung ist, die wohl den Ort wie das Ziel fixiert, aber die handelnden Personen nominell gar nicht hervorhebt, denn es muss dem aufmerksamen Leser doch aufgefallen sein, dass die Träger der Handlung hier ebensowenig besondere Eigen-, sondern nur charakterisierende Gattungsnamen tragen, wie dies ja auch in vielen Sagen und allen Märchen im allgemeinen der Fall ist.

So kommt es wohl auch, dass die Personen in der Sage kaleidoskopartig wechseln; die Handlung selbst hat sich eine flüssige

Form bewahrt und der Mangel einer konkreten Begebenheit zeitigte die vielen Varianten. Auf diese Weise musste die Gralsage schliesslich zu einem konfusen Mysterium werden, und dies umso mehr, als auch noch die reale Kontinuität mit der Urheimat verloren ging, d. h. die Tradition dabei unbeachtet blieb, namentlich aber, weil die Sprachwissenschaft als letztes Reagens gegen die drohende Entfremdung vollständig versagte.

Diese sprachkritische Beachtung und Durchleuchtung des Gralsagenkomplexes zeigt aber auch im grossen, dass den Erklärern bisher gleich die erste Orientierung fehlte, daher die Deutung, Darstellung wie Durchgeistigung der Sage oder Legende überall eine verschiedene war, stets im Reiche der buntesten Phantasien schwebte, und soweit sie sich noch konkret erhielt, immer dem subjektiven Urteile des Erklärers unterlag. Man vergleiche z. B. nur die wunderlichsten Auslegungen des Namens „Perceval". Der eine meint, er sei als „perce-val", d. i. „durchs Tal" zu nehmen; der zweite „piercheval" bedeute „Peterchen — das Pferd"; der dritte: „parcheval" heisse so viel als „hoch zu Ross"; der vierte: es sei als „farsifal", d. i. „der unwissende Ritter" zu deuten; der fünfte meint, es sei hier das lateinische *„per se valens"* (= durch sich stark) kontaminiert; der sechste leitet es vom arabischen „parseh fal" her, wonach es etwa „der reine Tor, der arme Dumme" bedeute, zu welcher Auslegung sich auch Richard Wagner verführen liess, aber dabei seiner genialen Denk- und Gestaltungskraft gemäss der Ursprünglichkeit am nächsten kam. Auf einen slavischen Erklärungsversuch ist jedoch niemand verfallen, obschon das ganze IX. Buch des „Parcival" dazu klar lenkte, und die Marschroute Parcivals in Untersteiermark derart sicher fixiert ist, dass ein prinzipielles Abirren bei dieser Auslegung völlig ausgeschlossen war. Und selbst wenn die erste Quelle eine lateinische Chronik gewesen wäre, so fällt es erst recht auf, dass der Verfasser z. B. hiebei trotzdem nicht den lateinischen, schon in der Römerzeit gangbaren Stadtnamen „Aquileja" und auch nicht den mittelalterlichen „Aglar", sondern den ausschliesslich slovenischen „Aglei" (für „Oglej") gebraucht.

Allerdings muss man hier auch zugeben, dass es nicht erfolgversprechend schien diesem Thema slavischerseits seit dem Momente, als die lokale Kontinuität der Sage mit Untersteiermark zerrissen war, näher zu treten, denn die geschichtliche Rehabilitation der Sage erforderte besondere Zufallsprämissen. Der Forschende musste näm-

lich, nebst einer genauen lokalen Orientierung, sozusagen von Geburt aus mit den Intimitäten der slovenischen Sprache jenes Gebietes vertraut sein, denn ein vorübergehend in jener Gegend Lebender erhält kaum je einen Einblick in die Sprachgeheimnisse und Spracheigenheiten, die hier im Volke niedergelegt sind. Man weiss auch seit langem, dass die Sprache des untersteirischen Slovenen einen ganz ungewöhnlichen Reichtum an originellen Begriffen besitzt, daher es auch der Slavist Kopitar in einem Schreiben an Dobrovský bedauert, kein geborener Untersteirer zu sein.

Die wissenschaftliche Rehabilitierung der Urheimat der Gralsage gibt uns aber eine sehr deutliche Weisung, wie es auch bei den sonstigen Sagen und volkstümlichen Geistesprodukten in bezug auf ihre Provenienz stehen mag. Wir haben schon an der Lex Salica, dem Boewulf, am Rolandliede, an der Edda gezeigt, dass sie alle ihre Wurzel auf slavischem Boden haben oder doch slavische Einflüsse bekunden; weitere Aufklärungen und Richtigstellungen werden folgen.

Dass dem so ist, namentlich soweit es sich um die deutsche Nostrifizierung handelt, ist aber auch einleuchtend, weil natürlich. — Die deutschen Gebiete von heute sind in der Wirklichkeit nur ein einziges grosses slavisches Gräberfeld; es ist demnach doch nicht verwunderlich, wenn bei der sprachlichen Diffusion der Stammbewohner, die sich erst im Laufe vieler Jahrhunderte organisch vollzog, auch gewisse Geistesprodukte des bodenständigen Volkstums unbewusst mitübergingen.

In diesem Falle handelt es sich aber nicht einmal um einen Sprachwechsel, sondern hier ist lediglich eine slavische Volkslegende übernommen worden, die dann so lange weiterverbreitet, forterzählt, angepasst und umgeprägt wurde, bis die Ursprungsquelle selbst in Vergessenheit geriet, umsomehr als sich der erste Besitzer um seine Autorschaft nicht weiter kümmerte. Nur so war es möglich, dass die Parcival-Sage, die überdies durch Richard Wagner als ein meisterhaft vertontes Mysterium auf die deutsche Bühne gebracht wurde, mit der Zeit den wahren Taufschein zu verlieren drohte. Der uns suggestiv aufgedrängte Revisionsprozess mit der Gralsage von ausschliesslich deutscher Seite stellt daher die alten Verhältnisse wieder her und bringt zugleich ein neues helles Licht in die geistige Arbeitsstätte der slavischen Volksseele in alter Zeit, denn dieses zeigt, dass die Slaven von ihrer Geschichte nichts gefälscht, sondern im Gegenteile, dass geradezu andere Nationen bei unseren Volksschätzen aller Art regelmässige Anleihen machten und unseren heimischen Produkten,

allerdings zum grossen Teile unbewusst, später ihre eigene Fabriksmarke aufdrückten.

Eine wissenschaftlich objektive, internationale Sichtung und Detailuntersuchung des grossen volkstümlichen Forschungsmateriales, das chaotisch aufgehäuft liegt, ist daher endlich geboten. Die früheren Kenntnisse sind den späteren Erkenntnissen scharf entgegenzuhalten, umsomehr als wir dermalen doch darüber nicht im Unklaren sind, dass die politischen Einflüsse wie auch der geringe Widerstand gegen Autosuggestionen schon unser Reindenken empfindlich getrübt und die einseitige Spezialisierung zur Gewohnheit gemacht haben. Der verlässlichste Mentor bei dieser Scheidungsarbeit kann aber wieder nur die Sprachwissenschaft sein, die hiebei als den untrüglichsten Prüfstein die Volksterminologie verwertet, denn nur diese vermag dort die Sache mit der Lokalität in innigste Relation zu bringen, wo sie selbst ihre Geburtsstätte hatte, wie es in der Gralsage eklatant der Fall ist.[7])

J. Ružička:

Kulturbilder aus altslavischer Zeit.

I. Belege aus der Grünberger Handschrift.

(Fortsetzung.)

In der Grünberger Handschrift heisst es weiter:

. . . u jednej sû desky pravdodatné,
u vtorej meč krivdy kárajúci . . .[19])

Die Gesetzestafeln, wie sie auch bei Moses erwähnt werden, enthielten wohl die wichtigsten Rechte und Gesetze. Auch die Bürger von Novgorod liessen sich ihr „russisches Recht" zu Beginn des XI. Jahrhundertes vom Fürsten Jaroslav bestätigen. Die Bürger derselben Stadt empörten sich im Jahre 1208 gegen Demeter Miroškin, zerstörten und zertrümmerten ihm alles, die Güter und Höfe verteilten sie, nur dasjenige beliessen sie ihm, was auf den Tafeln verzeichnet war *(„a čto na dšćkah . . . a to knjazju ostaviša . . .")*, was sozusagen verbrieft war, d. i. die Forderungen des Fürsten von den Novgoroder Kaufleuten. Man spricht doch auch heute von „landtäflichen"

[7]) An dieser Stelle sei allen jenen Personen und Anstalten, welche dem Verfasser bei der Durchforschung dieses Themas in dieser oder jener Weise behilflich waren, der ergebenste Dank im Namen der Wissenschaft ausgesprochen.

[19]) » . . . Die eine hält die Tafeln der Gesetze,
die andere das Schwert, das Unrecht strafende . . .«

Gütern, also noch zu einer Zeit, wo zur Evidenthaltung keine Bretter, sondern Bücher dienen, was allerdings daher kommen mag, dass man die Vormerkungen zwischen zwei Brettern aufbewahrte, wie ja auch der Böhme die Buchdeckeln noch immer „desky" nennt und auch im Deutschen niemand sagt, die Bibliothek besitzt „Bücher" sondern „Bände".

Das Schwert war auch hier schon das Symbol des Rechtes wie der Gerechtigkeit. Der älteste schriftliche Beleg hiefür ist in *Saxo Grammaticus* enthalten, der betreffs des Gottes Svantevit erzählt, dass in dessen Heiligtume nebst dem Zaume und dem Sattel, sowie sonstigen Attributen der göttlichen Verehrung auch ein Schwert von ungewöhnlicher Grösse die Bewunderung erweckte, weil es besonders kunstvoll verziert war. Es war dies also eine kirchlich geweihte Waffe, wie es ja auch bei den Südslaven ziemlich allgemein gebräuchlich ist, dass man vor dem Kampfe seine Waffen weihen lässt.

Die weitere Beschreibung sagt:

„. . . *protiv ima plamen pravdozvěsten,*
pod nima svatocúdná voda . . ."[20])

Wie schön werden hier die Symbole des altslavischen Kultus hervorgehoben! Neben den Gesetzestafeln und dem Schwerte auch das Feuer und das Wasser, u. zw. das Recht kündende, reinigende Feuer und das heilige, reine Wasser. Diese zwei Elemente ziehen sich durch alle Zeremonien des altslavischen Kultus hindurch, seien dies nun Gottesdienst, Gebräuche oder Aberglauben, und noch heute weiht die Kirche Feuer und Wasser, damit man in jedem frommen Hause über dieselben verfüge und bei Nottaufen, bei Begrüssungen von Gästen, bei Todesfällen, namentlich das letztere, stets zur Hand habe. Noch zu Kosmas Zeiten (geb. 1039) zollten die Böhmen dem Feuer eine grosse Verehrung.[21]) — Der byzantinische Chronist Chalkondilas bezeugt, dass noch kurz vor ihm in Prag das Feuer und die Sonne angebetet wurden. Ebenso verehrten die Russen das Feuer, das sie „Svarožič" nannten. — Die Ruthenen der Karpathengegend glauben, dass der Car F e u e r und die Carin W a s s e r die Welt erschaffen hätten. — Die Slovaken hingegen sind der Ansicht, dass das Feuer die Sonne, den Mond und die Sterne schuf, und die Slovenen wollen wissen, dass alles Weltleben erst in jenem Momente einsetzte, als das erste Feuer auf der Erde entzündet wurde.[22])

---

[20]) »Beiden gegenüber die Recht kündende Flamme,
unter ihnen das heiligreine Wasser.«

[21]) Kosmas Chronik, 10, 197.

[22]) Máchal, Nákres slov. bájesloví, S. 10.

Um Spalato (Dalmatien) spricht die Hausfrau, wenn sie abends über die Gluten des Herdes das Kreuz macht und die noch glimmenden Kohlen mit Asche bedeckt, auf dass sie bis zum Morgen nicht verlöschen, folgendes Gebet: „Heiliger Vid (Veit), erhalte diesen Funken, damit er über Nacht nicht verlösche!“ [23]) Dass der Name „Svati Vid“ und „Svantevit“ identisch sind, ist wohl naheliegend.

Namentlich wurde das Feuer am häuslichen Herde als für das Wohl des ganzen Hauses von besonderem Einflusse angesehen; man glaubte, es erhalte die Familie.[24]) Die Kleinrussen pflegen zu sagen: „Schätzen wir das Feuer wie einen Gott, es ist unser lieber Gast.“[25]) — Bei den Südslaven geht die Braut, wenn sie das erstemal das neue Heim betritt, dreimal um den Hausherd und küsst dann die Erde vor ihm.[26]) — In den Karpathen verteilt der „vatah“, d. i. der Führer der Hirten, wenn sie das Vieh das erstemal auf die Bergweiden treiben, lebendes Feuer, das er durch die Reibung von zwei Hölzern hervorgebracht, und führt dabei eine Reihe altherkömmlicher Zeremonien aus.

Wie das Wasser, hat auch das Feuer eine reinigende und heilende Kraft. Über das Feuer zu springen oder die Herde über dasselbe zu treiben gilt als eine Reinigung. Dem Springen über das Johannisfeuer soll gleich die Reinigung durch das Wasser, also das Baden, folgen. Unter dem Titel „kupadlo“ versteht man also nicht nur die Reinigung durch das Wasser, sondern zugleich auch durch das Feuer.

Das Feuer ist ein Heilmittel. Die Serben kurieren sich mit dem lebenden Feuer.[27]) Die Russen vertreiben Hautausschläge, indem sie die Funken eines Feuersteines auf die kranke Stelle schlagen, und dabei sprechen: „Feuer, Feuer, nimm weg dein Feuerchen!“ [28]) Namentlich zur Zeit der Epidemien gilt das Feuer als Präservativum gegen Ansteckung.

Dem Feuer wird Butter auf dem Herde geopfert. In Russland warf man früher Schweinefett und sonstige Nahrungsmittel ins Feuer; in Istrien im besonderen Getreidekörner.[29])

Bei den Uskoken (an der kroatisch-krainischen Grenze) liess man das zu Weihnachten geweihte Feuer nicht ausgehen. In Dal-

[23]) Rad jugoslov. akademije, Band 89, S. 158.

[24]) Rad jugoslovanske akademije, Bd. 89, S. 156—157.

[25]) Čubinskij, Trudi etnog. statist. ekspediciji, Petersburg 1872. S. 44—45. — Afanasjev, Poetičeskaja etc., II., S. 10.

[26]) Rad jugoslov. akad., Bd. 89, S. 157.

[27]) Rad jugoslov. akad., Bd. 89, S. 152.

[28]) Afanasjev, Poetičeskaja etc., I., S. 204.

[29]) Afanasjev, Poetičeskaja etc., II., S. 45.

matien wird zu Weihnachten ein grosses Feuer, „koleda“ genannt, angezündet und bis heute als etwas Heiliges angesehen; da und dort muss es sogar der Priester weihen. Man tanzt „kolo“ um das Feuer, singt dabei Lieder und pflegt zuletzt über dasselbe zu springen.[30])

Ähnliche Gebräuche gab es auch zu Ostern. Bei den lüneburgischen Slaven flammten Feuer am Vorabende des Osterfestes. So weit dieses sichtbar war, so weit begünstigte die Natur das Gedeihen der Felder. Štítný erzählt, dass die alten Böhmen am Karsamstag ein Feuer anzündeten, Gott bittend, was durch dieses Feuer erwärmt oder gesegnet werden soll. — Die Polen zünden am weissen Samstag ein Feuer an und machen damit einen Rundgang um die Stallungen und das Wohnhaus.

Das Verbrennen der Hexen auf den Höhen in der Nacht des Philipp-Jakobfestes gehört auch hieher, denn hiemit wollte man nur böse Geister fernhalten.

Dass man der Sonne bei Erreichung ihres höchsten Standes ein Feuer, Johannisfeuer, anzündet, ist noch heute bei allen Slaven gebräuchlich. Die Südslaven nennen dieses Feuer „kres“ und den Monat Juni darnach „kresnik“. — In Dalmatien heisst dieses Feuer „ljetska koleda“[31]) (= Sommersonnenwende) oder „velika koleda“[32]) (= grosse Sonnenwende), zum Unterschiede von der „zimska koleda“ (= Wintersonnenwende) zu Weihnachten. Das Feuer wird auf einer eigens hiezu gewählten Höhe oder aber vor der Kirche angezündet; in diesem Falle werden auch die ganze Nacht hindurch die Glocken geläutet.

Die Slovaken nennen das Sonnwendfeuer „vajano“, in manchen Gegenden auch „turice“; die Polen „sobótki“. — In Böhmen wirft man glimmende Knochen in die Höhe, und ruft dazu: „Sag uns grosser Heiliger, heiliger Jan, wie lange werden wir leben!“ Die Antwort lautet: so viele Jahre, als der Knochen bis zum Erlöschen in die Höhe geworfen wurde. Es handelt sich also hier um die Zukunftserforschung. Ansonst wird im Kreise um das Feuer getanzt, dann gesungen und schliesslich auch über das Feuer gesprungen. Gegen Früh geht man dann baden und treibt auch das Vieh durch dieses Feuer zur Schwemme.

Man kannte auch Gottheiten des Feuers. Nach Nestors Chronik stand die Statue Peruns in Novgorod über dem Volga-Strome auf

---

[30]) Oest.-ung. Monarchie in Wort und Bild. Dalmatien S. 143.

[31]) Oest.-ung. Monarchie in Wort und Bild. Dalmatien S. 144.

[32]) Rad jugoslovanske akademije, Bd. 85, S. 170. —

einem Burgwalle, bis heute „Perun“ genannt. Die Statue erwähnt auch der Moskauer Chronist Hosius', die aus der lateinischen Schrift des Al. Guagnin übertragen wurde, bei der Beschreibung Novgorods. Es heisst da, dass an der Stelle, wo jetzt das Perunsche Kloster steht, eine Statue des Götzen Perun gestanden sei. Sie soll eine Menschengestalt gezeigt haben, und hielt in der Hand einen blitzartig flammenden Stein, denn „Perun“ bedeutet sowohl bei den Ruthenen wie Polen den Donner, und der ärgste Fluch des steirischen Slovenen an der Mur ist: *„perun te ubij“*, d. i. „der Blitz soll dich erschlagen“. — Zu Peruns Ehren entzündete man ein Feuer aus Eichenholz, das Tag und Nacht brennen musste. Waren aber die Wärter unaufmerksam und liessen das Feuer ausgehen, so büssten sie dies mit dem Leben.[33])

Die Seen, Flüsse, Bäche und Meere waren belebt mit übernatürlichen Wesen, und wurde die höchste über das Wasser herrschende Gottheit dementsprechend benannt, wie bei den Russen „vodjanik, vodovik, djeduška vodjana“, bei den Lausitzern „vodni muž“, bei den Slovenen „vodnik“ oder „povodnji mož“, bei den Elbeslaven „Voden bog“ usw. — Dass die alten Slaven die Flüsse wie eine Art Gottheit verehrten, beweist schon Prokopius (Geheimschreiber Belisars im Jahre 527 n. Chr.) mit den Worten: „Sie verehren auch Flüsse und Nymphen und diesen ähnliche Gottheiten“ (III, 14). — Nestor behauptet von den Poljanen, dass sie Heiden den Flüssen, Quellen und Hainen opferten. Dasselbe erzählt Kosmas von den Böhmen, die noch im XI. Jahrhunderte Brunnen Opfer brachten. Zu Beginn des XII. Jahrhundertes musste der Bischof von Prag dieses Götzentum verbieten. Helmold (Chron. c. 47) berichtet, dass die baltischen Slaven abergläubische Ehren den Flüssen und Seen erwiesen.

Die Göttinnen der Flüsse und Bäche nannte man „rusalke“, und hat sich die Erinnerung an dieselben besonders lebhaft in Russland erhalten. Man stellte sich dieselben als herrliche, freundliche Frauengestalten mit langem, aufgelösten, bis unter die Kniee reichendem Haar vor. Sie zeigten sich im Frühjahre und blieben bis zur Sommersonnenwende sichtbar, in hellen Sommernächten badend, kosend oder tanzend. Mit ihren lockenden Reizen bezaubern sie leicht die Sterblichen und verführen oft die Hirten, die sie beim Mondenscheine zum zauberhaften Gesange mit ihrer Schalmei begleiten müssen; wer aber da den Lockungen verfällt, ist verloren, denn er wird gewöhnlich zu Tode gekitzelt. —

[33]) Zibrt v Slov. sbor., VI., S. 312.

In dem ganzen Zyklus der altslavischen Feiertage spielt das Wasser eine besondere Rolle u. zw. die wichtigste zu Weihnachten, weil es da zu Orakelzwecken herangezogen wird.

In Russland sucht man die Zukunft zu erfahren, indem man am hl. Abend eine Schüssel voll Wassers, ringsum mit Schmuck belegt, aufstellt. Man giesst Blei in das geweihte Wasser. In den Brunnen oder in die Quelle geben die Mädchen eine halbe Nuss, einen halben Apfel und ein Stück Weihnachtsbrot; hiebei spricht man: „Brunnen, hier bringe ich dir ein Abendmahl, und sage mir die Wahrheit auf das, was ich dich fragen werde.“ Sie horchen nun zu und je nach dem Geräusche legt man sich die Antwort aus.[34]) Die Mädchen blikken auch unter das Eis, um zu erfahren, was ihnen bevorsteht.

Die feierliche Wasserweihe in der altslavischen Kirche ist noch ein Rest der heidnischen Gebräuche. — Namentlich beim Übergange des Winters in den Sommer macht sich das allgemeine Bestreben nach Reinigung, d. i. Waschungen, fühlbar. Am Gründonnerstag rufen die Polen die Vesna singend an:

Osterfest, o Osterfest
Wo bliebst denn gar so lange? —
Beim Brunnen, beim Brunnen,
Da wusch ich mir Hände und Füsse!

Und dieses Waschen treffen wir zur Osterzeit überall bei den Slaven an. Mit dem vor dem Sonnenaufgange geschöpften Wasser wäscht man sich und betet zugleich zum Sonnenaufgange gewendet. Der Gebrauch ist bis heute so allgemein, dass sich jeder, der ausserhalb der Stadt aufwuchs, gewohnheitsmässig so wusch, ohne weiter zu wissen, dass er damit nur einen heidnischen Gebrauch unserer Vorfahren in Kontinuität erhält. — Bei den Slovaken heisst sogar der Ostermontag der „Bademontag“ („kúpací pondělok“).

Das Sichbegiessen mit Wasser zur Osterzeit ist bei den Slaven geradezu eine Selbstverständlichkeit. Der Bursche geht die Mädchen begiessen, ebenso wie er sie mit der Ostergerte prügeln geht. Am

[34]) Eine besondere Berühmtheit besitzt in dieser Hinsicht der sogenannte »Schicksalsbrunnen« in der Vorstadt Ejub von Konstantinopel. Er heisst »Nijet« (= das Fehlende), denn dort kann man gegen einen »čerek« (Münze) erfahren, ob man etwas Verlorenes noch Aussicht habe wiederzufinden. — Dieser Brunnen wird seit undenklichen Zeiten als der Ort verehrt, wo man auf jede Frage nach dem Schicksal von Dingen oder Personen eine Antwort erhält. Dem Namen nach muss er schon aus der vorosmanischen Zeit herrühren; er bildet heute eine ergiebige Einnahmsquelle für die Derwische, die sich das Orakel seitens der Leichtgläubigen gut bezahlen lassen.

Karsamstag weiht man noch heute das Feuer wie auch das Wasser auf dem Lande.

Gebräuche mit den Waschungen gab es auch zur Zeit der Sommersonnenwende, und nannte man diese Festlichkeiten „rusadla“ oder „rusalje“, und hiess bei den Ruthenen jene Woche „rusadelni“. „Rusalije“ waren heidnische Spiele, die Nestor nachstehend schildert. Männer, Frauen und Mädchen hielten nächtliche Zusammenkünfte und verbrachten die Zeit mit Gesprächen, mit Gesang, Spiel und Tanz. Beim Tagesanbruche gingen sie aber jauchzend zum Flusse und wuschen sich dort. — Bei diesen Festen wurde auch das Orakel erforscht. Am Dnjepr ist ein sogenannter „Rusalka-Hain“. Die Mädchen winden dort Kränze aus Birkenreisig u. zw. jede eine solche Anzahl, als sie Personen besonders liebt. Die Kränze werden dort niedergelegt und man kehrt erst nach einer Woche zur Stelle. Wessen Kranz indessen nicht vertrocknete, der wird lange leben. Man wirft dann die Kränze ins Wasser; schwimmt der Kranz gleich, so bedeutet dies ein langes Leben; taucht er vorerst unter, so ist dies ein Zeichen des nahen Todes.

Wir haben hier nur einige wenige Beispiele angeführt, wie unendlich wichtig die beiden in der Grünberger Handschrift angeführten Elemente des Feuers und Wassers in der heidnischen Zeit bei den Slaven waren; bei einem so wichtigen Volksakte jedoch, wie er sich dort abspielt, liegt aber eine doppelte Berechtigung vor, von einer „rechtskündenden Flamme“ und einem „heiligreinen Wasser“ zu sprechen, denn es ist ja naheliegend, dass die Gebräuche im Kleinen umsomehr auf grosse und wichtige Aktionen übertragen wurden.

Ähnliche Deduktionen bieten aber auch die in der erwähnten Handschrift an den Tag tretenden sozialen Verhältnisse. — Dem eigentlichen Gedichte ist eine Art Gesetzesparagraph vorangestellt, auf den sich dann, als es zum Streite kommt, berufen wird, und der jedenfalls auf den Gesetzestafeln verzeichnet war; er lautet:

„Jeder Älteste führt die Kämpfer seiner Sippe;
die Männer stählen sich, die Frauen besorgen die Wirtschaft.
Und stirbt einmal das Haupt der Sippe,
so wählen alle Genossen einträchtig behufs einheitlicher Leitung
sich einen Führer aus ihrem Stamme,
der fürsorglich weiter in höhere Versammlungen geht,
geht mit den Kmeten, Lechen und Vladikas. —
Es erheben sich die Kmeten, Lechen und Vladikas
und billigen das Recht nach dem Gesetze.“ —[35])

[35]) Alle deutschen Zitate aus der Grünberger Handschrift sind der Uebersetzung M. Žunkovič entnommen (»Die Handschriften von Grünberg u. Königinhof, dann das Vyšehrad-Lied. — Kremsier 1912).

Der Inhalt der Handschrift besagt über allen Zweifel, dass hier eine Art Landtag stattfand. Es herrschten da Fürsten, — in diesem Falle sogar eine Frau —, in Gemeinschaft mit der Vertretung des Volkes, d. i. den Kmeten, Lechen und Vladikas. Es war dies sonach eine ausserordentlich fortschrittliche Verfassung für jene Zeiten, und nehmen wir noch geschriebene, kodifizierte Gesetze hinzu, so zeigt dies auf eine hohe Kulturstufe. Es ist hiermit ein sicherer Beleg erbracht, für die Art der Verfassung bei den Slaven, u. zw. einer Verfassung, die nur ein freies, unbedrücktes Volk besitzen kann. Da aber vielleicht die Anführung in dieser Handschrift nicht genügt, so muss man auch bei den übrigen Slavenstämmen nachforschen, ob sie nicht auch gleiche oder ähnliche Verhältnisse hatten; und da kommen wir zu weiteren allgemein bekannten Beweisen, die zeigen, dass die Volksversammlungen überhaupt den Grundzug der altslavischen Verfassung bildeten, und geht das Vertrauen zu solchen aus allen Traditionen hervor. Die altslavische Mythologie lehrte dies, und daraus zog der heidnische Slave seine Schlüsse und handelte auch darnach. Die Lausitzer hielten sich an die Anordnungen ihrer Hauptgottheiten, erzählt schon Thietmar von Merseburg (L. VI, 150). Die kroatischen Slovenen wissen, dass es Vilen waren, die den Menschen das Ackern, Säen, die Toten zu begraben, das bestellte Feld abzuräumen, das Gras zu mähen, den Pferch zu pflegen und feste Wohnstätten zu bauen lernten.[36])

Aber ähnlich wie bei Homer finden wir auch in der slavischen Mythologie Spuren von Versammlungen der höheren Wesen. In der Zeitschrift des Böhmischen Museums 1853, S. 469 heisst es z. B.: zeigt der Mond die Sichel, so begeben sich die Hexen auf die Grenzen, wo sie Versammlungen abhalten, und satteln sich zu diesem Zwecke die Ofenkrücke oder den Besen. — In Böhmen pflegen die Hexen auf die Babí hory zu fliegen, in Mähren auf den Radhošt, in Russland auf die Lisa gora bei Kijev, in Untersteiermark auf das Bacher-Gebirge.

Ähnliches zeigt die Striga, augenscheinlich eine Gottheit des wohltätigen Regens, denn die Slovaken meinen, dass die Striga, sobald sie sich badet, Regen bringt, die in der Nacht zur hl. Lucia — man nennt den Tag auch „stridži den“ — auf einer Höhe bei Tokaj an der Teiss Versammlungen abhalten.[37]) — Die Wassermänner hal-

[36]) Kukuljević, Rad jugoslov. akademije, 1888, S. 207.

[37]) Auch die Slovenen kennen die »štriga« (= Hexe) und den »štrigon« (= Vampyr), ebenso die Italiener die »strega« (= Hexe), die Russen den »stribog« (= Windgott). —

ten in den Monaten September und Oktober bei mondhellen Nächten an Quellen Versammlungen ab, daher es gefährlich ist zu jener Zeit, wie das Volk behauptet, die Fluren zu betreten.

Dass man sich gelegentlich versammelt und beratet, gehört geradezu zur slavischen Naturnotwendigkeit. Die Slaven sind gesellig, sie finden sich gerne gastlich zusammen, um sich über ihre Familien oder wirtschaftlichen Angelegenheiten zu beraten. Schon Dobrovský sagt über die Kroaten („Slovanka"): „Sie sind redselig, und sie besprechen jede Kleinigkeit so gründlich, dass man dazu lachen muss." Über die Illyrer wird erzählt, dass sie sonntäglich Beratungen abhalten über Familienangelegenheiten, über Käufe und Verkäufe, über Abgaben und die Arbeitsverteilung für die kommende Woche. Und so folgt ein Beweis dem andern vom minder wichtigen zum wichtigen.

Ähnlich spricht sich Prokopius von Caesarea aus; er sagt: „Die Slaven und Anten — letztere wohnten zwischen dem Dnjestr und Dnjepr — sind nicht etwa der Herrschaft und Willkür eines einzelnen Mannes unterworfen, sondern sie stehen seit undenklichen Zeiten unter der Volksregierung, denn sie beraten alle ihre Angelegenheiten gemeinschaftlich. Ebenso werden bei diesen beiden fremden Völkerschaften alle sonstigen Fragen nach althergebrachten Gesetzen behandelt und erledigt." — Und ähnlich schildert dies der Kaiser Mauritius, der da sagt: „Bei beiden Völkern, den Slaven wie Anten, finden wir die gleichen Sitten und die gleiche Lebensweise. Sie lieben die Freiheit über alles, und sie können auf keine Weise zur Dienstbarkeit oder Unterwürfigkeit des Einzelnen gebracht werden."

Hierher gehört auch das Zeugnis Helmolds (Chron. Slav. I, S. 16), der erzählt, wie der slavische Fürst Mstivoj von Mecklenburg, durch den Sachsenherzog beleidigt, erst in Rhetra die Stammesältesten versammeln musste, um den Rachefeldzug zu besprechen. Er konnte nicht nach eigenem Willen gegen ihn ziehen, sondern musste eben die Vertreter des Volkes zuvor befragen. — Etwas Ähnliches findet sich auch in der böhmischen Geschichte vor. Als nämlich der Fürst Vladislav dem Kaiser Friedrich die Beteiligung an dem Zuge nach Italien ohne Einwilligung der Volksvertreter versprochen, da schreibt der Chronist und persönliche Augenzeuge darüber: „Als dies einige böhmische Herren hörten, sagten sie, dass dies nicht richtig war, weil es ohne ihre Einwilligung geschehen, und verdient derjenige gekreuzigt zu werden, der einen solchen Rat gegeben."

Richtig ist daher auch das Urteil Karamzins in diesem Sinne, der schreibt: „Das slavische Volk, mag es sich auch unter die Herrschaft von Fürsten gestellt haben, behielt sich doch grosse Freiheiten

vor, und versammelte sich bei wichtigen Anlässen oder dem Lande drohenden Gefahren stets zu einer besonderen Beratung. Solche Volksversammlungen waren seit jeher in russischen Städten gebräuchlich, womit der Beweis erbracht ist, dass die Einwohner einen bestimmten Einfluss auf die öffentlichen Vorkehrungen hatten." Solche Beratungen nannte man „vjeca, vječe" oder „vjoče". Der Chronist von Novgorod schreibt z. B.: „Die von den Pečenegen bedrückten Novgoroder versammelten sich zur Beratung „na vječah", was zu unternehmen wäre." Solche Nachrichten über „vječe" sind von den Städten Kiev, Novgorod, Vladimer u. a. erhalten.

In der Stadt Novgorod hat die altslavische bürgerliche Freiheit trotzdem, dass die Fürsten dieselbe tunlichst beschränken wollten, am längsten ihre hervorragende Rolle gespielt. Die Stadt war nämlich das Muster einer eigenen alten und freien Gemeinde, die sich ihre Gesetze und Vorrechte noch im Jahre 1020 vom Fürsten Jaroslav bestätigen liess. Die Bürger versammelten sich auf dem Hauptplatze zu den „vječe", wobei alle wichtigen Themata, ja selbst die Absetzung von Fürsten, besprochen wurden. Bei einer solchen Gelegenheit beschlossen sie sogar, Fürst Svjatoslav müsse ihnen seinen Sohn als Ratgeber beistellen, denn sonst nehmen sie sich einen anderen Fürsten.[38])

Eine Erinnerung an diese Versammlungen hat sich noch in Polen erhalten, denn dort benannte man jene Gerichte, die sich mit den Höfen und Grenzfragen beschäftigten, als „vieca".[39])

Dass sich übrigens die Slaven zu regelmässigen öffentlichen Beratungen versammelten, lesen wir auch in der Lebensbeschreibung des hl. Otto (II, 31); dort heisst es wörtlich: „Neben dem Heiligtum des Triglav in Stettin, gab es zwei weitere, weniger schmuckvolle und bekannte. In ihnen befanden sich nur Tische und Bänke für Volksversammlungen, denn die Slaven versammelten sich hier an bestimmten Tagen und zu gewissen Terminen entweder zur Unterhaltung oder aber zu öffentlichen Beratungen, da sie gewohnt waren, sich in diesen Heiligtümern zusammenzufinden."

Aus alledem ist ersichtlich, dass das Bedürfnis der öffentlichen Beratung dem Slaven sozusagen im Blute liegt, sowie dass sich der geschilderte Landtag unter Lubušas Vorsitze genau so abspielte, wie es bei den Altslaven sonst überall Sitte und Gebrauch war, und wäre die ganze Situation gerade in dem Falle unglaubwürdig oder ver-

[38]) Istor. gosud. Rossij. T. I., S. 234.

[39]) »Ruskaja pravda« S. 131.

dächtig, wenn die Schilderung irgendwie davon abweichen würde. Wir können uns daher ganz ruhig mit der Tatsache abfinden, dass dieses Gedicht um das Jahr 1817 niemand gefälscht haben konnte, weil damals von den jetzt immer deutlicher hervortretenden grosszügigen Verhältnissen der Altslaven in sozialer Hinsicht noch niemand die leiseste Ahnung hatte, denn die Beweise für die Richtigkeit brachten erst die vergleichenden Forschungen der jüngsten Zeit an den Tag. — (Schluss folgt.)

M. Žunkovič:

Die Königinhofer Handschrift ist zweifellos echt.

Seit dem Erscheinen meiner Rehabilitationsschrift, welche erweist, dass die Königinhofer Handschrift zweifellos echt ist,[1]) herrschte im Lager derjenigen, die ein Interesse daran haben sie als Fälschung verrufen zu wissen, eine erzwungene, nervöse Ruhe; die Verteidigung wurde nur mehr passiv geführt, die stumpf gemachten Waffen wurden nicht mehr geschliffen. Erst in jüngster Zeit, — nach 2½ Jahren! —, trat wieder ein Kämpe im Prager Universitätsprofessor Dr. Gustav Friedrich im Tagblatte „Národní Listy" (3. April l. J.) schüchtern und unsicher mit der Erklärung auf, dass jene Handschrift[2]) doch eine Fälschung sei. Die angeführten Gründe sind aber dabei so nichtssagend, so lendenlahm und so kritiklos, dass man geradezu Mitleid und Beängstigung fühlt, wenn man sieht, wie sich ein Mann in hoher pädagogischer Position selbst zu einer derartigen öffentlichen Bloßstellung je verleiten lassen konnte.[3])

Wir bringen nachstehend Punkt für Punkt seine „Beweise", und fügen zugleich unmittelbar unsere Widerlegungen an; dass wir dabei jenen Keil wählten, der zum Klotze passt, möge uns der Leser verzeihen. Wir glaubten schon, es sei bei den Gegnern die bessere Einsicht eingezogen, wobei es weiter aussichtslos sei, in diesem ungleichen Kampfe je zu siegen, doch ist dies demnach nicht der Fall; die Gegner s e h e n ihre volle Niederlage noch nicht, sie wollen sie f ü h l e n. *Habeant!* —

---

[1]) »Rukopisy Zelenohorský a Králodvorský«. — Jich literární rehabilitace provedená starými a novými důkazy pravosti. — Kremsier 1911 (1. September). — Verlag J. Slovák.

[2]) In der Folge bedeutet in diesem Artikel HS = H a n d s c h r i f t, KH = K ö n i g i n h o f e r H a n d s c h r i f t.

[3]) Die volle Niederlage Prof. Friedrichs im Streite um die Echtheit des Wappens von Pribislau scheint ihn auch nicht vorsichtiger gemacht zu haben.

Professor Friedrich führt für die Fälschung folgende Argumente an:

1. *Der Text ist auf ein Pergament geschrieben, das vor dem Beschreiben für andere Zwecke bestimmt war.* — Wenn ich also heute einen Bogen Schreibpapier bereitstelle, um ein Stück Geselchtes darin zu verpacken, ihn aber dann beschreibe, so ist dies nach Friedrich bereits ein Beweis für Fälschungsabsichten!?

2. *Die Initialen weichen in der KH von solchen in anderen HS ab.* — Zeichnen oder malen etwa andere Zeichner und Maler immer dasselbe und nach gleicher Manier? Da gäbe es keine individuelle, sondern eine u n i f o r m e Kunst!

3. *Die KH ist in einer Schrift geschrieben, die nur eine Imitation einer älteren Schrift ist.* — Das ist doch im Prinzipe jede Schrift; wir lernen doch alle nach älteren Mustern und Vorlagen schreiben! U n d w e s h a l b w i r d h i e r d i e I m i t a t i o n b e a n s t ä n d e t, i m P u n k t e 2 a b e r d i e D i f f e r e n z i e r u n g? Es ist also schlecht, ob so oder so! Wo ist da die Logik geblieben?!

4. *Die KH rührt von einem Schreiber her, der an eine andere HS gewöhnt war, sich hier demnach einen Zwang antat.* — Könnte uns Professor Friedrich nicht zeigen, wie die HS zwanglos geschrieben ausgesehen hätte? Kann der Schreiber nicht zugleich ein Abschreiber gewesen sein? Unter derlei paläographischer Gedankenleserei könnte Professor Friedrich schliesslich genau so nachweisen, dass der Schreiber schielte, dass er rothaarig war, oder dass alle HS auf der Welt gefälscht sind!

5. *Die KH ist von jemandem geschrieben, der die im Mittelalter gangbaren Abkürzungen nicht genau kannte.* — Machen denn heute, wo wir obendrauf genaue Regeln haben, alle Menschen die Abbreviaturen gleich?! Absolut nicht und weshalb soll dies im Mittelalter besser gewesen sein? Nach Professor Friedrich ist daher eigentlich derjenige, welcher in der Rechtschreibung Fehler macht, auch schon ein Fälscher.

6. *Die KH hat viele Radierungen, mit denen man wohl die Sprache archaischer machen wollte; in einem Falle ist sogar eine Berichtigung zu sehen, die im Böhmischen unmöglich ist.* — Hat Professor Friedrich in seinem Leben noch nie einen Schreibfehler gemacht, nie etwas radiert oder gar einen Fehler undeutlich ausgebessert?! Wer kann weiter ruhigen Gewissens sagen, dass ein Begriff im Böhmischen im Mittelalter nicht existierte oder genau so aussah, wie wir ihn uns heute vorstellen? — Hat überdies Professor Friedrich gar keine Kenntnis davon, wie es dem Professor Gebauer,

dem zweitgrimmigsten Gegner der KH, erging, als er in derselben Tausende von grammatischen Fehlern entdeckt haben wollte? Professor Old. Seykora (Prossnitz) prüfte diese „Fehler“ nach und fand, dass jeder Fehler in der KH lediglich ein Fehler Gebauers war. Das Epitheton „velký Gebauer“ (grosser Gebauer) verlor daraufhin seinen ganzen künstlichen Kurswert.

Diese sechs völlig nichtssagenden Indizien genügen aber dem Professor Friedrich schon allein, über die KH das Todesurteil zu fällen und sie schon auf dieses hin als Fälschung offen zu erklären.

Wir müssen aber dieser blutarmen Verurteilung doch die Frage entgegenhalten, woher denn jener Fälscher, — Friedrich sieht natürlich wieder in Hanka den genialen Verbrecher —, wohl die Dichtungen haben mochte, denn Fälscher von Beruf können allenthalben Schriften, Münzen, Schlüssel, Vasen u. drgl. täuschend nachmachen, aber die Rolle eines Goethe, Schiller, Homer u. ä. in dichterischer Hinsicht kopieren zu wollen, ist denn doch nicht so einfach, und man darf doch nicht den dichterischen Genius mit einer höheren manuellen Fertigkeit in ein Joch spannen, denn der erstere ist eine besondere divinatorische Gabe, die letztere ein durch entsprechende Vorübungen leicht zu erlernendes Handwerk. — Woher stammt überdies der Inhalt, namentlich der historische Teil, von dem sich erst in jüngster Zeit vieles Unverständliche und Zweifelhafte als richtig erwiesen hat? — Wie bringt man neuen HS Jahrhunderte erfordernde Altersmerkmale bei? Namentlich in letzterer Hinsicht müsste sich ein Paläograph von Beruf, wie es Professor Friedrich sein will, des Näheren aussprechen. In den Initialen der KH ist z. B. echtes Gold aufgelegt; er möge uns doch mitteilen, wie man echtes Gold auf Pergament auflegt, ohne dass es mechanisch befestigt ist, und doch nicht abfällt, abbröckelt u. drgl. Bekanntlich geriet die im Mittelalter gewiss weitbekannte Methode des Auflegens von Gold mit der Einführung des Buchdruckes, da die Gelegenheit hiezu immer seltener wurde, mit der Zeit ganz in Vergessenheit, und ist das Geheimnis seit Jahrhunderten, trotz aller Versuche, nicht mehr zu ergründen. Man behalf sich später meist damit, dass man Goldbleche auflegte und mit den umgebogenen Rändern an das Pergament befestigte.[4]) — Es wäre auch recht interessant Fried-

[4]) In der Erzbistumsbibliothek in Kremsier befindet sich z. B. eine handschriftliche Bibel burgundischer Arbeit, die dem Ende des XIII. oder Anfange des XIV. Jahrhundertes, also auch ungefähr der Zeit der KH angehört. Diese Bibel weist ungewöhnlich viel und massiv aufgelegte Arabesken von echtem Gold auf. Es fanden sich schon viele Künstler und Paläographen ein, welche das Geheimnis der Goldbefestigungsmethode an dieser Vorlage ergründen wollten, aber der Er-

richs Ansichten über das „Berliner" Blau in der KH zu hören; vielleicht könnten wir ihm diesbezüglich nähere Altersdaten über blaue Farben bieten usw. —

Wir verlassen aber nun das Gebiet der negativen Polemik, da wir einen kurzen historischen Überblick machen müssen, um klarzulegen, warum und auf welche Art es überhaupt möglich war, die KH je der grossen Öffentlichkeit gegenüber als gefälscht darzulegen.

Gefunden wurde sie am 16. September 1817 im Turmgewölbe der Dekanatskirche in Königinhof von einer viergliedrigen Gesellschaft, worunter sich auch W. Hanka befand. Die HS war damals alt und schwerbestaubt. Über die tatsächlichen Umstände dieses Fundes besteht absolut kein Zweifel. Bis zum Jahre 1829 dachte auch niemand an eine Fälschung. Da trat der Hofbibliothekar Barth. Kopitar, ein Slovene, lediglich mit der Bemerkung auf, dass ihm die HS verdächtig vorkomme; irgendwelche konkrete Beweise brachte er jedoch nicht vor. Im Jahre 1832 trat auch der Slovake Palkovič als Gegner auf; beide verstummten jedoch bald, als Palacký unwiderlegliche Beweise für die Echtheit erbrachte, worauf die HS bis zum Jahre 1847 gänzlich unbelästigt blieb.

Die Beweisführung für die Echtheit war ja, abgesehen von den realen historischen, kulturgeschichtlichen, sprachlichen wie paläographischen Daten, namentlich dadurch eine überzeugende, weil der Universitätsbibliothekar und Kreuzherrnordenspriester Joh. Zimmermann in Prag im Jahre 1818 am Deckel eines Bucheinbandes eine alte HS fand, die allgemein als dem XII. Jahrhunderte angehörig, — einige meinten, sie könne vielleicht auch dem XIII. Jahrhunderte entstammen —, erkannt wurde. Diese enthielt auf der einen Seite das Fragment eines altböhmischen Minneliedes, auf der anderen das auch in der KH befindliche Gedicht „Jelen" (= der Hirsch). Existiert aber ein Gedicht aus jener Zeit, so kann es unmöglich, wie man behaupten wollte, von W. Hanka um das Jahr 1817 aus russischen oder südslavischen Volksliedern konstruiert worden sein. **Gegen diesen stählernen Beweis der Echtheit prallten nun alle Waffen der Gegner ab.**

Den Feinden des böhmischen Volkes, die ihm den in der KH enthaltenen herrlichen Literaturschatz nicht gönnten, zum Teile wohl

folg blieb — soweit eben bekannt — vollkommen aus. — Gerade dieser Kodex verwendet überdies mit Vorliebe die **blaue** Farbe, wie sie auch die KH zeigt, zu Verzierungen. **Weshalb ist nun diese Farbe hier echt und dort falsch?!** Wäre es da nicht ratsamer, statt in Sophismen aufzugehen, paläographische Vergleichsstudien der beiden HS vorzunehmen, wenn man die Sache überhaupt ernst nimmt? —

auch deshalb skeptisch waren, weil man die Möglichkeit solcher Dichtungen den Altböhmen überhaupt nicht zumuten konnte, handelte es sich nun darum, diesen unangenehmen Kronzeugen auf irgendeine Art zu dequalifizieren. Schon im Jahre 1847 meldete sich der Germanist Moritz Haupt, der in den „Berichten über die Verhandlungen der kgl. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften" behauptete, diese HS sei auch eine neuzeitliche Unterschiebung. Da er jedoch nichts Positives oder Überzeugendes vorzubringen wusste, und überdies höchst inferiore slavische Sprachkenntnisse hatte, wurde dessen Vorstoss noch im gleichen Jahre in den „Slavischen Jahrbüchern" in entschiedener Form abgewiesen.

Nun herrschte bis zum Jahre 1856 wieder volle Ruhe. Da erschien Julius Feifalik, ein pathologischer Gegner der KH, in Prag, und drang in den Musealausschuss zur Berufung einer Kommission, welche das Pergament des Minneliedes, die verwendete Tinte und namentlich die Schrift überprüfen soll. Diesem Wunsche wurde am 17. Februar 1857 entsprochen, wobei das handschriftliche Fragment in einem eigenen Gutachten der Kommission als gefälscht und unterschoben erklärt wurde. Inwieweit Feifalik, der Hofbibliothekar in Wien war, die Kommissionsmitglieder dabei hinterging oder für sich gewann, ist nicht bekannt; dass es aber dabei nicht ehrlich zuging, wird später dargelegt. Jenes Gutachten über das Minnelied, das dann erst im Jahre 1858 im „Časopis Českého Musea" (S. 138) vom Sekretär des Landesmuseums, W. Nebeský, einem persönlichen Feinde Hankas, veröffentlicht wurde, lautet (in der Übersetzung) folgend:

„Auf den ersten Blick (!) erweckte sowohl die Schrift wie auch die Tinte bei der Kommission den Verdacht, der aber noch gesteigert wurde, als man schon mit blossem Auge und noch besser mit Hilfe der Lupe Spuren einer alten, entfernten Schrift unter dem jetzigen Texte bemerkte, und erhielt später bei der chemischen Untersuchung hiefür die volle Bestätigung. Man überstrich nämlich einige Rand- wie Textstellen mit Ammoniumsulfid, und später, in Gegenwart des Professors Dr. Rochleder, noch mit Ferrocyanwasserstoffsäure, worauf sich vollkommen deutlich die Buchstaben, Verzierungen und Zeichen des früheren Textes, u. zw. nicht nur am Rande, sondern auch unter und zwischen den Zeilen abhoben. Es kann daher kein Zweifel sein, dass der jetzige Text auf einem Palimpseste geschrieben ist. Der ursprüngliche, durch Abkratzen des Pergamentes beseitigte lateinische Text trägt jedoch die Buchstaben, Verzierungen und Zeichen auf Grund der sichtlich überzeugenden chemischen Hilfs-

mittel, einen weit jüngeren Charakter, als die Schrift des Minneliedes. Jene muss man in das XV. Jahrhundert verlegen, indess der heutige böhmische Text als eine Schrift des XII. oder XIII. Jahrhundertes angesehen wird; es kann daher kein Zweifel obwalten, dass dies ein Erzeugnis einer weit jüngeren Zeit und eine mit der Absicht der Irreführung bewusste Nachmachung einer älteren Schrift ist." —

Dieser genial konzipierte, wenn auch leicht erkennbare Betrug, dessen Gelingen natürlich auf die Indolenz des Musealausschusses aufgebaut war, hatte einen unerwarteten Erfolg, denn das Landesmuseum in Prag weiss bis zum heutigen Tage nicht, welchen Charlatanen es vor 57 Jahren plump aufgesessen ist. Dass aber der Musealausschuss während dieser langen Zeit wirklich so naiv war, eine solche handgreifliche Mystifikation nicht zu erkennen, nicht zu ahnen, oder die ausrangierte HS doch noch einmal näher anzusehen, bleibt wohl für alle Zeiten ein Rätsel, und möge über die Folgen dieser unfassbaren Passivität und Leichtgläubigkeit die böhmische Nation weiter zu Gerichte sitzen.

Diese bedauerlichen Vorkommnisse waren es aber auch, die es dem Universitätsprofessor Dr. Thomas Masaryk (Prag) im Jahre 1886 ermöglichten, dass dessen neuer Feldzug gegen die KH relativ erfolgreich war, weil er den greifbarsten Beleg, d. i. die Existenz eines schon im XII. Jahrhunderte existierenden Gedichtes der KH („Jelen") für die Echtheit derselben bereits „glatt" beseitigt vorfand. Masaryk und seine Helfershelfer konnten daher auch vom „Jelen" (und dem „Minneliede") nur wie von einer abgetanen Sache sprechen, da letztere HS zu dieser Zeit schon allgemein als plumpes Falsifikat bekannt und verschrien war.

Dieses auffällige Ausschalten jener zwei Gedichte erschien jedoch mir bei der rigorosen Überprüfung des böhmischen Handschriftenstreites vom ersten Tage an verdächtig, doch konnte ich nicht dagegen auftreten, so lange keine Beweise vorlagen, ob die radierte Schrift wirklich dem XV. Jahrhunderte angehört und einen lateinischen Text enthält; daran, dass die HS ein Palimpsest sei, glaubte ich ohneweiters. Meine Skepsis hatte darin ihre Wurzel, weil ich weiss, dass es direkte unmöglich ist, in einer radierten Schrift das Jahrhundert positiv zu erkennen, umsomehr als schon bei Erstschriften über die Zeit der Verfassung oft Meinungsdifferenzen auftauchen, die mehrere Jahr-

hunderte umfassen; in einem Palimpseste ist aber eine solche, zeitlich derart begrenzte Taxierung noch mit umso grösserer Vorsicht aufzunehmen. — Ein gewissenhafter Paläograph gibt nie ein bestimmtes Jahrhundert als positiv, sondern immer nur als möglich oder wahrscheinlich an, da es für die Übergänge einmal kein untrügliches Merkmal gibt. —

Seither setzte ich jedoch alle Hebel in Bewegung, für dieses schon im Prinzipe verdächtige paläographische Urteil auf photochemischem Wege, d. i. durch die Palimpsestphotographie, eine reelle Handhabe zu gewinnen, und gelang es mir endlich dieses Ziel zu erreichen. Es stellte sich nun heraus, dass die Kommission im Jahre 1857 einen unglaublich verwegenen wissenschaftlichen Betrug, wie ein solcher in der Literaturgeschichte der Welt einzig dasteht, verübte u. zw. zweifellos mit Vorbedacht, denn wie die Beilagen III und IV darlegen, *befindet sich unter der sichtbaren Schrift absolut keine radierte Schrift, daher auch keine dem XV. Jahrhunderte angehörende, und noch weniger ein lesbarer lateinischer Text, denn die HS mit dem „Minneliede" und dem Gedichte „Jelen" ist überhaupt kein Palimpsest, daher unten nichts zu sehen und noch weniger etwas zu lesen war.*

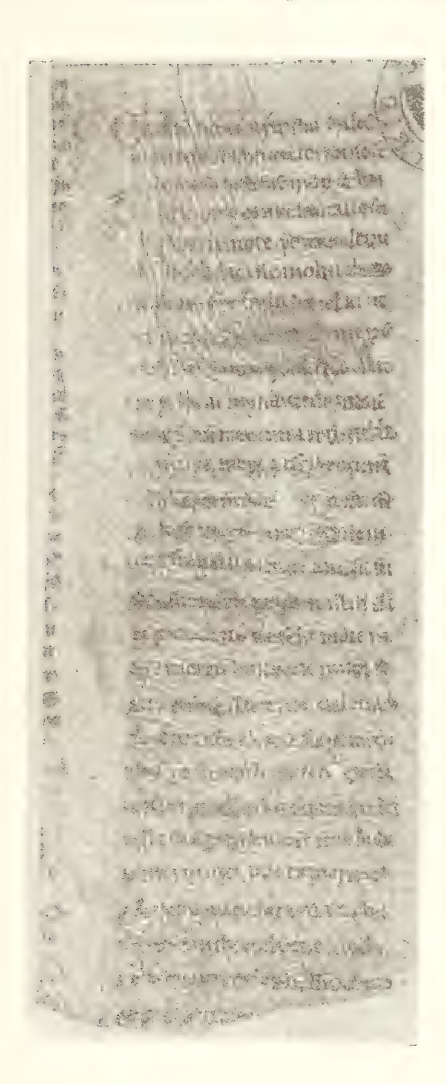
Nachdem aber nun die verbrecherischen Machinationen jener „Überprüfungskommission", die begreiflicherweise die ganze Welt dupieren musste, weil einen solchen „Befund" jeder als glaubwürdig ansehen muss, offengelegt sind, so ist hiemit auch der Hauptstein des Anstosses in der Echtheitsfrage der KH beseitigt.

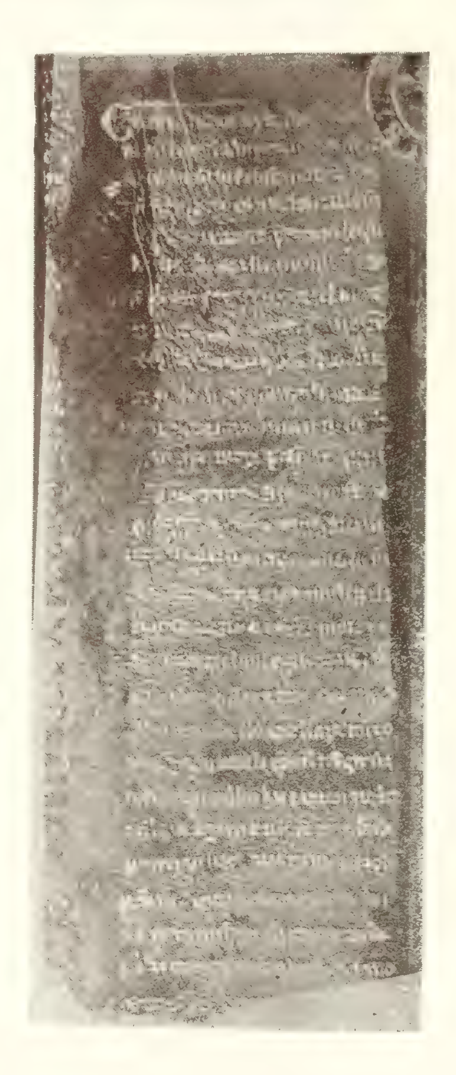
Dass aber hier eine planmässige Berechnung vorlag, ersieht man namentlich daraus, dass nach der abenteuerlichen Aktion Feifaliks, eines wütenden böhmischen Renegaten, gleich ein auffälliges Bestreben, die KH nach jeder Richtung herabzusetzen, namentlich auf deutscher Seite besonders bemerkbar wurde, da man dem böhmischen Volke den ungetrübten Besitz dieser herrlichen Dichtungen eben nicht gönnte. Schon kurz darauf trat ein Anonymus im „Tagesbote für Böhmen" auf, der Hanka direkte als den Fälscher der KH bezeichnete, und ihn in weiteren Artikeln ansonst in ehrenrührigster Weise angriff, so dass Hanka gezwungen war, den Schutz des Gerichtes zu suchen. Er klagte den Redakteur des Blattes, David Kuh, da sich der eigentliche Verfasser fortgesetzt feige verborgen hielt, auf Ehrenbeleidigung. Der Redakteur wurde vorerst verurteilt, aber die letzte Instanz hob die Strafe mit dem salomonischen Urteile auf, dass es gar keine Beleidigung sondern geradezu eine Ehre sei, wenn jemand glaube, ein Mann von heute sei imstande die KH zu verfassen.

TAFEL III.
(zur Seite 144 und 151).

Eine altböhmische Handschrift

mit dem Fragmente des Gedichtes „Milostná píseň“.



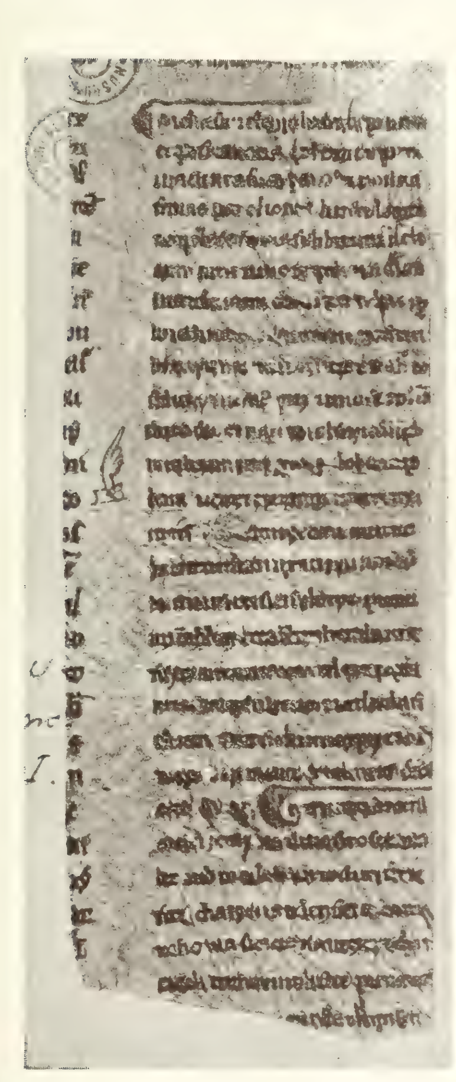


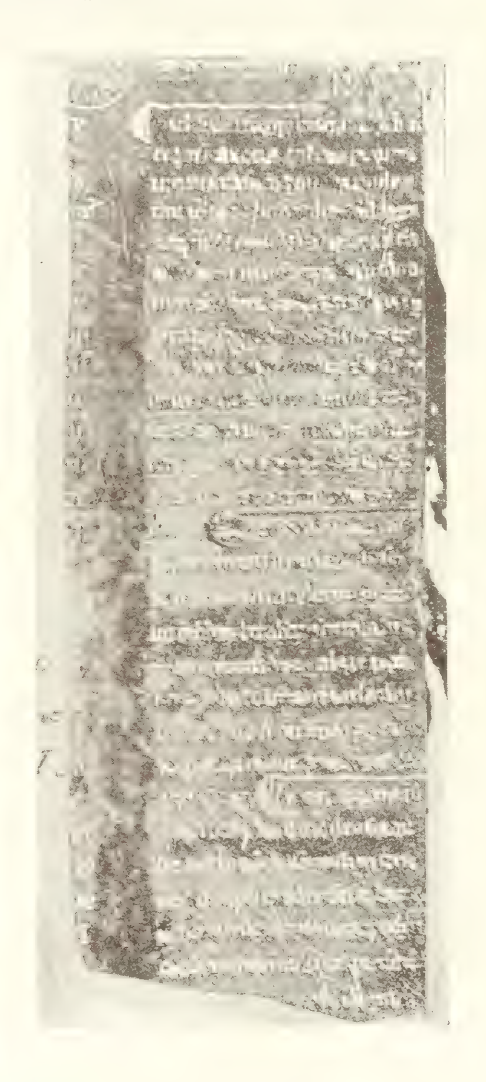


TAFEL IV.
(zur Seite 144 und 151).

Eine altböhmische Handschrift

mit dem Fragmente des auch in der Handschrift von Königinhof enthaltenen Gedichtes „Jelen“.

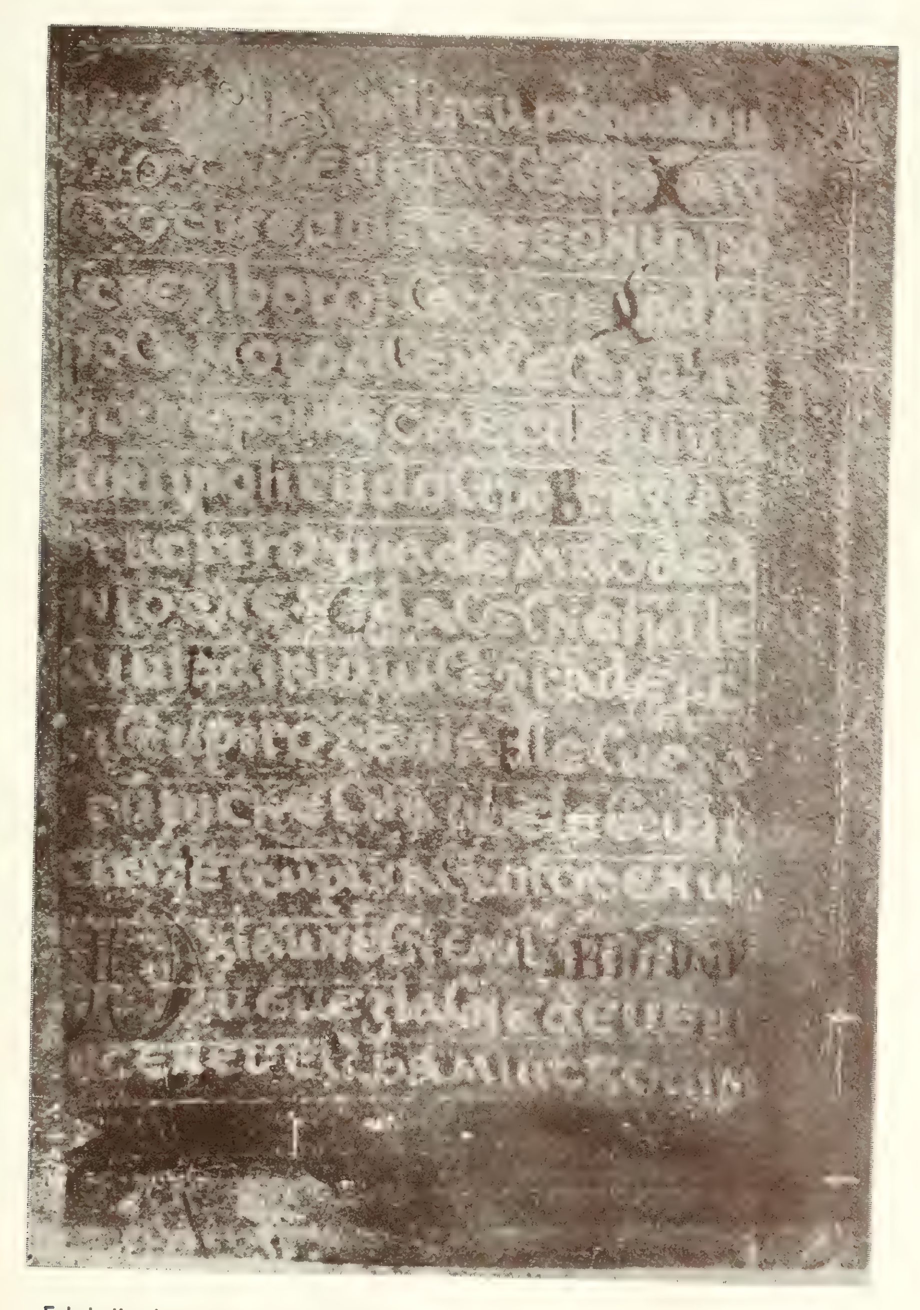






TAFEL V.
(zur Seite 151.)

Die Handschrift von Grünberg.



Faksimile der 4. Seite in Originalgrösse, jedoch palimpsestisch photographiert



Erst 55 Jahre später wurde der Name jenes anonymen Verleumders bekannt. Das „Montagsblatt aus Böhmen" brachte am 27. Jänner 1913 die sensationelle Nachricht, dass dies der Regierungsrat Anton Zeidler war, der am 20. Jänner d. J. in Prag im Alter von 90 Jahren starb, und womit die eingegangene Verbindlichkeit, das Redaktionsgeheimnis zu wahren, erloschen sei. Zeidler war nämlich damals der deutsche Berufskollege des Bibliothekars Hanka, dem wohl eher der Neid zum hochangesehenen Manne als die wahre Überzeugung die Feder zu dieser planmässigen Ehrabschneiderei in die Hand drückte. Wenn aber das „Montagsblatt" obendrauf dem Berichte mit stolzem Pathos und unüberlegt beifügt, „dass es durchaus kein Čeche, sondern ein Deutscher war, der die Fälschung der KH nachgewiesen," so überlassen wir den Deutschen gerne voll und ganz diesen Lorbeer — mit breitem Trauerrande, denn Zeidler hat überhaupt nichts „nachgewiesen", sondern die KH lediglich insoweit in Verruf gebracht, dass die reine Freude daran in der Folge getrübt erschien.

Im Jahre 1859 trat wieder Professor Max Büdinger (Wien) in Sybels „Historische Zeitschrift" gegen die KH auf, dem sogleich die offizielle „Wiener Zeitung" sowie die „Augsburger Allgemeine Zeitung" akkompagnierten, wobei allerdings die Beeinflussungen Feifaliks fühlbar sind. — Im Jahre 1863 betrat Professor Wattenbach (Berlin) denselben Weg. Es ist aber hiebei auffallend, dass weder Zeidler, noch Büdinger oder Wattenbach irgendwelche nennenswerte slavische Sprachkenntnisse besassen, daher hier eigentlich nicht mitsprechen konnten. Wattenbach ging sogar noch weiter: er erklärte die KH vom paläographischen Standpunkte für ein Falsifikat, ohne sie je gesehen zu haben; ja, als man ihm nahelegte, sich wenigstens photographische Kopien zur Beurteilung kommen zu lassen, antwortete er, „er habe keine Zeit hiezu". — Im gleichen Sinne schrieb noch im Jahre 1913 ein gewisser Erdmann Hanisch (Beuthen) in Jagić' „Archiv" folgenden monströsen Satz: „Sollte wirklich Herr Žunkovič wissenschaftlich so harmlos sein, dass er glaubt, zur Untersuchung der Echtheitsfrage einer Urkunde bedürfe es unbedingt des persönlichen Augenscheines?" — Die Redaktion des „Staroslovan" gab ihm darauf (1913, S. 296—298) folgende, wohl nicht erwartete Antwort: „Wir erklären nach den gemachten Erfahrungen jeden für einen Charlatan, wer eine alte HS als falsch erklärt, ohne sie je gesehen zu haben, denn seriöse Leute geben über etwas, was ihnen unbekannt ist, überhaupt kein Urteil ab." —

Durch alle diese Umstände, denen sich noch die nervöse publizistische Verbreitung der „erwiesenen" Fälschung deutscherseits, das

allgemeine Überhören der nackten Tatsachen und Vernunftsgründe, die sukzessive Einschmuggelung des falschen Schlussurteiles in die Literaturgeschichten, Lehrbücher, Konversationslexika u. drgl. zugesellten, wurde schliesslich auch die öffentliche Meinung verwirrt, da sie fortgesetzt dasselbe zu hören bekam. Die studierende Jugend, die ohnehin schon im Prinzipe dem negativen Kritiker nachläuft, wollte schliesslich eine verdächtige Sache auch nicht weiter auf dem Schilde tragen; unter dem überwältigenden Eindrucke der Fama gingen allmählich auch viele slavische politische Zeitschriften auf die von den Deutschen inspirierten Ideen ein, und so rückte auch das ominöse Jahr 1886 heran, in welchem schliesslich die Universitätsprofessoren Masaryk und Gebauer die KH auch böhmischerseits als Fälschungen erklärten.

Wir müssen daher dieses lärmende Schlussauftreten unter den obwaltenden Prämissen heute vielleicht doch etwas milder, als bisher, beurteilen, namentlich wenn wir jetzt die gut maskierten Fallgruben näher kennen, in welche die beiden Professoren dabei stürzten, denn es ist wohl anzunehmen, dass alle die „Erklärungen" der Beiden wirkungslos verpufft wären, wenn sie nicht einen derart aufgewühlten Boden hiefür vorgefunden hätten; ja, wahrscheinlich wäre die Inspiration für eine solche desparate Unternehmung ansonst überhaupt ausgeblieben.[5])

Die KH ist ein glänzendes, echtes Zeugnis für die Beurteilung des altböhmischen Schrifttums. Als verdächtig, gefälscht oder unterschoben wurde sie tatsächlich nur deshalb angesehen, weil man sich eine so hohe und imponierende kulturliterarische Vergangenheit der Böhmen vorerst nicht vorstellen konnte. Gleichzeitig tauchten gewichtige, begründete Gegenzweifel in der Tatsache auf, dass es um die Zeit der Auffindung der KH, also gerade zu der Zeit des höchsten Verfalles der böhmischen Sprache, weder einen hervorragenden Dichter und noch weniger einen gründlichen Kenner der altböhmischen Sprache gab. Das Resultat von allem war daher die allgemeine Ratlosigkeit, daher die Wage der Meinungen stets im labilen Gleichgewichte blieb.

Sollte aber heute noch jemand übrig bleiben, der trotzdem seine Zweifel und Bedenken nicht völlig verwinden kann, so ist dies für

[5]) Wenn jener unerhörte Betrug an der ganzen grossen Oeffentlichkeit i. J. 1857 etwa mitbestimmend war für die Justifizierung der KH i. J. 1886, so weiss Prof. Masaryk, der als Führer jener Exekution nun die geklärte Wahrheit durch ein glückliches Lebensschicksal noch selbst erfährt, was jeder wissenschaftlich Ehrliche zu tun hat, wenn er durch falsche Prämissen selbst gröblich irregeführt wurde.

die grosse Sache bedeutungslos, denn jeder Wahrheit hängt stets eine Spur von Skepsis an. Die KH ist jedoch über allen Zweifel echt und möge sich die böhmische Nation dieses reinen Sieges der objektiven Wissenschaft fortan ungestört erfreuen.

Um aber nun Jenen, die in den HS-Streit doch noch nicht genügend eingeweiht sind, einen allgemeinen Einblick in die Einwendungen und Widerlegungen der beiden Kampfparteien zu geben, werden nachstehend noch die wichtigsten Streitpunkte kurz hervorgehoben:

a) die früheren Schicksale sowie die lokalen und persönlichen Umstände der Auffindung der KH sind sowohl gerichtlich als auch durch das Zusammentreffen von solchen Umständen, die kein Menschengeist zu lenken oder zu bestimmen vermag, zeitlich und biographisch einwandfrei aufgeklärt;

b) ist die HS in paläographischer Hinsicht stets und überall als alt und als etwa dem Ende des XIII. oder dem XIV. Jahrhunderte angehörend erkannt worden. Zu diesem Urteile gelangten nicht nur alle seriösen heimischen Paläographen und Mikrochemiker (Vrátko 1861 und Bělohoubek 1886), sondern die gleichen Zeugnisse brachte auch Dr. Pič im Jahre 1911 mit, der von den heute bekanntesten Paläographen des Auslandes hierüber das Urteil einholte. Es waren dies: Moritz Prou, Emil Chatelain, Elie Berger, Couderc in Paris und Dr. Hektor Verga sowie Achille Ratti in Mailand. Alle diese sagen, dass die KH den genannten Jahrhunderten angehört; einer hievon gibt zu, dass sie möglicherweise auch dem Beginne des XV. Jahrhundertes angehören könnte, was nur darlegt, wie vorsichtig gewissenhafte Leute derlei Urteile fällen, weil es eben keine verlässlichen Merkmale für eine engere Zeitbestimmung gibt. Stammt aber die *Schrift* aus dieser Zeit, so kann logischerweise der *Text* nicht dem XIX. Jahrhunderte entstammen, denn das eine schliesst das andere aus;

c) dass aber die Dichtungen selbst als solche alt sind, dies geht auch daraus hervor, dass eben das Gedicht „Jelen" schon in einer weit älteren HS vorhanden war, als es die KH ist, und diese Quelle ist altersecht;

d) war sowohl die Schrift wie das Aussehen der KH auch schon zur Zeit der Auffindung sehr alt. Mit ihr zugleich wurden überdies, gleichfalls tiefverstaubt, zwei andere HS-Fragmente gefunden, die als altersecht überhaupt niemals angezweifelt wurden. Hanka gab auch selbst zu, einzelne verblasste Stellen nachgebessert zu haben, die

sich auch noch heute gut abheben. Nebstbei war es gerade zur Zeit der Auffindung am leichtesten zu erkennen, ob die KH frisch geschrieben oder aber alt sei; gerade damals soll aber dieses niemandem aufgefallen sein?!

e) Die philologischen Einwendungen Professor Gebauers wurden, wie bereits angeführt, schon so überzeugend als durchwegs falsch nachgewiesen, dass die Gegner den philologischen Standpunkt bei der Bekämpfung der Echtheit längst aufgeben mussten. Dass jedoch Gebauers grammatische Belege je ernst genommen werden konnten, wird nur bei dem Bewusstsein verständlich, weil diese Einwendungen niemand gründlich überprüfte, daher nahezu die ganze wissenschaftliche Welt dabei nur einem blinden Autoritätswahne zum Opfer fiel. Gebauer beging nämlich in seinem pathologischen Hasse gegen die KH derart unerklärliche Fehler, dass es heute schwer fällt zu sagen, ob dieselben der Leidenschaft, der Oberflächlichkeit oder der Gedächtnisschwäche zuzuschreiben seien. So erklärte er z. B. den Begriff „leťal" im Psalter von Wittenberg, welche HS Gebauer selbst dem XIV. Jahrhunderte zuschreibt, als *richtig*, in der KH hingegen als *im selben Jahrhunderte unmöglich*. Wer aber solche Kontradiktionen in einem Atem schreibt, ist eben selbst unsicher, denn bewusst äussert niemand solche krasse Widersprüche oder widerruft später den einen oder den anderen. Gebauers Einwendungen waren daher schon deshalb vom ersten Tage an *verdächtig*; nach näherer Überprüfung erwiesen sie sich jedoch geradezu als *falsch* oder *als für Unwissende berechnet*.

Ein zweites Beispiel: Gebauer behauptete, der Begriff „panstvo" (Herrschaft) in der allgemeinen Bedeutung „páni" (Herren) sei im Altböhmischen nicht erwiesen. Professor Seykora fand in den untersuchten 600 böhmischen Literaturdenkmälern vom XIII.—XIX. Jahrhunderte an **200** gegenteilige Beweise. — Ein weiteres Beispiel: Gebauer behauptete, die Akkusativformen „hada" und „tura" seien ein Beweis für die Fälschung, denn die synchronistische Form könne nur „had" und „tur" sein. Diese Behauptung ist völlig unverständlich, denn solche Akkusative kommen bei den gleichen wie verwandten Begriffen in älteren wie jüngeren HS *hundertemal* vor, wovon sich jeder sehr bald überzeugen kann, sofern er sich in der altböhmischen Literatur nur ein wenig umsieht usw. usw.;

f) die vielfachen Behauptungen, der moderne Fälscher habe zahlreiche Textstellen anderen alten HS wörtlich entnommen, daher die Dichtungen eine Art Centonen seien, d. h. aus einem schon vorhandenen Texte wurden zusammenhanglos Verse genommen und zu

einem Gedichte anderen Inhaltes mechanisch zusammengesetzt, haben sich als eine vorsätzliche Irreführung herausgestellt, die wohl nur den Zweck hatte das Vertrauen zur KH weiter zu lockern. In dieser Einwendung steckt aber schon organisch die Widerlegung, denn wie kommt denn die HS zu Tausenden grammatischer Fehler, wenn der Text ohnehin altersechten Schriften entnommen war?!

Es sei aber hier an einem Beispiele gezeigt, wie unehrlich die Gegner auch dabei vorgingen. Da wurden zerstreute Textstellen mitunter so zusammengebracht, dass es den Anschein hatte, als wären sie im Originale zusammenhängend. So wurden z. B. im „Kampfspiel" der KH die Verse 74, 124 und 61 (in dieser Reihenfolge) aneinandergekoppelt, und dann hingewiesen (siehe „Athenäum", 1886, S. 271), dass die „Chronik von Stillfrid" auch die gleichlautende Stelle habe, daher der Fälscher letztere benützt haben müsse usw., wobei die Gegner wohl voraussetzten, dass sich weiter niemand finden werde, der die „Festlegungen" so vieler Universitätsprofessoren anzuzweifeln oder gar nachzuprüfen wagen würde.

Dass hier sonach bewusste Irreführungen, planmässige Schwindeleien und wohlberechnete Verleumdungen vorliegen, wurde schon in der Darlegung der Machinationen Gebauers, Feifaliks und Zeidlers für jedermann überzeugend nachgewiesen. Über die weiteren geheimen Motive, weshalb man so viel Anstrengungen machte, um die KH als Falsum zu stigmatisieren, und wieso es überhaupt möglich war, je Leute für diese literarische Totengräberarbeit schliesslich sogar im böhmischen Volke zu finden, darüber herrscht heute auch kein undurchdringliches Geheimnis mehr, doch wird darüber gleichfalls erst deutlicher gesprochen werden, bis alle die Hauptakteure der stille Rasen decken wird, sofern sie es nicht für richtiger finden, noch bei Lebzeiten eine Generalbeichte abzulegen.

Damit daher ja niemand weiter im Zweifel bleibe, wie es mit der reinen Wahrheit um die KH stehe, sei hier das Schlussurteil noch kurz und rücksichtslos zusammengefasst: *die KH selbst ist echt, also keine Fälschung; falsch und gefälscht waren lediglich die Beweise für die Verdächtigung derselben als Fälschung.* —

Hiemit erscheint ein nahezu hundertjähriger, in der Völkergeschichte einzig dastehender Streitfall für alle jene beendet, *denen die Wahrheit über alles geht.* Alles weitere ist nun Sache der böhmischen Nation, d. h. die Frage, ob sie noch genug mutige und patriotische Männer besitzt, welche imstande sind eine schon tiefgehende wissenschaftliche Kor-

ruption endlich zu entwurzeln, sowie den durch unlautere Vorspiegelungen dem böhmischen Volke zugefügten Makel, als hätten sich die Böhmen im Wege der Fälschungen je eine alte Literatur beschaffen wollen, bald gründlich und schonungslos zu löschen.

Es sei zum Schlusse in stiller Resignation über das Geschehene und nicht mehr voll Gutzumachende das angeführt, was der Verfasser selbst der deutschen Ausgabe der KH (Kremsier, 1912) voranstellte:

„Es gab seinerzeit in Prag eine wissenschaftliche Koterie, die sich im Wegfegen altslavischer Kulturdokumente geradezu überbot und sie alle dem Schlummer ewiger Vergessenheit überantwortet wissen wollte. Die böse Absicht ist ihr aber nur zum Teile gelungen. Sie hat es erreicht, dass nahezu vergessen ist jene schöne Zeit, als der Bildhauer kraftstrotzende Záboj-Statuen meisselte; nur mehr mit Misstrauen werden seither die farbenprächtigen Gemälde betrachtet, welche traute Szenen aus jenem poetischen Blütenkranze darstellen; längst verstummt sind jene klangvollen Melodien, die der Meister der Töne einem solchen taufrischen Volksliede unterlegte; nicht mehr wagt es der Professor laut jener heimischen Heroenzeit zu gedenken, indes die fernen Heldensagen der Griechen, Römer und Germanen zum obligaten Schulthema geworden sind; die Führer des Volkes, sie haben die Verbindung mit jener Volksseele verworfen, in welcher noch das organische Gefühl einstiger Grösse heimlich weiterpulsiert; die ergrauten Erben der heimischen Geschichte, welche die Achtung der uralten Väterzeit pflegen und verteidigen sollen, sie rühren sich nicht mehr, weil man sie verlacht, verfolgt, vernichtet!

Doch jener heuchlerisch verdächtigte und zynisch bespöttelte poetische Hausschatz ist heute wieder ehrlich gemacht und dem böhmischen Volke hoffentlich für alle Zeiten unbestritten wiedergegeben.

Kehret daher nun wieder zurück ihr Künstler mit dem Meissel, der Palette und der Fiedel und setzet begeistert eure irrtümlich unterbrochene Arbeit fort; zeiget wieder ihr Lehrer des Volkes vor aller Welt in Wort und Schrift, dass der Dichtkunst Zauberwalten unserer Ahnen jenen klassischen Zeugen in keiner Weise an Geist und Kraft nachsteht; kehret wieder ihr seligen Führer des Volkes, die ihr so richtig wusstet und fühltet, dass der wunderbarste Talisman dauernder Volksgunst nur die Hochachtung der Traditionen sein kann; klärt ihr patriotischen Männer mutig weiter unsere grosse Vergangenheit auf; streuet neuen Samen der Vaterlandsliebe, der Wertschätzung der hei-

matlichen Scholle und der edlen Begeisterung für alles angestammte Hohe und Schöne; der Märtyrertod für die Wahrheit ist — Leben!" —[6])

*

Schlussbemerkung. — Die Tafel III zeigt die dem XII.—XIII. Jahrhunderte angehörende HS, welche das sogenannte »Minnelied« (»Milostná píseň«) enthält; die Tafel IV zeigt das auf der zweiten Blattseite enthaltene, als »Hirsch« (»Jelen«) bekannte Gedicht. Auf beiden Tafeln ist links der heute sichtbare Text wiedergegeben; auf der rechten Seite ist derselbe Text unter der Annahme, dass sich unterhalb ein Palimpsest befindet, dargestellt, was jedoch hier nicht zutrifft.

Damit aber der diesbezüglich nicht informierte Leser einen Einblick gewinne, in welcher Weise die Photochemie ein Palimpsest zur Darstellung bringt, wurde auf der Tafel V das Palimpsest der 4. Seite der Grünberger HS behufs Entgegenhaltung beigegeben. Die hier schwarz hervortretenden Stellen gehören einer älteren, nicht genügend radierten Schrift an, die jedoch auf den Tafeln III und IV vollkommen fehlen, aber unbedingt hätten auftreten müssen, wenn sie je da gewesen wären, umsomehr als man ja die gelöschte Schrift bis zu einer gewissen Grenze schon meist mit unbewaffnetem Auge feststellen kann.

Als Kuriosität sei schon hier erwähnt, dass auf der Tafel V (am Schlusse der 3. Zeile von unten) nun auch jene Stelle deutlich sichtbar ist, die man als das Kryptogramm Hankas »V. Hanka fecit« gelesen haben wollte. Die Palimpsestphotographie hat jedoch diesen »sensationellsten« Beweis für die Fälschung der Grünberger HS nun optisch, technisch wie paläographisch als einen äusserst plumpen und unvorsichtig konzipierten Humbug der »realistischen« Wissenschaft aufgedeckt.[7])

Dr. J. Velić:

Die diplomatische Sprache Alt-Albaniens.

Albanien bildete in der historischen Zeit stets eine Art Zusammenstosspunkt verschiedener Völker und Religionsbekenntnisse. Die ältesten bekannten Bewohner waren wohl die Illyrer, die zweifellos

[6]) Der Schlußsatz gilt namentlich dem Andenken des Prof. Dr. Píč, dessen wissenschaftlich so erfolgreiches Leben hauptsächlich infolge einer besonders verletzenden Kritik seitens eines Prager Universitätsprofessors so tragisch endete.

[7]) Wegen Raummangel kann gegen die gleichzeitige Verdächtigung der Grünberger HS durch Prof. Friedrich erst im 3. Hefte in analoger Weise vorgegangen werden.

zu den Slaven einzureihen sind, nachdem von ihnen wohl auch die topischen Namen in Albanien, die fast ausschliesslich slavisches Gepräge tragen, herzurühren scheinen. Doch alle Umwohner und Handelsinteressenten, mögen diese nun Römer, Griechen, Serben, Bulgaren, Osmanen, Italiener, Venetianer u. dgl. geheissen haben, schufen hier, wo die Nachbarsprachen von allen Seiten zu einem verworrenen Idiom zusammenflossen, und wo der sprachliche Einfluss immer zugleich durch die politischen Fluktuationen beeinflusst war, eine Art neutrales, oder besser gesagt sprachlich vogelfreies Gebiet. Diese Einflüsse zeitigten daher eine äusserst labile Sprache, die sich aus slavischen, griechischen und romanischen Sprachsplittern zu einem bunten Mosaikbilde zusammensetzte, und wobei jene Farbe vorherrschte, welche Sprache fallweise politisch oben stand.

Da aber die sprachliche Interessensphäre fortgesetzt wechselte, konnte sich hiebei weder dieser noch jener Dialekt zu einer prävalierenden Verkehrssprache herauskristallisieren, was das Schlussresultat zeitigte, dass sich schon die Bevölkerung zweier mässig entfernter Gebiete bereits schwer verstand, sich daher auch nicht als zusammengehörig fühlte. Es ist auch bekannt, dass sich im Jahre 1913 auf dem Albanesenkongresse diese minimale Volksgruppe untereinander gar nicht oder nur schwer verständigen konnte, weil die lokalen Dialekte zu stark variieren. — Etwas Ähnliches besitzen wir in der friaulischen Sprache, wo sich die slovenische und italienische Sprache gegeneinander aufbäumen, und wo es schliesslich, da keine Sprache Konzessionen machen wollte, zu einem inferioren Idiom kam, das über die lokalen Verhältnisse hinaus auch für niemanden ein tieferes Interesse hat. —

So kam es, dass die Urkunden — oder die diplomatische Sprache im alten Albanien, namentlich im Mittelalter, als es ja eine albanesische Sprache *de jure* gar nicht gab, ständig zwischen lateinisch, slavisch und griechisch wechselte. Dass die slavische Sprache dabei eine relative Majorität aufweist, erklärt sich daraus, dass namentlich der Einfluss der Serben auf Albanien stets am intensivsten war, wobei auch das Religionsband fördernd wirkte.

In dieser Hinsicht ist besonders die Zeit der in Albanien angesehenen und führenden Familie der Kastriota erwähnenswert, deren Macht sich aus kleinen Anfängen zu einer grossen Bedeutung herausbildete.

Der erste bekannte „Kastriot“ (etymologisch Verteidiger einer Burg, also: Bürger) war der Serbe Paul, der im Jahre 1368 als Kastellan der Burg Kanina (nächst Valona) fungierte. Sein Sohn

Ivan (1407—1437) verfügte bereits über 2000 Reiter, von dem eine Relation sagt, dass er „ein genug mächtiger Herr auf albanesischem Gebiete“ war *(dominus satis potens in partibus Albanie“).* Diese albanischen Dynasten waren überdies durch Heiraten mehrfach verwandt mit den letzten serbischen Fürsten der Nemanja und Branković. — Ivan hatte vier Söhne, von denen Georg, bekannt als „Skander beg“ (d. i. „Beg Alexander“) die bedeutendste Rolle spielte. Seine Mutter hiess Vojsava.

Es ist bekannt, dass die Kanzler aller albanischen Fürsten nur serbisch schrieben. Wie rein slavisch diese Kanzleien waren, ersieht man aus einer Meldung der Ragusaner im Jahre 1434 an den Kaiser Sigismund, dass Andreas Topia, ein anderer albanesischer Fürst, nur *„sclavonos cancellarios et scientes sclavicam linguam et litteram“* besitze, sich daher bei Empfang lateinischer Briefe erst an eine „lateinische Kanzlei“ an der Küste wenden müsse, wodurch jedoch die Geheimnisse nicht gewahrt werden können; deshalb solle ihm der Kaiser künftig ausschliesslich slavisch schreiben.

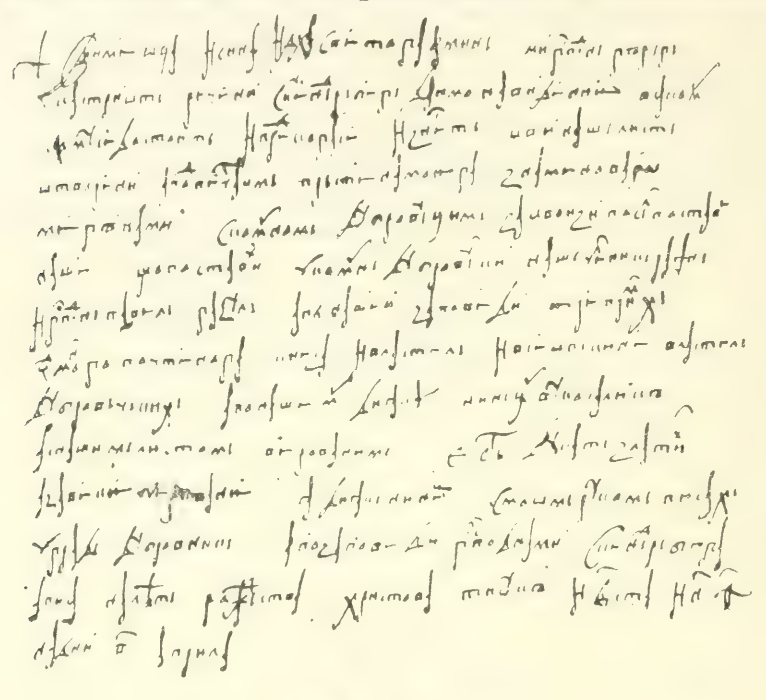
Als Beispiel, wie eine Urkunde aus jener Zeit aussah, wird nachstehend eine solche des „Skander beg“ aus dem Jahre 1459 ersichtlich gemacht. Das Haus-, Hof- und Staatsarchiv (Wien) besitzt mehrere vom genannten Albanerfürsten herrührende Urkunden, die alle in serbischer Sprache verfasst eind; ob und wo sich eventuell noch weitere befinden, ist dermalen nicht verlässlich bekannt.

Wortlaut jener Urkunde, worin Skander beg den Ragusanern den Empfang von 500 Dukaten bestätigt, in lateinischer Transkription:

„+ *V ime oca i sina i ducha svetoga amin. Mi gospodin Gjurg Kastriot. rečeni Skender beg, dajemo na videnije vsakomu, komu se dostoit i pred koga se izneset ovi naš list otvoreni a pod pečatim prstena mojega znamenova(na)go megju nami s komunom dubrovčcim za ovoizi posl postave naše, što postavich u komun dubrovčki naš čelnik Rajan i gospodin Paval Gazul a po našei zapovedi, jere primich od mnoho počtenoga kneza i vlastel i vse opkine vlastel dubrovičkich a po našem dijaku Nincu Vukasolikju a s našim listom verovanim . $\overline{e}$. st. dukat zlatich. a za vekje verovanje ja dijak Ninc s moom rukom pisach u grad Dubrovnik a po zapovedi gospodina mi Skender bega. a pisa na ljet roždestva christova tisukju i. d. sta i . $\overline{nth}$. , na dni . $\overline{v}$. aprila.“*

Verdeutschung. „+ Im Namen des Vaters und des Sohnes und des hl. Geistes Amen. Wir, Herr Georg Kastriot, genannt Skander beg, geben jedermann, den es angeht und vor den dieses unsere offene, mit meinem eigenen Siegelringe beglaubigte Schreiben gelangt, zu

wissen, dass zwischen uns und der Gemeinde Dubrovnik für jenen Dienst unserer Person, den unser Vorsteher Rajan und Herr Paul Gazul nach unserem Befehle mit der Gemeinde Dubrovnik vereinbarten, dass ich vom vielehrenwerten Bürgermeister und Edlen, sowie von den Dubrovniker Edlen der ganzen Gemeinde und durch unseren





Faksimile einer Urkunde »Skander begs« aus dem Jahre 1459.

Sekretär Ninc Vukasulić mit unserem beglaubigten Schreiben 500 Golddukaten erhielt. Behufs nachdrücklicherer Bestätigung habe ich, Sekretär Ninc, mit meiner Hand an die Stadt Dubrovnik geschrieben und nach dem Befehle meines Herrn Skander beg. Ich habe dies geschrieben im Jahre 1459 n. Chr. G. am 2. April.*)



Das Siegel Skander begs bildet ein Gemmenring, auf dem eine Vila (Nymphe), als Beschützerin südslavischer Helden, dargestellt ist.

*) Die früher allgemein übliche Bewertung der Buchstaben für Zahlen ist in slavischer Hinsicht namentlich in Prof. Dr. W. Vondráks »Altkirchenslavische

Altslavische Schriftproben.

VI. Der Krönungsbeutel des Königs Stephan I.

Das Kapuzinerkloster in Wien besitzt ein gesticktes Täschchen (Bursa), das einen Bestandteil der Krönungsinsignien des Königs Stephan I. von Ungarn (997—1088) gebildet haben soll, was auch richtig sein dürfte, denn in der Bulle des Papstes Urban VII. (1378—1389) ist zu lesen, dass Kaiser Mathias und Kaiserin Anna schon während ihrer Lebenszeit unter anderen auch diese Reliquie dem genannten Kloster zur Aufbewahrung übergeben haben.

Diesen goldgestickten Beutel soll der hl. Stephan, stets mit Silber münzen vollgefüllt, bei sich getragen haben, um den Armen, wo immer er sie fand, ein Almosen reichen zu können.

In kulturgeschichtlicher Hinsicht ist diese Reliquie namentlich deshalb von hohem Interesse, weil sie altslovenische Schriftstickereien in cyrillischer Schrift trägt, und damit beweist, dass die alten Schriftsteller, welche, wie z. B. Gebhardi »Geschichte aller Wendisch-Slavischen Staaten« (Halle, 1790) erzählen, dass der erste ungarische Monarch seinen neuen Staat nach slavischen Mustern geformt hatte, hiezu volle Berechtigung haben.

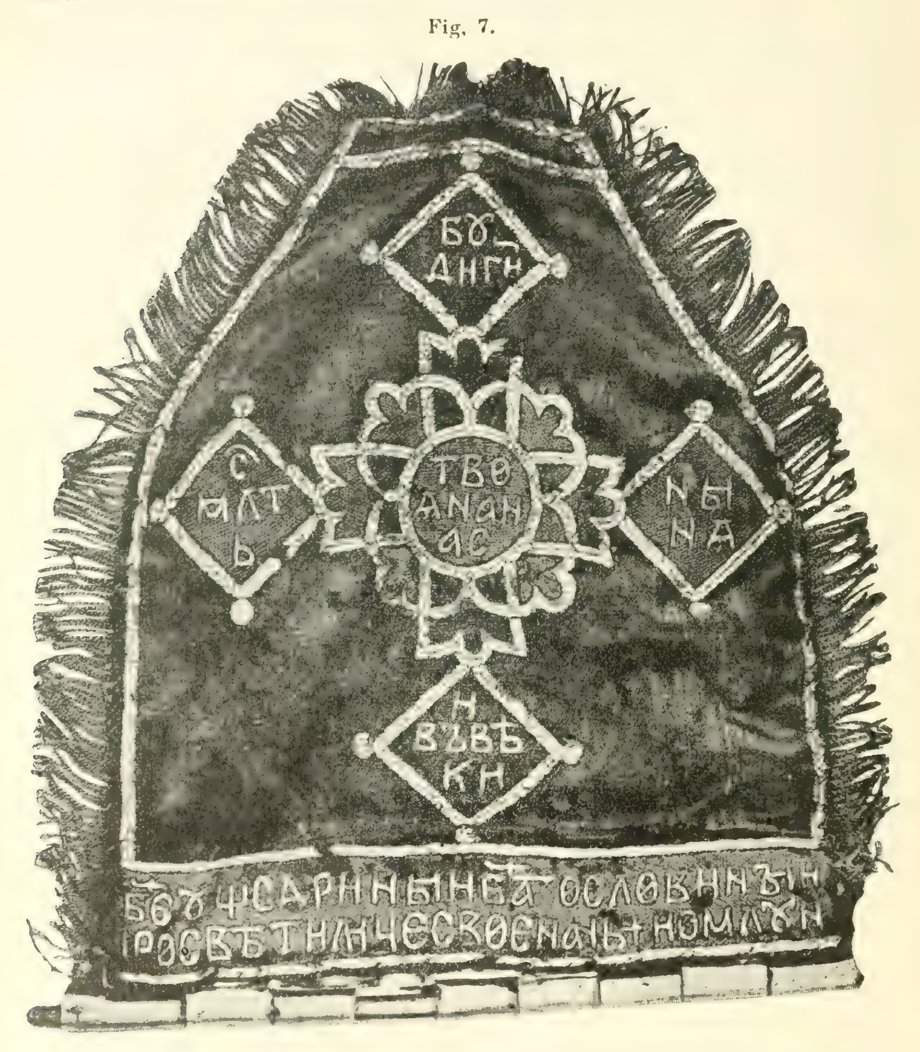
Die eine Seite des Beutels enthält die Figur des Heilandes, dann etliche Heilige und Engel mit einigen, schon schlecht leserlichen Buchstaben oder abgekürzten Inschriften. Wichtiger ist jedoch die zweite Seite, weil deren Schrift hier nicht nur deutlicher ist, sondern auch den Hauptteil der Stickerei ausmacht. Wie die beigegebene Fig. 7 zeigt, befindet sich in den 5 kreuzförmig angebrachten Medaillons die Schrift: »budi gn (gospodin) milost(i) tvoje na nas ninje i v vjeki«, d. i. »walte, o Herr, deine Gnade über uns jetzt und in Ewigkeit«. Die zweizeilige Inschrift am unteren Rande sagt: »Be (Be = Bože) uščedri ny i blagoslovi ni i / prosvjeti lice svoje na ni i omiluj(ni)«, d. h. »Gott beschütze uns und segne uns und lasse dein Angesicht leuchten auf uns und erbarme dich (unser)«. — Das letzte Wort ist der Naht wegen nicht mehr voll leserlich.

Ist nun dieser Beutel für den hl. Stephan selbst erzeugt worden, so stammt demnach auch die Schrift aus dem X. Jahrhunderte; ist er älter, so ist auch die Schrift älter, da paläographisch gegen diese Annahme auch nichts einzuwenden ist. — Für jeden Fall sehen wir aber daraus, dass die Magyaren für die slavische Sprache einst eine

Grammatik« (Berlin, 1900) übersichtlich dargestellt. — Schriftliche Abmachungen pflegte man früher nicht durch die Unterschrift sondern durch das Siegel zu bekräftigen.

weit höhere Achtung hatten, wie heute, sowie dass die nationale Färbung ihrer ältesten Geschichte keiner seriösen Nachprüfung standhält.

Fig. 7.



Uebrigens wissen wir, wie es mit den ältesten Belegen und Denkmälern der magyarischen Sprache bestellt ist. M. v. Czerlien schreibt diesbezüglich (»Auf slavischen Spuren«, Zagreb, 1914, S. 121):

»Als ältestes Denkmal der magyarischen Sprache gilt ein Fragment einer ungarischen Bibel aus dem XIV. Jahrhunderte mit vielen slavischen, lateinischen, deutschen Worten gemengt, soweit es sich um moralische, wissenschaftliche und metaphy-

sische Ideen handelt, für welche die magyarische Sprache keine Ausdrücke hatte; dieses Fragment befindet sich in der Wiener Hofbibliothek. Nach Silvestre soll im Pester National-Museum noch eine ungar. Schrift aus dem XII. Jahrhunderte aufbewahrt sein, das sog. »Sermo super Sepulchrum«, welches unter anderem auch folgende Ausdrücke aufweist: »milostben, ise mucut, aclamat, vola, neke, meret, holz, isten, urdung, intervinec, uola, vola, ember, uromc, archanyel, ovdoma, El zoboducha«. Silvestre sagt weiter: Eine magyarische Literatur datiert seit Franz I. (1745—1765), der erst die Anwendung des Magyarischen in der Verwaltung und in der Schule — ausgenommen Theologie und Medizin — gestattete.«

Ueberdies ist es höchst unglaubwürdig, dass diese Kroninsignie je als Geldbeutel diente, denn die Dimensionen — 50 cm breit und 52 cm tief — schliessen es nahezu aus, dass jemand einen solchen, noch dazu mit Münzen vollgefüllt, getragen haben konnte. — Weit eher war dies — nebst der Metallkrone — eine zweite Paradekopfbedeckung, denn der Umfang, welcher noch durch eine spätere Naht sichtlich verringert wurde, entspricht viel eher einer Kopfweite; ausserdem ist die Schrift der angebrachten Segenssprüche so gestellt, dass man sie nur bei aufgesetzter Mütze lesen kann; beim Beutel erscheint sie aber verkehrt. Desgleichen wird einen Beutel kaum jemand auf der Leibseite mit Heiligenbildern und Widmungsschriften besticken, da sie nicht nur niemand sieht, sondern sie gehen durch das Wetzen selbst sehr bald zugrunde. **M. Žunkovič.**

VII. Das altslavische Muttergottesbild in Donauwörth.

In der »Geschichte des Klosters zum Hl. Kreuz in Donauwörth« (Bayern), verfasst von Cölestin Königsdorfer, dem letzten Klosterabte (1829), findet sich die Beschreibung eines Muttergottesbildes, welches nicht nur auf die hohe Stufe altslavischer Kunst und Schriftkunde ein helles Licht wirft, sondern auch zeigt, wie weit zerstreut Zeugnisse dieser Art zu finden sind, sowie dass wir die Kenntnis von solchen überhaupt nur in den seltensten Fällen und lediglich dann erhalten, wenn der Zufall eine günstige Konjunktur herbeiführt.

Die Geschicke dieses Bildes (siehe Fig. 8) sind ganz eigenartig. — In den Turm der Klosterkirche schlug der Blitz ungewöhnlich oft ein. Man schrieb die Schuld der besonderen Höhe des Turmes zu, welche die Elektrizität der Gewitterwolken allein auf sich ziehe, und das Mittel, die zerstörende Wirkung des Blitzschlages durch eine Blitzableitung zu paralisieren, war damals noch nicht bekannt, obschon die Israeliten wie Aegypter bereits Blitzschutzanlagen kann-

ten. Im Jahre 1730 wurde daher beschlossen, die Turmmauern etwas abzutragen. Bei dieser Arbeit kamen die Maurer auf einen hohl tönenden Raum und riefen in der Ungewissheit, ob sie da die Demolierung noch fortsetzen sollen, den Pfarrer herbei. In dessen Anwesenheit wurde nun die Mauer behutsam weiter abgetragen, wobei man zuerst auf eine Steinplatte stiess. Als auch letztere vorsichtig entfernt wurde, fand man hinter dieser ein herrliches Muttergottesbild auf rotem Sammte, dessen Konturen und Randschrift mit Seide ausgenäht waren. Obschon nun das Bild gewiss durch lange Zeit



Fig. 8.



(190—200 Jahre) hier versteckt war, war dasselbe doch noch nicht zu sehr zerfallen, so dass es wieder dem Originale gleich restauriert werden konnte, und befindet es sich seither wieder im Hauptaltare.

Im Volksglauben bildete sich posthum die Ansicht, der Blitz habe deshalb so oft eingeschlagen, weil das wunderbare Bild nicht auf dem würdigen Platze untergebracht war, denn seither soll der Blitz in den Turm nicht mehr eingeschlagen haben.

Der wissenschaftlich wertvollste Teil des Bildes ruht aber in der schön ausgenähten, nach Arabeskenart arrangierten Umschrift, die lange als unleserlich angesehen wurde; erst i. J. 1825 wurde sie durch den Slovenen Barth. Kopitar entziffert. Der in cyrillischer Schrift dargestellte Text, der von oben zum rechten Rande läuft,

dann auf die linke Seite überspringt und am unteren Rande endet, ist altslavisch und lautet: »O tebje radujetsja obradovannaja vsjakaja tvar angelski sobor i člve / čski rod osvjaštennaja cerkv raju slovesni i djevstvennaja pochvalo iz nejaže bogvo / plotisja i mladenec bist preže vě(k) si(n) Bog na(š) ložesna bo tvoja prestol sotvori tvoježe črevo prostrannjeje / nebes sodjelavše o tebje radujetsja obradovannaja vsjakaja tvar slava tebje«. — Uebersetzung: »Ueber dich freut sich getröstet jegliches Wesen, der Engelchor, wie das Menschengeschlecht, die geheiligte Kirche, angesehen wie das Paradies, und das verwirklichte Wort, aus dem sich Gott verkörperte und zum Jüngling geworden ist; denn vor Zeiten hat sich der Sohn in deinem Schosse den Thron errichtet. Deine Empfängnis hat das Leben schöner als den Himmel gemacht. Ueber dich freut sich getröstet ein jegliches Wesen. Ehre dir!« —

Das Alter dieses Bildes ist schwer zu begrenzen, denn es kann schon die Kopie einer älteren Vorlage sein. Da aber die Schrift jener ähnlich ist, wie sie auf den ungarischen Kroninsignien des hl. Stephan vorkommt, die aus dem X. Jahrhunderte stammt, ist es nahezu sicher, dass wenigstens die Vorlage noch als weit älter anzusehen ist. — Dass das Bild in Donauwörth verehrt wurde, ist nichts Verwunderliches, nachdem Bayern doch noch zu Beginn des Mittelalters von Slaven bewohnt war, was ja noch die Raffelstettner Zollordnung (903—906) untrüglich bestätigt. —

Weshalb das Bild im Turme so vorsichtig vermauert wurde, darüber haben wir wohl keine Belege, aber die Annahme Königsdorfers, dass es vom letzten katholischen Pfarrer, P. S. Mauser, auf diese Art erhalten wurde, als derselbe i. J. 1543 die Kirche dem protestantischen Prediger übergeben musste, klingt sehr glaubwürdig. Weshalb er es beim Abgehen nicht selbst mitnahm, dürfte seine besondern Gründe gehabt haben, denn entweder wollte er das Gnadenbild durch die Verwahrung in der eigenen Wohnung nicht profanieren, oder er fürchtete, dass ihm das Bild abgenommen und verunehrt werden könnte. Möglicherweise hoffte er auch, dass der Ansturm des Protestantismus bald vorübergehen und er selbst wieder auf seinen alten Posten rückkehren werde. — **J. Slovák.**

(Fortsetzung folgt.)

Sammelstelle für altslavisches Sprachgut.

»**Babylon**«. In Lappland befinden sich zahlreiche, künstlich aufgetürmte Steinlager, deren Ursprung und Bedeutung niemand kennt. Der Akademiker v. Bär hielt sie für eine Art von Labyrinthen. Ihr Alter ist sehr hoch, da sie schon mit langsam wachsenden Flechten

völlig überzogen sind. Die Lappländer haben eine besondere Ehrfurcht vor diesen und nennen sie allgemein »Babylom, Babylon«. —

Alle diese Zweifel und Rätsel behebt aber der Name selbst, denn »Babylon«, richtig »Babylom« besagt im Slavischen etwa Grenze, Grenzpunkt, Grenzzeichen. Die »Baba«-Steine sind in Süd-Russland sehr häufig als Grenzsteine zu finden; ansonsten heissen solche auch: »bavun, vabja, babjak«. — »Lom« ist das slavische Wurzelwort für: Trennung, Grenze, Kampfplatz. »Babylon« bedeutet daher ungefähr: Schutzpunkt, Wachpunkt an der Grenze, und kommt auch in ausgesprochen slavischen Ländern nicht unhäufig, aber immer an Grenzzonen vor. —

Č.

»Glagol«. — Bedeutete ursprünglich: Laut, Stimme, aber schon in der Handschrift des hl. Hieronymus (»Glagolita Clozianus«) hat es die progressive Bedeutung: reden, sprechen, d. h. Laut an Laut fügen. »Glagolica« ist demnach gleichbedeutend mit: Lautschrift, welcher Begriff sich vielleicht im Gegensatze zur Bilderschrift bildete. Der sprachlich richtigste Ausdruck für das »buchstabieren« ist daher im Slavischen »glagoliti«, umsomehr als die slavische Buchstabenfolge nicht mit dem »Alphabete« oder dem »ABC« übereinfällt. — Böhm. »hlahol« = Schall, Ton.

Ž.

(Fortsetzung folgt.)

Wissenschaftliches Allerlei.

Welche Begriffe gehören in ein Wörterbuch?

Ganz sine ira et studio mögen hier einige Bemerkungen über die Grenzen der Wortwahl bei Anlage eines grösseren Wörterbuches folgen, wobei im besonderen das slovenisch-deutsche Wörterbuch von Pleteršnik näher betrachtet werden soll.

Das genannte Werk erschien i. J. 1895, nachdem viele Jahrzehnte zuvor hiezu das Material fleissig gesammelt wurde. Wie nun dieser Wortschatz zu verwerten sei, gab der bedeutendste Sammler O. Caf († 1873) sehr richtig an, indem er schrieb: der Zweck dieses Wörterbuches, das vor allem für die Slovenen geschrieben wird, ist, alle slovenischen Wortschätze aus den Büchern von der ältesten bis zur neuesten Zeit und aus allen slovenischen Ecken und Enden zusammenzutragen, damit dieses Wörterbuch zu einem Depot für den gesamten slovenischen Sprachschatz werde; der einzelne Schriftsteller wird dann zu entscheiden haben,

w a s e r h i e v o n f ü r s e i n F a c h w ä h l e n u n d v e r w e r t e n k a n n«. —

Diese einzig vor Abwegen schützende Richtschnur wurde jedoch später nicht eingehalten, was sich bereits zu rächen beginnt, denn der Lexikograph kann nicht so universell sein, um in jedem Falle zu bestimmen, ob dieser oder jener Begriff ein echtes Volksgut ist oder nicht, denn die Volkssprache ist die massgebende für den Sprachforscher und Lexikographen, nicht aber die sprachliche Schulkünstelei.

Im Vorworte zum erwähnten Wörterbuche steht aber sogar ausdrücklich der Vermerk, dass die Redaktion darüber zu entscheiden hatte, was aufzunehmen und was auszuscheiden sei. Dass aber ein solches Worfeln eine äusserst gewagte Arbeit ist, wird wohl niemand bezweifeln, denn der subjektive Geschmack kann bei einer solchen Sortierung sehr schwere Fehler begehen, unter denen dann die Allgemeinheit zu leiden hat, und beging sie in diesem Falle auch in ausgiebigster Weise. Man wird daher einmal alles auf diese einseitige Art Ausgemärzte wieder hervorholen müssen, denn die Annahme, dass fast jedes Wort, das auch der Grieche, Römer, Italiener, Franzose, Deutsche, Magyare, Osmane u. a. besitzt, nur von diesem stammen kann, ist ein schwerer Aberglaube, umsomehr als es genau so auch umgekehrt sein kann. Ueberdies vergass man dabei gänzlich zu beachten, dass es ursprachliche Begriffe gibt, die allen oder doch mehreren Sprachen von jeher gemeinsam angehören.

Wir wollen zum Beweise nachstehend nur einige Beispiele anführen.

In erster Linie hat die Redaktion viele Begriffe des grossen zusammengetragenen Sprachschatzes deshalb ausgeschieden, weil man sie nicht als eigenes Sprachgut ansah; so ist z. B. das reinslovenische und nur hier gebräuchliche Wort »ženkovati« (siehe »Staroslovan« S. 67) wohl nur deshalb nicht aufgenommen worden, weil man es voreingenommen für den Germanismus »šenkovati« angesehen haben mag. — Ebenso auffallend ist es, dass z. B. die Begriffe »puta« (= Butte) und »putar« (= Buttenträger) im Wörterbuche fehlen, obschon sie bei allen Slovenen für jenes Holzgefäss gebraucht werden, in welchem bei der Weinlese die Trauben oder der Most getragen werden. Die Redaktion schreckte jedenfalls vor der Aufnahme in dem Wahne ab, es sei dies ein ausgesprochener Germanismus. Aber bei den Griechen hiess die grosse Urne für die Aufbewahrung des Weines doch auch »butis, buttis« oder »butinon«; im Deutschen kennt man »Butte« und »Bottich«; im Französischen »la botte« (= das Gebinde), »la potée« (= Topf, Tongefäss), »la bouteille« (= die Flasche), »la

botte« (= der Stiefel) u. s. w.; welcher dieser Begriffe, die alle sichtbar die Grundbedeutung der Umschliessung tragen, ist nun der ursprüngliche? — Der Etymologe muss nun beim Nachschlagen des grössten slovenisch-deutschen Wörterbuches daraus folgern, dass eine Wurzel mit dieser Bedeutung der slovenischen Sprache fremd ist; und zu einem solchen Trugschlusse wurde der Forscher lediglich durch die übel angebrachte Engherzigkeit des Lexikographen verführt.

Vom wissenschaftlichen Standpunkte muss auch der Umstand auf das Entschiedenste missbilligt werden, dass viele Begriffe indezenter Richtung von der Aufnahme ausgeschieden, und, wie es in der Vorrede weiter heisst, die bezüglichen Aufzeichnungen überdies vernichtet wurden. Es war dies wohl naheliegend, weil die Sammelarbeit zum grossen Teile die Geistlichkeit besorgte und dann noch von Theologen sortiert wurde. Eine solche Feinfühligkeit ist jedoch in diesem Falle nicht am Platze, denn der Lexikograph hat lediglich die sprachliche Materie zu verwerten, ohne dabei in eine moralisierende Philosophie zu verfallen, denn, dass jemand durch ein Wörterbuch auch schon verdorben werden könnte, wird doch niemand glauben.

So wurde z. B. der Begriff »cota« (= Fetzen) aufgenommen; dass es auch ein moralisch verwahrlostes Weib bedeuten kann, wurde verschwiegen, hingegen beigefügt: »aus dem Deutschen« (entnommen). Die Deutschen bezeichnen allerdings mit »Zotte« eine obszöne Äusserung. Doch auch die Griechen legten der Aphrodite den Beinamen »Kotys« bei (unser »c« wird im Griechischen meist zu »k«), u. zw. dann, wenn sie hiemit das Dirnentum niedrigster Art kennzeichnen wollten. Wer will nun beweisen, dass das slovenische Wort »cota« tatsächlich vom deutschen »Zotte« stammt? — Woher hatten es die Deutschen, wenn es auch schon die alten Griechen hatten? — Von den Griechen unmöglich, da sie mit diesen niemals benachbart waren, sonach doch eher von den Slaven, wenn es diese wieder etwa von den Griechen hatten; oder übernahmen es die Griechen von den Slaven oder gar von den Deutschen? — Keine der Permutationen besagt uns etwas Positives, aber die primär gewiss nur konkrete Bedeutung ist dem Slaven bis heute geblieben, dem Deutschen ist es schon ein abstrakter, dem Griechen sogar schon ein mythologisierter Begriff, daher die Annahme am ehesten berechtigt ist, dass der Begriff dort seine Heimat hat, wo er am realistischesten bewertet erscheint.

Die Lexikographen der Zukunft werden daher über die Genesis der Sprachbildung und Sprachentwicklung weit grosszügiger denken

müssen, denn ein Lexikon ist eben ein Universalmagazin aller einer Sprache angehörenden Begriffe ohne Rücksicht auf ihre Herkunft, Bedeutung oder beschränkte Gebrauchsfähigkeit; diese Rücksichten mag derjenige zur Schau tragen, der die Begriffe fallweise anwendet, niemals aber der Lexikograph. M. Ž.

Ueber Grenzbegehungen.

J. E. Chadt schreibt im Artikel: »Die Grenzzeichen in den böhmischen Ländern« (»Staroslovan«, 1913, S. 265—270), wonach daselbst jährlich öffentliche oder offizielle Grenzbegehungen vorgenommen wurden, um festzustellen, ob während des Jahres nicht welche Grenzzeichen versetzt oder entfernt wurden.

In dem Werke »Hospodařstvi polné« (»Feldwirtschaft«, Prag, 1703) wird derselbe Vorgang analog geschildert und zum Schlusse noch beigefügt, dass »jährlich nach der genauen Besichtigung der Grenzen auch im Grundbuche (Landtafel) zugefügt werden muss, ob alle Grenzzeichen intakt gefunden wurden, oder ob irgendwo eine Unkorrektheit angetroffen und wie diese wieder beseitigt wurde.«

Ein altes, i. J. 1307 kodifiziertes, aber ansonst schon viel älteres Gesetz der alten Preussen (Wenden) sagt im § 24 auch schon ausdrücklich: »Alle Jahr sollen die Schulzen mit ihren Ratsherrn die Grenzen bereiten, und werden diese unerkenntlich gefunden, so müssen sie erneuert werden bei der Strafe der Bezahlung alles Schadens, der sich daraus ergeben könnte«. Dr. R. B.

Einige Glossen zur Karte: Beilage II.

Dem mit den sprachlich-nationalen Verhältnissen in Untersteiermark nicht vertrauten Leser wird es befremden, wie in einem reinslovenischen Gebiete die Ortsnamen so entsetzlich entstellt in die Militärkarten aufgenommen werden können; die Sache heischt daher dringend eine Aufklärung. —

Das militärgeographische Institut trägt daran keine direkte Schuld, denn es erhält die offizielle Namensform von den politischen Behörden. Ist nun bei letzteren irgendein Mann, der gar nicht die lokale Sprache beherrscht, was leider vielfach der Fall ist, in dieser Hinsicht massgebend, so werden selbstredend die gebräuchlichen slovenischen Ortsnamen nach Möglichkeit entstellt, als »offiziell« verzeichnet; und eine solche »Autorität« muss nun bei der Kartenerzeugung ernst genommen werden! — Es gäbe da allerdings Gegenmittel, wenn sich vor allem die Vertreter der Gemeinden endlich

gegen diese Barberei stellen würden, und sich auch die oberste Militärbehörde solche irreführende Ulke verbieten würde, denn die Militärkarten haben einen wichtigeren Zweck, als eine Ablagerungsstätte von Etymologien beschränkter politischer Beamten zu sein. Truppen- und Generalstabsoffiziere wissen da manche Episode zu erzählen, die durch solche Willkürlichkeiten schon im Frieden zu grossen, mitunter recht unangenehmen Folgen führte; der Feldzug 1866 in Böhmen hat auch schon so manchen bedenklichen Fingerzeig hiezu gegeben; und ist es gänzlich ausgeschlossen, dass wir unsere Militärkarten im Ernstfalle nicht mehr benötigen werden? — Für solche gefährliche Witze ist dies jedenfalls das unrichtigste Feld, abgesehen davon, dass damit die slavischen Nationen dauernder gereizt werden, als durch jede sonstige rasch vorübergehende Zurücksetzung. Die Ortsnamen sind ein nationales, sprachgeschichtliches Erbe, daher das empfindlichste »Rührmichnichtan!« —

So sagt z. B. weder der Slovene noch der Deutsche »Wotsche«; das »e« wurde erst in einer politischen Kanzlei zugefügt, lediglich um dem Namen ein »germanischeres« Gepräge zu geben. Doch kann eine solche »Berichtigung« nur unter ganz abnormalen Verhältnissen ein Missverständnis herbeiführen. Es gibt aber auch Fälle, in welchen der Orientierteste ratlos dasteht. So befindet sich z. B. am südlichen Rande des Pettauerfeldes in der Generalkarte die Ansiedlung »Jurjevoselo«, in der Spezialkarte steht hingegen an derselben Stelle »Georgendorf« und (eingeklammert) »Jurovec«; die Bevölkerung selbst sagt »Jurjevoselo«, in neuerer Zeit aber meist »Jurovska ves«. Wir haben sonach hier schon vier verschiedene Namen. — Nun befindet sich aber etwa 9 km östlich auch ein »Jurovec«, das vielleicht nur zum Unterschiede vom ersten in der Karte als »Jurovetz« verzeichnet ist, was jedoch im mündlichen Verkehre nicht zur Geltung kommt. So kam es auch vor etlichen Jahren, dass dieser Namensknäuel ein tragikomisches Nachspiel hatte: gelegentlich der Manöver geriet eine Kolonne in das falsche »Jurovec«, und kam natürlich an diesem Tage nicht mehr zurecht zur »Schlacht«.

Der einzig richtige Name ist aber jener in der Generalkarte (»Jurjevoselo«), da dies der historische ist, und schon i. J. 1440 als »Juriuselle« urkundlich vorkommt; als »Jurovec« wird ausschliesslich nur das östliche Dorf bezeichnet. »Georgendorf« ist aber weder beim Volke, noch im Kataster noch in irgendeiner Urkunde bekannt, ist also nichts weiter als eine neuzeitliche Uebersetzung, da wohl irgendeinem politischen Beamten die späteren, ohnehin schon halb über-

setzten Namensformen von »Jurjevoselo« in »Juringeschiezz, Jureingeschiezz« in den Urkunden jedenfalls noch nicht voll genügten.

So lange daher in Oesterreich diesem privaten Unfug in amtlichen Dingen nicht allseits ernstlich entgegengetreten wird, ist an eine unbedingte Verlässlichkeit und Brauchbarkeit unserer Militärkarten nicht zu denken, und mit dem Nachfragen bei der Bevölkerung wird meist die Konfusion nur noch gesteigert, denn wer viel Fussreisen mit der Militärkarte in der Hand unternommen, wird gewiss auch dieselben Erfahrungen in slavischen Gebieten gemacht haben: man wird oft nicht klug, wenn man die Sprache auch gut beherrscht, ob dieser Ort, Berg, Bach u. drgl. richtig so heisst, wie ihn die Karte bezeichnet, oder wie ihn die Bewohner daselbst nennen. Bei Besprechung solcher Differenzen kann man dann oft hören: »der Name ist auf der Karte falsch, und hat diesen erst die Bezirkshauptmannschaft in X. konstruiert«.

Alle Ortsnamen lassen sich aber auf e i n e n, d. i. den h i s t o r i s c h e n Namen nahezu ausnahmslos zurückführen. Bei Durchführung dieses Prinzipes käme es zu ausserordentlich willkommenen Vereinfachungen in allen Aemtern, denn dann wäre e i n Name, der allen entsprechen muss, weil er von altersher sein Recht ersessen hat, d i e R e g e l, ein D o p p e l n a m e eine s e l t e n e A u s n a h m e; heute ist es umgekehrt. — Freilich wissen wir auch den Grund, weshalb diese einladende Vereinfachung nicht platzgreifen darf: w e i l d a d i e m e i s t e n O r t s n a m e n e i n e s l a v i s c h e P h y s i o g n o m i e b e k ä m e n, und dieses verträgt man — einstweilen — noch nicht; im Gegenteile: es werden noch immer weitere neue Namen amtlich aus der Taufe gehoben, mögen sie noch so unbegründet oder geschmacklos sein.*)

Diesem Thema endlich einmal eine objektive Behandlung im Interesse des Verkehres wie der erleichterten Amtierung zu widmen tut dringend not, — aber die kompetenten Organe müssen sich eben auch rühren. — M. Žunkovič.

*) Vor kurzem wurde z. B. dem Dorfe »Vorlička« (Böhmen) bewilligt, den bisherigen deutsch gekleideten Namen »Worlitschka« in »Adlerdörfel« umzuwandeln. Wären jedoch die »Adlerdörfler« klüger gewesen und hätten sie wenigstens etymologisch an ihrem Heimatsorte treu gehalten, so führten sie heute den Namen »Kampfdörfler«, denn in »vorlička« ist nicht »orel« oder »vorel« (= Adler) das Grundwort, sondern »bor«, und hier als Diminutivum »borlič«, d. i. ein k l e i n e r K a m p f p l a t z oder Z u f l u c h t s o r t. Dieser Name hätte dann wenigstens eine historisch-etymologische Grundlage; der jetzige ist nur ein Beweis für die lokale ortsgeschichtliche Unwissenheit. Kleine Kinder begnügen sich aber bekanntlich auch mit Talmi-Geschenken!

Ergänzung zu »Sensationelle Grabfunde in Südrussland«.

Zu dem Artikel »Sensationelle Grabfunde in Südrussland« (S. 74—78) bietet Herodot (IV, 71) eine sehr wichtige Ergänzung, denn wir erfahren daraus, dass um das Jahr 450 v. Chr. die scythischen Könige tatsächlich so begraben wurden, wie es das »Soloh«-Grab zeigte, und was uns zugleich einigermassen auch über das Alter dieser Gräber orientiert sowie darin bestärkt, dass hier ein Car begraben wurde, weil dieses eben im Lande Gerrhos liegt. Herodot sagt nämlich: »Die (scythischen) Könige werden im Lande Gerrhos begraben. In der Gegend, bis wohin man den Borysthenes hinauffahren kann, graben sie, wenn ihnen der König gestorben, eine grosse viereckige Grube in die Erde«. — Er erzählt nun weiter, dass sie »die Leiche balsamieren, mit Wachs überziehen und dann mit der Leiche zu allen vom Könige beherrschten Völkern herumfahren, bis sie zuletzt bei den Gerri anlangen. Hier legen sie die Leiche in das Grab, stecken Lanzen in die Erde, legen Stangen darüber und machen ein Dach aus Weidenzweigen. Im übrigen leerbleibenden Raum aber erwürgen und begraben sie eines seiner Kebsweiber, seinen Mundschenk, seinen Koch, Stallmeister, Leibdiener, seine Pferdeknechte und Pferde, und vor allen anderen die Erstlinge von Tieren, und geben goldene Schalen dazu. Dann werfen sie, wie um die Wette, Erde auf das Grab, und beeifern sich dasselbe so gross als möglich zu machen«.

Dass diese Angaben beim »Soloh«-Grabe im grossen, ja sogar bis in einzelne Details stimmen, dieses bedarf keiner weiteren Erwähnung. O. Červený.

Reflexe der altsibirischen Kultur.

Seit dem Einsetzen der grosszügigen und radikalen Revisionsarbeit des »Staroslovan« auf dem Gebiete des Altslaventums ist kaum ein Jahr verstrichen, und doch liest und erfasst man heute schon so manches alte wissenschaftliche Werk mit einem weit erhöhteren Verständnisse, wie kurz vorher. Wer sich bei seiner Lektüre die neuen Fundamentalsätze des wirklichen menschengeschichtlichen Wissens über die Slaven genau vorhält, dem fallen förmlich die Schuppen von den Augen, das Verständnis für das Einst tritt immer überzeugender hervor, und man sagt sich schliesslich selbst: so ist es, so muss es gewesen sein, denn anders ist alles unnatürlich oder rätselhaft. Wieso es aber möglich war, dass man gerade über die geschichtliche wie kulturelle

Vergangenheit der Altslaven so blind, so unwissend, so abergläubisch war und überdies so wegwerfend urteilen konnte, das bleibt ein ständiger Makel der allgemeinen wissenschaftlichen Forschungstätigkeit, wie im besonderen jener der slavischen.

Als erste Errungenschaft muss schon die Tatsache hervorgehoben werden, dass man nun bereits mit Voraussetzungen, wie z. B., dass es nie eine Völkerwanderung in bisherigen Sinne gab, beruhigt arbeiten kann, ohne Beschimpfungen unflätigster Art anhören zu müssen. Das Wegräumen solcher Hindernisse war aber das erste Postulat, denn auf sensible und feinfühlende Forscher wirken solche öffentliche Herabsetzungen immer abschreckend oder zurückhaltend, und jeder Terrorismus schädigt die Wissenschaft, da man damit doch immer nur unlautere Tendenzen verfolgt.

Die unmittelbare Veranlassung zu diesem Aufsatze gab dem Verfasser der Artikel: »Sensationelle Grabfunde in Südrussland« (S. 74—78), denn die alten Schriftsteller sowie zahlreiche Kulturfunde bestätigen sowohl den Inhalt wie die Bodenständigkeit jener Kultur, die man schon anticipando als importiert wissen und erklären wollte.

Wir folgen hier dem Werke N. H. Brehmers »Entdeckungen im Altertume« (Weimar, 1822), welcher bei seiner Beschreibung der uralten Handelsverbindungen zwischen Russland und China sehr beachtenswerte Belege für die einstigen, bisher unbeachteten Kulturverhältnisse bietet. Es ist doch naheliegend, dass der Ueberfluss an kostbarem Pelzwerk, der Kupferreichtum, die ergiebigen Goldbergwerke, das schätzbarste Elfenbein — die Zähne des Walrosses — und so manche andere Naturgeschenke der Eisländer mächtig zum Handel oder zum Umtausche gegen Artikel anderer Art anregten. Es musste sich hier frühzeitig gegen Osten, Süden und Westen ein blühender Handel entwickelt haben, wenn die Geschichtschreiber dessen auch mit keiner Silbe erwähnen. Die siebente tyrische Karte von Asien bietet allerdings einiges Licht über die Handelswege, denn sie zeigt, obschon sie stark beschädigt ist, dass schon einst, in vordenklicher Zeit, das Flussgebiet des mächtigen Ob-Stromes durch Schiffahrtskanäle mit dem Kaspischen wie Aral-See verbunden gewesen sein muss.

Brehmer, der wieder zum Teile das Werk des Grafen Sievers »Nordische Beiträge« benützt, sagt (S. 445/I), dass uns zwar die Bücher keinen Aufschluss über den Zustand und den Handel der ältesten Bewohner Sibiriens geben, aber man kann ihn aus der Erde gewinnen, wenn man auf die dort vorhandenen ältesten Gräber und Bergwerke entsprechende Rücksicht nimmt. In den ältesten

Gräbern trifft man noch wenig Eisen; in den flachen Gräbern nur Asche, keine Skelette. Die Gräber mit Steinmälern enthalten die kostbarsten und künstlichsten Gegenstände, goldene, silberne und vergoldete Gefässe, Goldplättchen, goldene Armbänder, Ohrringe und Verzierungen aller Art, seidene Gürtel, irdene Töpfe, die ganz den heutigen chinesischen gleichen; auch eiserne Steigbügel und Zäume, letztere meist mit Gold und Silber verziert, kommen bisweilen vor. Gräber mit einzelnen Denksteinen geben nicht selten viel Gold und Silber zur Ausbeute, die Gräber mit kleiner oder viereckiger Einfassung nur kupferne Waffen. Kurze Schwerter, Pfeil- und Lanzenspitzen, Leuchter, Tierbilder, Werkzeuge und Geräte bestehen bloss aus Kupfer, die Bilder aus Kupfer und Erz. Mancherlei Gusswerk enthält nebst anderen Verzierungen Figuren von Argalischafen, Steinböcken, Renntieren, Löwen sowie allerlei sonstigem Wild. In einem jüngeren Grabe wurden ein eisernes Schwert und 10 Pfeilspitzen gefunden; auf der Brust der Leiche lagen viele Goldblättchen, wie sie natürlich in den Kolywanischen Erzen vorkommen; nächst der rechten Hand lagen zwei kleine, geschmiedete Goldringe, viele kupferne, schwach versilberte Beschläge von Pferdegeschirr sowie roh gearbeitete kupferne Steigbügel. Auf dem festen Gewölbe eines anderen Grabes, das sich nicht öffnen liess, bedeckte ein circa 18 kg schwerer, aus Kupfer gegossener Kessel einen Streithammer aus gleichem Metall. — Was aber hier in Asien gefunden wurde, fand man im grossen und ganzen auch im »Soloch«-Grabe in Südrussland vor, ein Beweis, dass dieselben Objekte, dieselben Formen, dieselben Vorlagen überall anzutreffen sind, was, ganz abgesehen von der hohen Technik der Metallbearbeitung, der Goldschmiedekunst, des Legierens usw. zum berechtigten Schlusse führt, dass dereinst ein ungemein ausgedehnter Handel betrieben wurde. Wir brauchen uns daher nicht zu wundern, wenn Ibrahim ibn Jakub, der sich um das Jahr 965 auf einem Jahrmarkte in Prag aufhielt, erzählt, dass dort auf zahlreiche Russen mit ihrer Pelzware anwesend waren.

Aehnliche Verhältnisse zeigten sich aber auch nächst der chinesischen Grenze. Aus vielen aufgefundenen Stücken erhellt die Gewissheit, dass auf dem Handelswege russische Roh- wie Kunstprodukte dahin gelangten. In der Steppe des Irtiš-Flusses, mit seinen Zuflüssen Išim und Karasun, findet sich eine Unmenge von Grabhügeln vor, zwischen denen zahlreiche Ueberbleibsel alter Festungswerke, ganze Reihen von aufgeschütteten Hügeln, Reste von Wachhäusern, die alle noch heute die russische Bezeichnung »karaul« (= Wache) tragen, dann Wälle von Kilometer-Länge u. ä. zu sehen

sind. Die Grabfelder ziehen sich weiter zu beiden Seiten des Irtiš und ostwärts bis zum Stromgebiete des Jenisei. Südwärts erheben sich am linken Ufer dieses Stromes wieder ungezählte Grabhügel als Zeugen einer einst dichten wie auch wohlhabenden und hochkultivierten Bevölkerung. In noch grösserer Zahl und noch gewaltigeren Dimensionen füllen sie das Land der Gebirgssteppe von Abakansk aus.

Waren nun alle diese Gebiete einst dicht bevölkert, wie dies aus den so zahlreichen grossen Gräbern geschlossen werden muss, so waren sie damals auch wohlbekannt, was auch deren Aufzeichnung auf den tyrischen Karten mit der Detail-Angabe der dortigen Völkernamen bestätigt. Es blühte dort ein intensiver Handel, dessen mächtigster und unwiderstehlichster Magnet das Gold war, das schon in der Urzeit unbezweifelt an vielen Punkten des Altai-Gebirges und am Ural bergtechnisch gewonnen wurde. Das Gold wie Kupfer, das so zahlreich in den erwähnten Gräbern gefunden wurde, und das nicht so mühelos in der Natur angetroffen wird, gleicht in der Schmelzung wieder ganz dem Gold und Kupfer in den Gräbern westlich davon.

Im Altai traf man auf einen Schacht vom 25 m Tiefe; zwei lange Stollen kreuzten sich darin. In diesem fand man noch alte Werkzeuge, kupferne Keilhauen u. drgl. In einem weiteren Schachte lag das Skelett eines Čuden, das ganz von metallischen Kalken durchsetzt war. Neben demselben lagen ein lederner Schlauch, gefüllt mit silber- und goldhaltigem Ocker, sowie Keilhaue und Fäustel. —

Aus den ältesten geschichtlichen Nachrichten wie Anspielungen geht hervor, dass der durchaus nicht kunstlose Bergbau in diesem Teile des heutigen Russland schon mindestens 500 Jahre v. Chr. betrieben würde. In erster Linie kommen da die Massageten in Betracht. Herodot sagt von ihnen: »Ihre Kleidung und Lebensart ist der scythischen ähnlich. Sie streiten zu Ross und zu Fuss; sie führen Bogen, Spiess und Streitaxt. Gold wie Kupfer sind bei ihnen sehr gebräuchlich, denn auch Bogen, Spiess und Streitaxt sind von Kupfer; die Kopfbedeckung, Gürtel und Halsverzierungen schmücken sie mit Gold. Ihre Pferde tragen einen kupfernen Brustharnisch; Zügel, Zaum und Gebiss sind jedoch goldgeschmückt. Eisen und Silber ist bei ihnen nicht in Gebrauch, es findet sich auch nicht in ihrem Lande (unrichtig, denn das Altai-Gebirge ist reich an Eisenerzen!), wohl aber Kupfer und Gold in Menge«. — Strabo wiederholt gleichfalls die Nachricht von dem Goldreichtum der Massageten, die er jedoch aus anderen Quellen, namentlich Ktesias, geschöpft haben dürfte.

Im bekannten Majestätsbriefe (s. S. 43—46) sagt aber Alexander d. Gr. den Slaven und Massageten die Schlussherrschaft über alle Länder der Erde zu. Es drängt sich nun die Frage heran, wie Alexander auf die Massageten verfiel, die er nach den geschichtlichen Aufzeichnungen niemals beherrschte und demnach bestenfalls dem Namen nach gekannt haben konnte? — Oder wie kommt jemand, wenn jener Brief unterschoben ist, so ohneweiters auf die skurille Idee an die Balkanslaven gleich die Massageten anzugliedern, die doch Tausende von Kilometern von diesen entfernt, nördlich der Aral-Sees gewohnt haben sollen? — Das Igor-Lied nennt aber noch im XII. Jahrhunderte die Goten als Bewohner Südrusslands, und »Mezogoti« sind etymologisch eben nur die »angrenzenden« Goten (»meza« = Grenze, »chod« = Krieger). Die Gräber dieser Goten haben aber wieder gleiche Grabbeigaben, wie jene am Aral-See und an der chinesischen Grenze. Es folgt daraus, dass die Massageten nicht gerade dort wohnten, wo sie die Geographen fixiert haben, analog wie es auch Wenden in Frankreich, am Bodensee, in Sachsen, in den Alpenländern und in Kleinasien gab und gibt. War aber die Zentrale des Gold- und Kupferbaues in Sibirien und am Ural, so bestand dort eine hohe metallurgische wie schmiedetechnische Industrie, die ihre Produkte auf den zahlreichen Handelswegen absetzte. Diese Leute müssen aber auch tropische Länder gekannt haben, da sie so vielfach Löwenmotive in der Goldschmiedekunst verwerteten, sowie Greife darstellten, also fabelhafte Vögel, deren Darstellung man bisher nur der Kenntnis der Hellenen zuschrieb.

Umstände und gelegentliche Andeutungen sagen auch, dass der Handel Sibiriens mit seinen Natur- und Kunstschätzen ostwärts bis an die chinesische Mauer und darüber hinausging, u. z. sowohl auf dem Land- wie Wasserwege. Zur Herstellung des letzteren wurde das Stromsystem des Ob ausgenützt, von wo die weitere Verbindung mit dem Aral- See über Turkestan zu den chinesischen Gewässern geführt zu haben scheint. Nach Herodot soll die Bildung des Aral-Sees durch die Abschliessung der Durchbrüche in den entfernten Randgebirgen hervorgerufen worden sein, damit neue Wasserbecken geschaffen werden und der Wasserweg kein zu grosses Kanalnetz erfordere. — Wie dem auch sei, — diese Frage wurde schon viel erörtert, ist aber unseres Wissens bisher noch nicht entgültig aufgeklärt —, die eine Tatsache steht fest, dass die alten Bewohner Sibiriens einen vielseitigen Bergbau betrieben, grosse metallurgische Kenntnisse hatten, als Waffenerzeuger wie Goldschmiede einen hohen Kunststandpunkt einnahmen und hiebei gewiss mehr schufen, als sie

für ihren Hausbedarf benötigten, daher naturgemäss damit auch das Ausland versorgten, also Handel trieben.

Da aber die zahllosen Gräber vom europäischen Russland über Sibirien bis an die chinesische Grenze überall denselben Charakter und Grabbeigaben derselben Art und Form aufweisen, so können sie nur von jenem Volke stammen, das die Rohprodukte in reichem Masse hiezu hatte. Dieses gibt aber den bisherigen Anschauungen über die grosse Völkerwanderung ein wesentlich anderes Bild. Die Geschichte sagt, dass die Slaven im V.—VI. Jahrhunderte aus Asien nach Europa kamen. Es müssten also zu jener Zeit, da die Slaven doch als die Hauptmasse jener grossen Völkerbewegung angesehen werden, unbedingt Slaven in immenser Zahl in Asien gewohnt haben; die Geschichte will jedoch davon nichts wissen. Waren dies jedoch keine Slaven, dann fehlt wieder die Erklärung, wieso diese Millionen von Menschen unterwegs ihre Sprache völlig gewechselt haben konnten, denn in Europa angelangt sprachen sie schon slavisch. Das eine schliesst nun das andere aus, und das Schlussbild ist: die Slaven waren in Sibirien und Zentralasien genauso wie in Europa Autochthone; was wir als Völkerwanderung bezeichnen, ist eine weiter unhaltbare, jeder Logik entbehrende Phantasterei.

V. T. Ugorskij.

Ueber die Palimpsestphotographie.

Im Artikel »Zur Erfindung der Palimpsestphotographie« (siehe »Staroslovan«, 1913, S. 207—211) wurde des Näheren darüber geschrieben, dass es viele reskribierte Handschriften gibt, deren gelöschten Text man bis zu einer gewissen Grenze auf photochemischem Wege wieder lesbar machen kann.

Das Verdienst dieser Erfindung wurde in letzter Zeit ausschliesslich dem Benediktinermönche Raphael Kögel des Klosters Wessobrunn (Bayern) zugeschrieben, worauf die Erzabtei Beuron (Hohenzollern) i. J. 1912 ein eigenes Palimpsest-Institut gründete und die Erfindung als Geheimnis betrachtete. Indessen stellte es sich jedoch heraus, dass die Methode der Lesbarmachung der Palimpseste schon seit etwa 15 Jahren bekannt und das Verfahren hiebei durchaus kein Geheimnis ist, nachdem dasselbe schon wiederholt öffentlich beschrieben, allerdings aber wenig beachtet wurde. Ob aber das Institut in Beuron die gleiche oder eine besondere Methode besitzt, wissen wir allerdings nicht, doch kann ein prinzipieller Unterschied nicht bestehen, da das Resultat überall dasselbe ist.

Mussten aber bis nun Palimpseste zum Photographieren nach Beuron gesendet werden, so entfällt dies hiemit, da jeder versiertere Photograph denselben Effekt erzielen kann. Es entfällt dadurch zugleich die Gefahr, dass Originalhandschriften auf dem Postwege verloren gehen könnten, was namentlich nun beim neuerwachten böhmischen Handschriftenstreite wesentlich in die Wagschale fällt, denn jene Befürchtung war es, die das Landesmuseum in Prag zurückhielt, einen Echtheitsbeweis auf dem Wege der Palimpsestierung herbeiführen zu lassen. — Diese Furcht ist aber nun vollends ausgeschaltet. denn die Handschriften können fortan auch im Museum selbst palimpsestisch photographiert werden.

Dr. Vlad. Pavlák, Bakteriolog der Landesmolkereischule in Kremsier, der sich selbst intensiv mit der Indienststellung der Photographie zu wissenschaftlichen Zwecken beschäftigt, gibt für das Verfahren Palimpseste auf photochemischem Wege lesbar zu machen, folgende Vorschrift:

Die Grundbedingung ist zwei vollkommen kongruente Negative der reskribierten Handschrift herzustellen. Das photographische Stativ muss daher derart stabil sein, dass Verschiebungen oder Erschütterungen die beiden Aufnahmen nicht differenzieren. Die eine Aufnahme geschieht mit einer gewöhnlichen Platte durch einen Lichtfilter, der nur die kürzesten Strahlen — also die ultravioletten und violetten bis Frauenhofer D — durchlässt. Die zweite Aufnahme erfolgt mit einem Filter, welcher die infraroten und roten Strahlen bis Frauenhofer E durchlässt. Hiezu muss jedoch eine orthochromatische (oder panchromatische) Platte — am besten eine Pinaverdol-Platte — genommen werden. — Von diesen Negativen macht man nun Kontaktdiapositive, die sonach genau kongruent mit den beiden Negativen sind. Passt man nun die Negative mit den Diapositiven genau zusammen, u. z. das erste Negativ mit dem zweiten Diapositiv und umgekehrt, bis sich alles vollkommen deckt, so erlöscht die neue (spätere) Schrift vollständig und die alte (radierte) Schrift taucht auf, u. z. bei der ersten Kombination hell und durchsichtig, bei der zweiten schwarz. Man kann sodann die alte, verschwundene Schrift wieder mehr oder weniger deutlich lesen und auch reproduzieren.

Da das Gesamtverfahren demnach einem Berufs-Photographen keinerlei Schwierigkeiten bietet, ist hiemit auch allen Archiven, Bibliotheken, Museen wie Privaten, die Besitzer von Palimpsesten sind, die Möglichkeit geboten, dieselben lesbar zu machen, ohne dass sie deshalb aus der Hand gegeben werden müssten.

Die nunmehrige Lesemöglichkeit der Palimpseste dürfte auch der slavischen Wissenschaft so manche angenehme Ueberraschung bringen, denn es ist doch anzunehmen, dass viele reskribierte Handschriften nichtslavischen Inhaltes in der radierten Schrift doch auch bisher unbekannte s l a v i s c h e Texte enthalten können.

Die Redaktion.

Wissenschaftliche Fragen und Antworten.

Hier werden ausschliesslich solche einlaufende Fragen veröffentlicht und fallweise beantwortet, die das Gepräge eines breiteren wissenschaftlichen Interesses tragen.

Frage 4. — Vergessene Inschriftsteine in Mähren. — Im »Časopis muzejniho spolku olomuckeho« (1885, S. 129) werden mehrere Steine mit Inschriften in Mähren angeführt, wie sie sich noch in einer vom Schlossarchive Rajec (Raitz) stammenden Schrift aus dem Jahre 1755 verzeichnet vorfinden. Wahrscheinlich ist es, dass seither alle diese Steine schon nicht mehr auf ihrem ursprünglichen Platze stehen, vielleicht auch schon zertrümmert und zu Bauzwecken verwertet sind. Ein solcher Stein befand sich in einem Weingarten bei Slavkov (Austerlitz); er hatte eine dreireihige griechische, also wohl cyrillische Schrift; der Text wurde niemals entziffert. — Unter dem Schlosse von Brumov (bei Ung. Brod) befand sich, in das Gewölbe eingemauert, ein merkwürdiger Sarkophag, der an zwei Stellen griechische Texte enthielt, u. z. die eine Inschrift bestand aus zwei, die andere aus sechs Zeilen; entziffern konnte sie niemand. — Ein solcher Stein befand sich auch nächst Kroměříž (Kremsier), er hatte eine dreizeilige griechische Inschrift, jedoch unbekannter Sprache. Die Nachforschung nach demselben blieb bis heute ohne Ergebnis. — Oestlich von Ždar (Neustadtl) stand damals ein grosser Stein mit einer 9 zeiligen, sonst unbekannten Schrift. — In einem Walde zwischen Neustadt und Zwittau befanden sich die Reste einer alten Burg. Ober dem Haupttore war damals eine lateinische und ober dieser eine zweite Inschrift unbekannten Alphabetes zu sehen. — Der Verfasser jener Notiz fügt selbst bei, dass dies wahrscheinlich altslavische Schriften seien. Möglicherweise trug der vierterwähnte Stein eine Inschrift in Runen.

Wir fragen hiemit offen an, ob jemand eine nähere Kenntnis von diesen Inschriften, sei es in der Wirklichkeit, sei es in der Literatur oder Tradition, besitzt; andererseits bitten wir in dieser Richtung nachzuforschen und uns im positiven Falle Näheres mitzuteilen.

Frage 5. — Wo liegt »Sibilje«? — Im Epos »Parcival« (IX. Vers 1909—1911) heisst es, dass der Hauptheld von Rohas gegen »Sibilje« fuhr, und von da durch Friaul nach Aquileja, u. zw. auf dem Meere. Da diese Schilderung geographisch höchst phantastisch ist, ist sie entweder nicht ernst zu nehmen, oder ist der Text selbst verderbt. Doch spricht dagegen wieder die bestimmte Angabe von Rohitsch, Cilli, Aquileja. Wir fragen daher an, ob jemand eine Andeutung geben könnte, dass es irgendwo in diesem Gebiete im Mittelalter einen Ort »Sibilje«, oder sehr ähnlich lautend, gab? — Dasselbe gilt für »Famorgan« (im 1898. Verse). Diese Lokalität müsste zwischen »Gurina« in Kärnten und dem »Okra«-Passe liegen, falls sich der Dichter eben keine geographische licentia poëtica erlaubt hat. — (Vrgl. auch den Artikel »Untersteiermark, die Urheimat der Gralsage«.) Bekanntermassen liegt keiner dieser Orte am Meere; ja selbst Aquileja kann man eigentlich nicht als solchen zählen.

Bibliographie.

Alle einlangenden Werke werden grundsätzlich mit Titel, Verlag und Preis angeführt; jene, welche altslavische Themata berühren, auch kurz besprochen, eventuell noch später eingehender gewürdigt. — Unaufgefordert zugesendete Werke werden nicht zurückgestellt.

Czerlien M. v., Auf slavischen Spuren. — Zagreb 1914. (8°, 214 S.). — Kommissionsverlag Mirko Breyer, Zagreb. Preis K 3·60.

Wie der Titel ahnen lässt und auch das Vorwort deutlich sagt, war der Verfasser — als Laie der Wissenschaft — bestrebt sich über die Arbeiten jener Gelehrtenklassen eingehend zu informieren, die als Gegner des Slavischen bekannt sind, da ältere wie jüngere Aeusserungen anderer Fachmänner namentlich auf die Sprachwissenschaft, deren Führung die Deutschen nahezu souverän an sich genommen haben, bereits einen starken Schatten werfen.

Der Verfasser will dabei nicht so sehr als Richter auftreten, sondern er sammelt und gruppiert alle Belege, die geeignet sind, den Wert der deutschen Sprachdenkmäler in das ihm richtig scheinende Licht zu stellen, und beanständet manches als unecht, was für echt ausgegeben wurde, wie z. B. die beiden Eddas, die Germania, die Gotenbibel und die gotische Schriftsprache, die nordgermanische Besiedlung des Elbegebietes, die Sage über die Entdeckungen der Nor-

mannen in Amerika, die geschichtliche Darstellung der Völkerwanderung, die Einwanderung der Slaven, ihre kulturelle Rückständigkeit in alter Zeit, die Irrungen bei historischen Voraussetzungen, den Wert der alten Schriftsprachen, die nicht das richtige Mittel sein können bei Aufhellung der Urzeiten, Ursitze oder Ursprachen der Menschen unbedingt verlässlich zu sein, usw. usw. — Der Verfasser lässt hier nahezu alles Revue passieren, was die Geschichte und Forschung seit undenklichen Tagen fassbar Richtiges und logisch Falsches aufgehäuft. Er zeigt uns daher auch ein umfassendes Sündenregister nicht nur der nichtslavischen, sondern auch der slavischen Wissenschaft, denn ohne die unglaubliche Passivität der letzteren hätte das menschengeschichtliche Wissen über die Slaven nie auf solche bedenkliche Abwege geraten können.

Es ist daher hocherfreulich zu vernehmen, dass wieder einmal ein Mann aufgetreten ist, der Mut besitzt mit offenem Visier und wohlgerüstet in den Kampf für die Wahrheit über die Vergangenheit der Slaven einzugreifen.

Sein Werk wird die Slaven belehrend erheben, die Deutschen in ihrem Herrenwahne ernüchtern, und Allen zusammen die Augen öffnen, dass es höchste Zeit ist auf allen Linien umzulernen, denn die Anzeichen, dass die slavische Renaissance mit gewaltigen Schritten herannaht, rühren nich von Schemen, Phantasten oder »panslavistischen« Poltergeistern her, sondern der reale Kampf um die Wahrheit und Wirklichkeit hat sich unter dem Ueberdrucke der Fälschungen der öffentlichen Meinung automatisch eingestellt, weil das Mass der wissenschaftlichen Unmoral übervoll wurde; und da die Wahrheit ein ewiges Leben vor sich hat, kann dieser Kampf nur mit dem Siege enden. Dr. O. Jahn.

Różycki K. v., Die Inkunabeln des Druckers des Turrecremata in Krakau. — Eine bibliographische und typographische Untersuchung. — München 1911. — Verlag Karl Kuhn (Hirtenstr. 15). — Gross 4°, kart. 49 S. mit 3 Doppeltafeln in Lichtdruck. — Preis 8 M (9 K 50 h).

Das Werk bietet eine gründliche, streng objektive Untersuchung der Erzeugnisse des ersten, bisher gänzlich übersehenen Typographen der alten Königstadt Krakau. — In dieser Stadt hat es nämlich um das Jahr 1473 eine Buchdruckerei gegeben, die, wie der gewissenhafte Verfasser herausgefunden, mindestens vier Wiegendrucke hergestellt hat, welche aber bisher alle mit Unrecht dem Augsburger

Typographen Günther Zainer zugeschrieben wurden. Aus verschiedenen, über jeden Zufall erhabenen Indizien geht hervor, dass diese Offizin im St. Bernhard-Kloster in Krakau gewesen sein musste. Der Vergleich der verwendeten Typen sowie die minutiöse und methodisch genaue Untersuchung der Abnützungsmerkmale desselben, das Studium der Wasserzeichen des Druckpapiers sowie das mühevolle Nachforschen nach den noch vorhandenen Exemplaren mit ihren Widmungsnotizen, macht das Werk nicht nur zu einem willkommenen Mentor für jeden Adepten der Inkunabelkunde, sondern es bringt auch ein weiteres Licht in die glänzende Epoche der humanistischen Bewegung am Ausgange des Mittelalters in Polen. — Die Kenntnis der hier befolgten Methode bei Untersuchungen dieser Art, dann, wie man falsche, schon nahezu erstarrte Antizipationen wieder überzeugend beseitigt, kann jedem ernstlich beflissenen Bibliographen in seinem eigenen Interesse ehrlich empfohlen werden. —

Dr. A. Wisinger.

Ergänzungen und Berichtigungen.

I. Ergänzungen. — Im Artikel »Die Handschrift des hl. Hieronymus« wäre auf Seite 42, am Schlusse des 1. alinea (nach: »nachbarlich mengt.«) noch der Satz einzufügen:

»Am zutreffendsten könnte man diese Sprache als »kraški jezik«, d. i. Sprache des Karstgebietes, spezialisieren, welche Kennzeichnung schon seit dem XVI. Jahrhunderte bekannt ist. Eigentlich ist es aber nur ein Uebergangsdialekt von der slovenischen zur kroatischen Sprache, welche letztere früher auch nur als eine Varietät der »windischen« angesehen wurde. (S. auch »Staroslovan«, 1913, S. 28.)

II. Berichtigungen. — Nachstehende störende Druckfehler im 1. Hefte wären zu berichtigen:

a) S. 40 ist in der 10. Zeile v. u. statt »R» das zyrillische »R«, d. i. »P« zu setzen;

b) S. 50 ist am Schlusse der 10. Zeile v. u. das ausgefallene Wort »**früher**« einzufügen;

c) S. 73 lies »**alldeutschen**« statt »altdeutschen«;

d) S. 82 « »**deutschen**« statt »Deutschen«.

STAROSLOVAN

Heft 3.	Kremsier, am 15. September 1914.	II. Jahrgang.

Ortsgeschichtliche Etymologie.

V. Berlin.

Einen ungewöhnlich reinen Beleg für die Slavizität der ältesten Bewohner Brandenburgs bietet der Stadtname „Berlin“. —

Die Lokalgeschichte sagt im allgemeinen, dass hier die günstigen Übergänge über die Spree an sich für eine Ansiedlung einladend waren, und dass dieses Gebiet in den ältesten Zeiten von den Wenden bewohnt war. Jene Lokalität aber, die für den Uferwechsel günstig beschaffen ist, fördert einerseits wohl das Gedeihen der Ansiedlung, aber sie ist andererseits zugleich für den feindlich gesinnten Nachbar anlockend, daher die vorsehende Klugheit auch entsprechende Gegenmassregeln schaffen muss. Dies ist hier tatsächlich auch zugetroffen, denn das Gebiet war wohl seit der historischen Zeit stets befestigt und für jene Zeit, die im Vordunkel liegt, bezeugt dies die Etymologie des Ortsnamens selbst.

Der Begriff „berlin“ deutet in seiner slavischen Urform auf eine Umwallung, eine Verschanzung oder eine Umfassungsmauer, welche den Bowohnern bei feindlichen Bedrohungen als Alarmplatz, Zufluchtsstätte oder als Verteidigungsplatz diente. Wie überraschend konsequent sich einzelne Begriffe beim Übergange des Altslavischen in das Deutsche erhalten haben, hiefür bietet gerade das Wort „berlin“ einen glänzenden Beleg der innigen Sprachverwandtschaft, denn genau dasselbe, was dem Wenden „berlin“ bedeutete, bezeichnet heute dem Deutschen etwa die „Wehrlinie“, d. i. jene Stelle, wo er sich zur Verteidigung versammelt, ansonst auch als Formierungslinie, Alarmplatz im modern militärischen Sinne bekannt. Die wortgetreue Auslegung des Begriffes „berlin“ ist nämlich „Sammellinie“, denn „ber“ heisst im Slavischen: das Sammeln, die Sammlung, und „lim“ hat die allgemeine Bedeutung: Umgrenzung, Umfassung, Grenzlinie, Rand. „Lim“ kennt als „limes“ (= Grenzlinie) und „limbus“ (= Gürtel, Saum) auch die lateinische Sprache; im Slavischen bedeutet „lim, limec, lem, le-

miti, podlem, podlemiti“ u. a. immer den Saum, den Randbesatz, das Passepoile selbst oder eine diesen Zweck verfolgende Tätigkeit. Der Deutsche, Slave, Lateiner gebraucht aber auch die Form „Linie, linija, linea“, welche doch auch dasselbe bedeuten, obschon hier das „m“ durch das „n“ verdrängt wurde. Man beobachtet, dass der Wurzelbegriff „lim“ meist lautgetreu ausgesprochen wird, wenn er selbst den Hauptton hat, wie z. B. im: Lim (Grenzfluss), Limbach, Limburg, Limbarska gora, Olimje, Olymp u. ä., hingegen Köslin, Lublin, Oberlin, Semlin, Veltlin (grosse Linie, die lange Grenzzone zwischen Italien und der Schweiz), Wendelin usw., wenn der Ton der letzten Silbe zuneigt.

Jener Alarm- oder Verteidigungsplatz war in Berlin zweifellos auf der von der Spree gebildeten Insel, die man heute als „Alt-Kölln“ bezeichnet, wo sich auch noch dermalen, getreu der geschichtlichen Tradition, das Residenzschloss befindet, weil sich auch seinerzeit hier der Chef jener Sicherungsstätte aufgehalten haben muss. Die alten Wenden nannten jenes Inselgebiet, da es Hügel hatte, aus diesem Grunde wohl als Hügel („kolin, kolni“), aber die vorbereitete Stelle für den Schutz der Bewohner oder die Verteidigung selbst hiess lediglich „berlin“, war daher ursprünglich kein Eigen-, sondern ausschliesslich ein Gattungsname. In späterer Folge nahm der Begriff „berlin“ im Slavischen mehr die Bedeutung von Gerichtsstätte, Richtplatz an, was weiter nicht verwunderlich ist, denn die öffentlichen Gerichtsakte fanden einstens doch auch auf jenen abgeschlossenen Plätzen statt, wo man sich gewohnheitsmässig bei wichtigen Anlässen versammelte. So ordnet z. B. Záboj (Königinhofer Handschrift) auch die Vorbesprechung zum Aufstande im „uval“ (= Umwallung) an. — Im Kroatischen nahm der Begriff „berlin“ schliesslich sogar die untergeordnete Bedeutung Pranger an, der aber bekanntlich auch immer eine entsprechende Umfriedung hatte.

Man hat z. B. auch versucht den Namen „Berlin“ von Bär abzuleiten. Diese falsche Etymologie scheint auch schon die Wahl des Stadtwappens beeinflusst zu haben. Andere fanden das wendische Wort „bralin“ (= Fischgitter) als namengebend, weil an der Spree Fische gefangen wurden, obschon man wissen müsste, dass eine solche Unauffälligkeit und Selbstverständlichkeit bei den Bewohnern höchst unbeachtet bleibt. — Auffallend und unsere Etymologie bestätigend ist aber das besonders betonte Masculinum des Wortes „berlin“, denn man sagte: der berlin a. d. Elbe (bei Magdeburg), der berlin bei Frankfurt a. d. Oder, der berlin in Böhmen u. ä., ein Beweis, dass das Wort auch im deutschen Gebrauche ebenso männlichen Geschlechtes war wie im Slavischen.

Es tritt demnach im kleinen nicht so häufig und so klar die Synglosse, die Gemeinsamkeit des Ursprunges der Sprachen, an den Tag, wie an diesem Beispiele, denn sie zeigt am nachdrücklichsten die organischen Fehler der bisherigen Sprachforschung. Naturgemäss kann man die lebenden Sprachen nur aus den nächstverwandten älteren oder ältesten erklären. In der Wirklichkeit geschieht es aber meist umgekehrt, trotzdem es eine handgreiflich widersinnige Vergrösserung der dabei zu besiegenden Schwierigkeiten ist, wenn man von zwei Sprachen jene, die man für die jüngere, daher unreinere halten muss, zum Objekte des Studiums machen will, um auf dieser Fährte die Grundlage zur Erklärung der älteren, reineren und einfacheren zu gewinnen. — Das Verständnis für diesen Forschungsmodus wird sich freilich noch lange nicht einstellen, weil es einmal unsympathisch ist bei derlei mit Slavischem zu kommen und mitzuoperieren; aber die Zukunft wird sich damit *nolens-volens* schliesslich doch befreunden müssen.

Hiemit sind die sprachgeschichtlichen Metamorphosen des Begriffes „berlin“ von ihrer primären slavischen Auffassung bis heute in genetischer Kontinuität festgelegt. Dieser topische Name selbst muss nach allem einst derart allgemein und prägnant gewesen sein, dass es bis heute noch niemandem einfiel die Urform desselben irgendwie zu ändern. — Überhaupt kann die Tatsache nicht unerwähnt gelassen werden, dass man in Deutschland für die Konservierung der vorgefundenen slavischen Originalnamen weit mehr Verständnis hatte, wie etwa in Österreich-Ungarn, wo man selbst in jenen Gebieten, wo die slavischen Bewohner weiter autochthon geblieben sind, nicht davon ablassen konnte, die überkommenen historischen Namen tunlichst als originalslavisch unkenntlich zu machen. Allerdings besteht da ein organischer Unterschied: in Deutschland ging die bodenständige slavische Bewohnerschaft langsam und unfühlbar in die deutsche über; ein Bedürfnis, zugleich auch die topischen Namen zu wechseln, stellte sich nicht ein, da man an diese seit jeher gewohnt war. Anders war es in Österreich-Ungarn, wo die Deutschen und Magyaren sozusagen als Usurpatoren auftraten, daher die ihrer Sprache nicht zusprechenden Ortsnamen durch Übersetzung, Anpassung oder Neubenennung änderten. — M. Žunkovič.

*

VI. Phanagora.

„Phanagora“, auch „Phanagoria“, heisst schon im grauen Altertume die asiatische Grenzstadt am kimmerischen Chersones, welcher

bekanntlich auch die Grenze zwischen Europa und Asien bildete (Strasse von Kerč und Jenikale) und wo sich später auch die russische Festung „Phanagori“ befand. —

Die Volkssagen wollen, wie Strabo erzählt, wissen, dass der Name von einem Griechen, namens Phanagoras, herrühre, der sich vor dem persischen Übermute flüchten musste, und sodann hier die Stadt „Phanagora“ gründete. In Wirklichkeit bedeutet der Name lediglich: Grenzberg (nach Žunkovič altslav. „van“ Grenze, Wand; „gora“ Berg, Höhe) und ist der Ortsname daher zweifellos reinslavischen Ursprungs. Erwähnenswert ist es auch, dass der südlich davon gelegene Punkt in Asien, an der Einfahrt in den Mäotischen See, „Indike“ hiess, wie eben die Griechen den Namen ihrer Spracheigenart nach schrieben, der aber in Wirklichkeit nur „Vindike“ gelautet haben mag, und im Slavischen wieder nur einen Grenzort („vin, ven“ Grenze) sprachlich kennzeichnet. Die auf europäischer Seite gegenüberliegende Stadt hiess im Altertume „Pantikapäum“, worunter sich wahrscheinlich auch ein verballhornter slavischer Ortsname birgt. Es war dies das berühmte Emporium der europäischen Bosporanen, das auch als Residenz des Mithridates, des Königs im Pontus, geschichtlich bekannt ist, und scheint hier der Stapelplatz für den im Dnjepr reichlich gefundenen Bernstein gewesen zu sein. (Vrgl. auch „Staroslovan“, 1913, S. 205—207).

„Phanagora“ hiess ursprünglich wohl nur ein Berg daselbst, der sich zunächst des Meeresufers befand und von dem auch ein Teil in die See abrutschte. Auf der Kuppe stand einst ein Denkmal, welches beim Einsturze herabkollerte und dabei in Trümmer ging. Doch haben sich davon ein grosser Sockel mit einer Inschrift, und zwei Sandsteinstatuen erhalten, denen jedoch der Kopf fehlt. Die Inschrift soll in altgriechischem Lapidarstil und in griechischer Sprache verfasst gewesen sein. Es sei dies keineswegs im Prinzipe bestritten, doch berechtigt dabei das einleitende Hauptwort „Komocarya“ zu einer begründeten Skepsis, denn dieses Wort sagt im Slavischen das, was der Berg wahrscheinlich auch war: Carengrab, denn „χῶμα“ bedeutet im Griechischen allerdings Hügel, Grab, aber im Slavischen hat „kam, kom, gomila, hum“ doch die gleiche Bedeutung. Viel klarer spricht aber dafür noch der Begriff „carja“, d. i. der Genetiv von „car“, daher jenes Wort weit eher als „Grab des Caren“ etymologisch anzusehen ist, als ein Eigenname, wie man bisher allgemein annahm.

V. T. Ugorskij.

Slavische Geschichtsquellen.

I.

Berichte muselmannischer Schriftsteller über die Slaven bis zum Ende des X. Jahrhundertes.

Mitgeteilt von J. v. Meduna.

(Fortsetzung.)

Ibn-Jakubs Reisebericht über die Slaven aus dem Jahre 965.

Während die Nachrichten der vorgenannten arabischen Schriftsteller manches Skizzenhafte enthalten und vielfach auch der Sage Raum gewähren, verdienen weit mehr Beachtung die hinterlassenen Schriften des spanischen Arabers Abu Obejd Abdullah Al-Bekri, kurz Al-Bekri genannt.

Aus angesehener Familie stammend, genoss er in Cordova eine ausgezeichnete Erziehung und wurde, seines vielseitigen Wissens wegen, berühmt. Einige Zeit lebte er am Hofe von Sevilla; Spanien verliess er nie und starb im Jahre 1094 im hohen Alter, zahlreiche Abhandlungen aus der Sprachforschung, Medizin und Geographie hinterlassend. Hochgeschätzt ist sein „Buch der Wege und Länder", in welchem fast alle Teile der damals bekannten Welt geschildert werden. Da Al-Bekri ausser in Spanien nirgends reiste, so verfasste er sein Buch auf Grund der Berichte von Augenzeugen, sowie älterer und zeitgenössischer Mitteilungen. Die Berichte über die slavischen Völker zeichnen sich durch wertvollen Inhalt und zusammenhängende Darstellung aus und sind eine so ergiebige Quelle für die Kenntnis der damaligen slavischen Kultur, dass bis heute keine anderen Geschichtsquellen sich mit seinen Aufzeichnungen vergleichen lassen. Al-Bekri verwertete vor allem die Mitteilungen des Juden Ibn-Jakub, welcher in der zweiten Hälfte des X. Jahrhundertes Böhmen, Polen und die Länder der Elbeslaven bereiste, ferner erhielt er von anderen Reisenden wieder vertrauenswürdige Auskünfte über die Bulgaren, Preussen, die normannischen Russen und andere nordische Völker.

Auf die Berichte, welche Al-Bekris „Buch der Wege und Länder" enthält, wurde der russische Gelehrte Kunik von dem um die Ent-

deckung bisher unbekannter orientalischer Geschichtsquellen hochverdienten Professor de Goeje in Leyden aufmerksam gemacht. Behufs Übersetzung derselben wandte sich Kunik an den Akademiker Baron Rosen, der sich dieser Arbeit unterzog und sie in russischer Sprache veröffentlichte. Professor de Goeje hat später den arabischen Text nochmals einer genauen Prüfung unterzogen und gab das Resultat seiner Forschungen unter dem Titel *„Een belangriik arabisch bericht over de Slawiche volken omstreeks 965 n. Chr.“* heraus. Das rege Interesse, welches dieser Geschichtsquelle entgegengebracht wurde, gab Anlass zu weiteren Forschungen und Aufklärungen, unter welchen die ausführliche und gründliche Abhandlung des Realschulprofessors in Riga, Friedrich Westberg, hervorgehoben werden muss. Derselbe hatte seine eingehende Studie der Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg vorgelegt. Im *„Časopis musea Království Českého“*, pag. 293—300 des Jahrganges 1880, referiert Josef Jireček über die Abhandlung des Leydener Professors de Goeje, indem er zugleich die böhmische Übersetzung der Nachrichten des Ibrahim Ibn-Jakub aus dem Holländischen veröffentlicht.

Solch eingehende Bearbeitungen von berufener Seite haben Al-Bekris Wiedergabe des Ibn-Jakubschen Reiseberichtes der Allgemeinheit zugänglich und verständlich gemacht; wenn aber heutzutage einige dunkle oder zweifelhafte Stellen des arabischen Textes noch der Aufklärung harren, so lässt sich hoffen, dass im Laufe der Zeit durch weitere Forschung deren richtige Bedeutung geoffenbart wird.

Was die Persönlichkeit desjenigen betrifft, der diesen Reisebericht über die slavischen Länder erstattet hat, nämlich den Israeliten Ibrahim Ibn-Jakub, so war er entweder in Südspanien oder im westlichen Nordafrika geboren, und zweifelsohne ein Handelsmann, als welcher er sich an vielen Stellen seines Berichtes — der fast ohne politische Färbung ist — verrät, und wohl vornehmlich, wie viele seiner Glaubensgenossen, Sklavenhändler war; auch scheint er seine Aufzeichnungen hauptsächlich für Sklavenhändler verfasst zu haben. Während seiner Reisen in den slavischen Ländern war Prag sein Hauptaufenthaltsort. Er, der Vielgereiste, bezeichnete Prag als die „reichste Handelsstadt“. Hier, wo Kaufleute und Waren aus allen Weltteilen zusammenströmten, hatte er Gelegenheit, mit Angehörigen der verschiedensten Völker, hauptsächlich Slaven, in persönlichen Verkehr zu treten, daher anzunehmen ist, dass Ibn-Jakub neben anderen Idiomen auch der damals sehr verbreiteten slavischen Sprache mächtig war. Schon auf seiner Reiseroute, die ihn durch das Adriatische Meer über Friaul, ferner über die gegenwärtig innerösterrei-

chischen Länder, also durch damals vollkommen slavische Gebiete nach Böhmen führte, musste er sich der slavischen Sprache bedienen. Von Prag reiste Ibn-Jakub nach Magdeburg — in jener Zeit ein Hauptstapelplatz für den Handel mit dem slavischen Norden — erschien dort vor dem deutschen Kaiser Otto dem Grossen, der in dieser Stadt eben eine bulgarische Gesandtschaft empfing, und begab sich dann in die weiten Gebiete der Slaven zwischen der Elbe und der Ostsee. Nachdem er noch Polen besucht hatte, wählte er für den Rückweg in die Heimat dieselbe Route, nämlich den Weg über Prag und das Adriatische Meer.

Im Folgenden ist der Bericht Ibn-Jakubs mit jenem Inhalte wiedergegeben, wie ihn de Goeje im Jahre 1880 in holländischer Sprache veröffentlicht hatte, mit Hinzufügung von Änderungen und Erläuterungen, wie sie die Ergebnisse der seitherigen Forschungen notwendig machten.[1]) Ibrahim Ibn-Jakub sagt:

I. Die Slaven (Sakalib) stammen von den Nachkommen Madajs, des Sohnes Japhets, ab; ihre Wohnungen erstrecken sich vom Norden bis dass sie zum Westen gelangen.[2]) Die Länder der Slaven ziehen sich vom Syrischen Meere bis zum umringenden Meere nach Norden.[3]) Nördliche Völker bemächtigten sich eines Teiles derselben und wohnen bis heute dort. Die Slaven bestehen aus mehreren Stämmen. In früheren Zeiten waren sie geeinigt unter einem König, welcher den Namen Macha führte und jenem Volksstamme angehörte, welcher Wjebaba[4]) hiess und grosses Ansehen unter ihnen genoss. Sie veruneinigten sich dann, das gemeinsame Band wurde gelöst und in jedem Stamme regierte ein Fürst.

II. Ihrer Fürsten sind gegenwärtig vier: Fürst al-Bekarin,[5]) Bujslav, Fürst von Fraga, Bujma und Krakva,[6]) Meška, Fürst des Nordens,[7]) und Nakun im äussersten Westen.[8])

---

[1]) Die Erläuterungen sind hauptsächlich dem Rigaer Professor Friedrich Westberg zu verdanken.

[2]) Diese Einleitung ist von Al-Bekri in den Bericht Ibn-Jakubs eingeschoben und entspricht der Tradition von der Abstammung der Slaven bei den Arabern.

[3]) Das umringende Meer ist die arabische Bezeichnung für den Ozean, hier die Ostsee.

[4]) Wljnbaba, Walinane, Wolgaanwohner, In pag. 23. Heft 1 v. J. 1914 des »Starcslovan« ist ersichtlich, dass Al-Masudi deren Herrscher Madschak nannte, was mit Macha übereinstimmt.

[5]) Car der Bulgaren, Peter, der Sohn Simeons.

[6]) Boleslav, Herzog von Böhmen, zu dessen Reiche neben Mähren und der Slovakei noch das südliche Schlesien, dann Kleinpolen mit Krakau gehörte.

[7]) Meška (Mscislav), Herzog von Polen.

[8]) Nakun, der Fürst der Obodriten.

III. Das Land Nakuns grenzt im Westen an Sachsen und an einen Teil vom Lande Marman.[9]) In Nakuns Land sind niedrige Kornpreise, es ist reich an Pferden, welche von dort in andere Länder ausgeführt werden. Seine Leute sind gut ausgerüstet, mit Harnischen, Helmen und Schwertern. Von Burg bis Majalih[10]) sind 10 Meilen,[11]) von da bis zur Brücke 50 Meilen und das ist eine Brücke von Holz,[12]) eine Meile lang. Von der Brücke bis zur Festung (oder Burg) des Nakun sind etwa 40 Meilen; sie heisst Azzan[13]) und bedeutet die „grosse Burg". Südlich von Azzan liegt eine Burg,[14]) gebaut in einem Süsswassersee.

IV. Und auf diese Weise legen die Slaven den grössten Teil ihrer Festungen an; sie begeben sich auf sumpfiges Land, reich an Wasser und Gestrüpp, und bezeichnen dort eine runde oder viereckige Fläche, je nach Form und Grösse, welche sie der Festung geben wollen. An der Umfassungslinie wird ein Graben ausgehoben, die Erde zu einer Brustwehr angehäuft, die mit Planken und Pfählen bekleidet und festgestampft wird, bis der Wall die gewünschte Höhe erreicht hat. An der fürgewählten Seite wird hierauf ein Tor abgemessen und vor demselben eine hölzerne Brücke errichtet.[15]) Von der Festung Azzan bis zum Ozean sind 11 Meilen. Die Heere können in das Reich des Nakun nur mit Schwierigkeiten eindringen, weil das ganze Land nur aus sumpfigen Wiesen, Gestrüppe und Morästen besteht.

V. Was das Reich Bujslavs betrifft, so umfasst seine Länge von der Stadt Fraga bis zur Stadt Krakva eine dreiwöchentliche Reise. Dieses Reich grenzt im Süden an das Land der Türken.[16]) Die Stadt Prag ist erbaut aus Stein und Kalk und ist die reichste Handelsstadt.

---

[9]) Die Westslaven bezeichneten mit Marman das Land der ihnen angrenzenden Normannen, hier der Dänen (Dänemark).

[10]) Burg, ein Ort unweit Magdeburg. Majalih bedeutet: bis zu dem, »was angrenzt«, d. i. hier die Grenze des Slavenlandes.

[11]) Die dort übliche Meile hatte eine Länge von 3 bis 4 Kilometer.

[12]) Bollbrück bei Perleberg, also keine Elbebrücke.

[13]) Westberg zeigt nach sehr gründlicher Beweisführung, dass unter Azzan das heutige Schwerin zu verstehen ist.

[14]) Diese Burg befand sich auf der gegenwärtigen Schlossinsel im Schweriner See.

[15]) Diese Darstellung des westslavischen Burgenbaues ist vom militärischen Standpunkte aus vollkommen korrekt. In dem vorhandenen Terrain konnten Befestigungen nur aus Erde aufgeführt werden; die Bekleidung mit Planken und Pfählen machte sie nicht nur widerstandsfähiger, sondern gewissermassen auch sturmfrei; die Gräben waren wahrscheinlich mit Wasser gefüllt.

[16]) Unter Türken sind die Magyaren gemeint; diese Bezeichnung war damals allgemein üblich.

Es kommen dorthin aus der Stadt Krakva Russen[17]) und Slaven mit Waren; aus dem Lande der Türken kommen Muselmänner, Juden und Türken ebenfalls mit Waren und gangbaren Münzen und führen von ihnen Sklaven, Zinn und verschiedene Sorten Blei aus. Dieses Land (Böhmen) ist das beste von den Ländern des Nordens und das reichste an Lebensmitteln. Für einen „penže“ [18]) verkauft man so viel Getreide, dass es einem Menschen für einen Monat genügt, und Gerste verkauft man für dieselbe Münze so viel, als ein Lasttier für 40 Tage braucht. Man verkauft bei ihnen 100 Hühner ebenfalls für einen „penže“.[19]) In der Stadt Prag werden Sättel, Zäume und Lederschilde verfertigt, welche in ihren Ländern gebraucht werden. Im Lande Böhmen macht man leichte Tüchelchen sehr dünnen Gewebes, Netzen ähnlich, welche zu nichts taugen, die aber bei ihnen einen festen Preis haben, nämlich 10 Tüchelchen für einen „penže“. Mit ihnen berechnen und handeln sie, sie haben ihrer ganze Kisten voll; sie gelten bei ihnen als Reichtum; kostbare Sachen kann man dafür kaufen, wie: Sklaven, Weizen, Pferde, Gold, Silber usw. Bemerkenswert ist, dass die Bewohner von Böhmen brünett und schwarzhaarig sind; der blonde Typ findet sich selten bei ihnen.[20])

VI. Der Weg von Magdeburg[21]) in das Land des Boleslav ist

---

[17]) Russen war die Bezeichnung für Normannen.

[18]) Penize, böhm. Geld im allgemeinen; »penže« muss aber dennoch einst auch eine Münzeinheit gewesen sein, u. zw. wahrscheinlich eine Silbermünze.

[19]) de Goeje las dieses Wort im arabischen Texte für »knšar«, Professor Josef Karabaček, welcher Konjektur auch Baron Rosen zustimmte, für »penže«. Westberg hielt es für verstümmelt aus »denar«. Wir entschieden uns selbstverständlich für die Lesart »penže«. Wenn hervorragende Gelehrte einem und demselben Worte des Manuskriptes ganz verschiedene Auslegungen gaben, so ist auch hier erwiesen, dass die Philologie in einem Handschriftenstreite keine Entscheidung fällen kann; diese liegt auf anderen Gebieten. Etwas ähnliches geschah bei der Grünberger Handschrift, welche als Fälschung erklärt und Hanka als Falsifikator bezeichnet wurde. Das Wort »tetva« fand die verschiedenartigste Auslegung und auch Hanka wusste sich damit keinen Rat (wodurch wohl jeder Gedanke an eine Fälschung seinerseits ausgeschlossen ist); erst Žunkovič erklärte i. J. 1911 dieses Wort als ein altpolnisches mit der Bedeutung Dynastie; er fand es in Lindes polnischem Wörterbuch, als einen bereits um das Jahr 1800 aus dem Gebrauche getretenen Begriff.

[20]) Diese Mitteilung kann Ibn-Jakub nur im Gegensatz zu den übrigen Slaven gemacht haben; sie lässt sich nach Westberg sehr wohl erklären, wenn das zum Reiche Boleslavs gehörige Mähren gemeint ist, als Folge einer starken Vermischung mit fremden Steppenvölkern, welche von jeher nach der pannonischen Tiefebene strömten, die einen Teil von Grossmähren gebildet hatte.

[21]) In dem arabischen Texte wurde dieses Wort mit Meznbrg übersetzt und für das heutige Merseburg genommen. Westberg liest jedoch im Texte Madibrg und das kann nur Magdeburg sein. Dieses wird schon i. J. 805 als einer von den

folgender: Von Magdeburg nach Kaliva[22]) 10 Meilen, und von da bis Nienburg 2 Meilen. Dies ist eine Festung, erbaut aus Stein und Mörtel; sie liegt gleichfalls am Flusse Saale, in welchen die Bode mündet. Von der Festung Nienburg bis zur Salzsiederei der Juden,[23]) welche gleichfalls am Flusse Saale liegt, sind 30 Meilen. Von da bis zur Festung Nurnchjn,[24]) welche am Flusse Mulde liegt . . . .[25]) und von da bis zum Rande des Waldes sind 25 Meilen. Dieser Wald ist bis zum anderen Rande 40 Meilen lang; der Weg führt über Berge und Wildnisse.[26]) Vom Walde bis zur hölzernen Brücke[27]) durch einen Sumpf ungefähr 2 Meilen. Vom Ende des Waldes und über diese Brücke kommt man nach Prag.

VII. Was das Reich Meškas betrifft, so ist es das grösste der Slavenländer; es ist reich an Getreide, Fleisch, Honig und Fischen. Die Abgaben werden mit Münzen erlegt und damit bezahlt er (Meško) den Unterhalt seines Fussvolkes; jeder bekommt monatlich einen bestimmten Teil. Er hat 3000 Geharnischte, das sind aber Krieger, von denen ein Hundert gleichkommt zehn Hunderten anderer. Und er (Meško) gibt ihnen Kleider, Waffen und alles, was sie brauchen. Wenn jemandem von ihnen ein Kind geboren wird, so wird ihm ein Gehalt zugewiesen gleich nach der Geburt des Kindes, sei es männlichen oder weiblichen Geschlechtes. Und wenn es die Volljährigkeit erreicht, so verschafft er ihm ein Weib, falls es männlichen Geschlechtes ist, und er (Meško) zahlt auch das Hochzeitsgeschenk dem Vater des Mädchens. Falls das Kind weiblichen Geschlechtes ist, so verschafft er ihm einen Mann und zahlt dem Vater des Mädchens das Hochzeitsgeschenk.

VIII. Das Hochzeitsgeschenk bei den Slaven ist sehr bedeutend, und sind ihre Gebräuche in dieser Beziehung ähnlich den Gebräuchen der Berber. Wenn jemandem zwei oder drei Töchter geboren werden, so sind sie Ursache seiner Bereicherung; wenn ihm aber zwei oder drei Söhne geboren werden, so sind sie Ursache seiner Verarmung. Und die Verheiratung geschieht nach Gutdünken ihres Fürsten, nicht nach ihrer Wahl; der Fürst übernimmt die Sorge für ihre

Handelsplätzen genannt, in denen die nach den Slavenländern handelnden Kaufleute mit Vertretern jener zusammentrafen, und Ibn-Jakub war ein Handelsmann, welcher Magdeburg der Geschäfte wegen aufsuchte.

[22]) Kalbe an der Saale.

[23]) Wahrscheinlich Dürrenberg an der Saale.

[24]) Dürfte Nerchau an der Mulde sein.

[25]) Hier ist augenscheinlich die Meilenzahl ausgelassen.

[26]) Das Erzgebirge.

[27]) Die Stadt Brüx (Mosty) an der Biela.

Ausgaben und die Kosten für die Hochzeit lasten auf ihm. Und er ist wie ein zärtlicher Vater für seine Leute.[28]

IX. An Meškos Reich grenzen im Osten die Länder der Rus, im Norden die Länder der Prus. Die Prus wohnen am umringenden Meere (Ostsee); sie haben eine besondere Sprache und verstehen nicht die Sprache der ihnen benachbarten Völker. Sie sind durch ihre Tapferkeit berühmt; wenn Feinde in ihr Land einfallen, wartet niemand, bis sich seine Kameraden mit ihm vereinigen, sondern er geht allein vor, ohne sich um jemand zu kümmern und kämpft mit seinem Schwerte so lange, bis er fällt. Und auf sie führen die Russen, von Westen kommend, Überfälle aus[29] und berauben sie; die Russen kommen auf Schiffen.

X. Im Westen von den Rus[30] ist die Stadt der Weiber,[31] sie besitzen Ländereien und Sklaven. Sie werden von ihren Sklaven schwanger und wenn eines einen Sohn gebärt, so wird er getötet. Sie reiten auf Pferden, ziehen in den Krieg und besitzen Kühnheit und Tapferkeit. Es sagt Ibrahim, der Sohn Jakubs der Israeliten: „Die Nachricht über diese Stadt ist wahr; erzählt hat sie mir Huta, der König der Rum.“[32]

XI. Und westlich von der Stadt der Weiber siedelt der slavische Stamm der Wolinane.[33] Er wohnt in sumpfigen Gegenden, nordwestlich vom Lande des Meško. Die Wolinane haben eine grosse Stadt am Weltmeere (Ostsee),[34] welche zwölf Tore und einen Hafen hat, für welchen sie ausgezeichnete Hafenordnungen haben. Sie führen

---

[28]) Dieser Passus bezieht sich offenbar nur auf seine, Meškos, Gefolgschaft, welche oben als Fussvolk bezeichnet wurde und der er den ganzen Lebensunterhalt besorgte.

[29]) Auch unter diesen Russen sind wieder die Normannen gemeint, welche von ihren Stammsitzen in Schweden, also von Westen kommend, die Ueberfälle auf die Küstengebiete der Preussen ausführten.

[30]) Darunter sind die östlichen Russen, d. h. die in Russland zu Schiff eingefallenen und dort ansässig gewordenen Normannen zu verstehen, welche vornehmlich die Küstengebiete besetzten.

[31]) Wenn westlich von den östlichen Russen die Stadt der Weiber (eigentlich Staat, denn sie besassen Ländereien) gelegen ist und wieder westlich von diesen (wie in XI angeführt) das slavische Volk der Wolinane seine Sitze hatte, so kann es nach diesen geographischen Angaben keinem Zweifel unterliegen, dass der Weiberstaat im Gebiete der litauischen Stämme zu suchen ist, wenn es sich da überhaupt nicht um das Märchen von einem Amazonenstaate handelt, das Ibn-Jakub ernst nahm.

[32]) Otto I. der Grosse, Kaiser der Deutschen, gekrönt vom Papste in Rom i. J. 962.

[33]) Deren Gebiete machten einen Teil von Pommern aus.

[34]) Wolin, die berühmteste Seehandelsstadt der Westslaven.

Krieg mit Meško, ihre Macht ist gross.[35]) Sie haben keinen König und sind Niemandem untertan; ihre Ältesten sind ihre Oberen.

XII. Was den König al-Bekarin (Car der Bulgaren) betrifft, so sagt Ibn-Jakub: Ich habe sein Land nicht betreten, aber ich habe seine Gesandten in Magdeburg gesehen, als sie zu König Huta[32]) kamen. Sie trugen enge Kleider, waren mit langen Gürteln umgürtet, welche mit goldenen und silbernen Knöpfen geschmückt waren. Ihr König ist hohen Ranges, trägt eine Krone am Haupte, hat Beamte, Sekretäre und Verwalter; seine Anordnungen und Verbote erfolgen nach festgesetzten Regeln und Zeremonien, wie es bei Königen und Fürsten üblich ist.[36]) Die Bulgaren verstehen fremde Sprachen, das Evangelium übersetzen sie in die slavische Sprache; sie sind Christen. Ibn-Jakub sagt: Es nahmen an das Christentum der Car der Bulgaren, als er die Stadt Konstantinopel belagerte, bis es dessen Könige gelang, ihn mit guten Worten und grossen Geschenken zu besänftigen. Dazu gehörte auch, dass er ihm seine Tochter zur Gattin gab, sie aber bewog ihn (den Car der Bulgaren) das Christentum anzunehmen.[37]) Und sie sind bis heute Christen geblieben.

XIII. Ibn-Jakub sagt weiter: Konstantinopel liegt im Süden von Bulgarien und an dieses grenzt im Nordosten das Volk der Petschenegen; im Westen aber (von Byzanz) ist das Meer von Venedig (Bnadschia, Benátky). Das ist ein Meerbusen, welcher vom Syrischen (Mittelländischen) Meer ausgeht, zwischen dem grossen Lande (Italien) und Konstantinopel (Byzanz); er endigt bei Al Frlana (Friaul). Es bildet sich so eine Halbinsel, an der Südseite umgeben vom Syrischen Meer, an der Ost- und Nordseite vom Meerbusen von Venedig, im

[35]) Von den Kämpfen der Wolinane mit Meško gibt der mittelalterliche Geschichtsschreiber Widukind Auskunft. Im hartnäckigen Kampfe mit ihnen hatte Meško den Kürzeren gezogen, daher Ibn-Jakubs Ausspruch erklärlich ist: »Ihre Macht ist gross«.

[36]) Ibn-Jakub, welcher im Beginne seines Berichtes vier Slavenherrscher nennt, bemerkt beim bulgarischen Car ausdrücklich — und nur bei diesem — dass er dessen Land nicht betreten hat, somit geschlossen werden kann, dass er den von mancher Seite bezweifelten Besuch von Meškos Reich (Polen) ausgeführt hatte. Dafür spricht auch der ausführliche Bericht über dessen Bewohner und die Angabe der Reisedauer (drei Wochen) von Prag nach Krakau.

[37]) Hier sind zwei verschiedene Begebenheiten mit einander vermischt. Im Jahre 927 fand der Feldzug des bulgarischen Caren Peter gegen Bysanz und dessen Vermählung mit Marie der byzantinischen Kaisertochter statt. Die Christianisierung der Bulgaren erfolgte aber schon i. J. 863, als der Car Boris sich und sein Volk von griechischen Priestern taufen liess. Es geht weiters aus Ibn-Jakubs Berichten hervor, dass bereits zu seiner Zeit das, wie man glauben will, ursprünglich finische Volk der Bulgaren nicht nur seine Nationalität vollständig eingebüsst hatte, sondern auch jede Erinnerung an den unslavischen Ursprung des Staates vollkommen verschwunden war.

Westen aber bleibt ihr ein Ausweg.[38]) Slaven bewohnen beide Ufer dieses Meerbusens,[39]) von seinem Anfange im Westen bis an das Syrische Meer, im Osten die Bulgaren,[40]) im Westen andere Slaven.[41]) Diese sind die tapfersten und die Bewohner dieses Landes fürchten sich vor ihrer Macht und bitten sie um Hilfe.[42]) Ihre Länder sind hohe Berge mit schwer passierbaren Wegen.[43]) (Schluss folgt.)

M. Žunkovič:

Wer erbaute die Wallburgen in Böhmen?

Über dieses Thema gibt es schon eine ganz ansehnliche Literatur, wenn auch noch ein Übersichtswerk fehlt, das über diese Frage eine überzeugende Antwort bieten würde, denn gerade in dieser Richtung verlieren sich alle Schlussfolgerungen in ein mehr weniger phantastisches Gebiet, weil man das Schlusswort eben nicht aussprechen will. Alle Arbeiten dieser Art, mögen sie sonst vom archäologischen Standpunkte noch so gediegen sein, weichen daher entweder der Ursprungsfrage über die ethnographische Provenienz solcher Wallbauten immer vorsichtig aus, oder befassen sich mit infantilen Etymologien, die der Sache mehr schaden als nützen, da sie die Mitwelt sowie die nachfolgenden Forscher damit nur irreführen. Und doch liegt gerade darin, weshalb eine solche Wallburg nur so und nicht anders lautet, die Lösung jenes völkergeschichtlichen Geheimnisses verborgen, das heute für uns der wertvollste Teil der Forschung sein muss, d. i. die Beantwortung der ethnologischen Frage: wer hat diese zahlreichen Wallburgen erbaut?

[38]) D. h. die Verbindung mit dem Festlande.

[39]) Ibn-Jakub denkt sich Italien und die Balkanhalbinsel von Ost nach West erstreckt und unterscheidet ein östliches und westliches Ufer derselben illyrischen Küste; dabei sagt er »beide Ufer«.

[40]) Es ist zu berücksichtigen, dass das Reich der Bulgaren im X. Jahrhunderte bis an das Adriatische und Jonische Meer reichte.

[41]) Slovenen, Kroaten und Serben.

[42]) Unter »Bewohner dieses Landes« ist die romanische Bevölkerung Dalmatiens zu verstehen, in welchem Lande sich zur römischen Kaiserzeit eine grossartige und glänzende Kultur entwickelt hatte. Als später die romanische Bevölkerung auf die Inseln und einige Küstenstädte zurückgedrängt wurde, entwickelten sich jene eigenartigen Verhältnisse, welche Ibrahim Ibn-Jakub hier andeutet.

[43]) Die Beschreibung des Adriatischen Meeres und dessen Küstenländern zwingt zur Annahme, dass Ibn-Jakub durch dieses Meer, dann über Friaul und die Länder der Ostalpen nach Böhmen gereist ist. Der gänzliche Mangel jeder anderen Route in seinen Aufzeichnungen lässt keinen anderen Schluss zu.

Mit welcher politischen Vorsicht die Beantwortung dieser Frage allgemein umgangen oder mit welcher Schwerfälligkeit und Urteilslosigkeit sie gegebenenfalls behandelt wird, zeige folgendes Beispiel:

In den „Mitteilungen der k. k. Centralkommission" (Wien, 1868) schreibt Dr. Jul. Födisch über „Verschlackte Wälle in Böhmen", dann „Die Steinwälle Böhmens", wobei er zuletzt die sich selbst hervordrängende Frage zu beantworten sucht, welches Volk wohl jene Bauten aufgeführt haben mag. Er beantwortet sie nun selbst dahin, vorerst richtig schliessend, dass die Aufführung dieser so imponierenden Schutzbauten eine dichte Bevölkerung daselbst voraussetzen lässt, die nicht nomadisch von einem Ort zum andern wanderte, sondern an einem Orte, auf seinem Grund und Boden dauernd ansässig, haftete. Die auf solchen fortifikatorisch verstärkten Zufluchtsstätten vorgefundenen Kulturbelege, wie Waffen, goldene und bronzene Schmuckgegenstände oder Gefässe, Münzen, Urnen, allerlei Geräte u. ä. führen Dr. Födisch zu dem gleichfalls richtigen Schlusse, dass jene Schutzbauten einem durch lange Zeit in Böhmen ansässigen Volke der Bronzeperiode angehören müssen; sie bildeten die eigentlichen Burgen dieses Volkes, in die sich dasselbe bei drohender feindlicher Gefahr stets zurückzog. — Nun kommt aber die Abschwenkung von der Logik, denn auch dieser Forscher wird schliesslich von dem Keltenmärchen, das immer einsetzt, wenn man den Namen „Slaven" geschickt umgehen will, hypnotisiert.

Die Begründung, dass es Völker keltischen Stammes waren, die jene Wallburgen erbauten, wird darauf basiert, dass man auch in Frankreich, England und Schottland, die doch einst von Kelten bewohnt waren, ganz ähnliche Bauten vorgefunden. Dies beweist jedoch nichts, denn mit demselben Rechte, wie die böhmischen Wallburgen den „keltischen" in England und Frankreich nachgebildet sein können, kann man behaupten, dass es ebenso umgekehrt sein kann. Alle Beweise dieser Art führen aber leicht zu doppelten Fehlschlüssen, denn solche Bauten können überall, also auch da wie dort, ohne Vorbilder entstehen, nachdem für die Vorsorgen des menschlichen Selbsterhaltungstriebes überall derselbe Sinn obwaltet, weil das menschliche Denken schon nach seinen natürlichen Gesetzen sowie auf der Bahn der Selbstentwicklung unter gleichen Prämissen zu gleichen Folgerungen kommt. Bauten dieser Art sind daher fast überall gleich; Abweichungen untereinander werden lediglich durch Äusserlichkeiten d. i. die Terrainkonfiguration und die Art des verfügbaren Materiales bestimmt.

Das wissenschaftlich weit Wichtigste dabei ist aber die Tatsache, dass solche Zufluchtsstätten und technisch verstärkten Schutzpunkte

in ganz Europa, aber auch weiter hinaus, Namen führen, die entschieden slavisch sind. Jene „keltischen" Erbauer derselben waren daher Slaven, oder Leute, welche die gleiche Sprache redeten, wie die heutigen Slaven im allgemeinen, wenn jemanden die direkte Apostrophierung „Slave" konvulsivisch macht.

Diese Behauptung ist an tausenden konkreter Beispiele leicht erwiesen. Weshalb heissen denn in Böhmen die wichtigsten Wallburgen: Blanik, Bukovec, Cirkovice, Dřevič, Hradiště, Katovice, Ostrov, Ostry, Pecka, Plešivec, Soběslav, Svatobor, Třemšin, Tugošt, Věnec, Vladař, Vyvratek, Zborov u. ä.? Sind dies „keltische" Namen?! — Wir kennen doch heute schon von den meisten die Etymologie und wissen, dass diese mit dem Charakter der Lokalität in strenger Relation steht.

Wir müssen aber hier gleich auch jener wissenschaftlichen Dienstbeflissenheit, welche sich in solchen Fällen mit zweifelloser Sicherheit einstellt, um die Slavizität dieser Namen zu beargwöhnen, den Boden entziehen, denn sie würde sonst gewiss sagen: ja, die Sache stimmt heute allerdings, aber die Slaven haben bei ihrer Einwanderung in Böhmen diese riesigen Wehrbauten schon vorgefunden und sie sodann ihrer Sprache gemäss entsprechend benannt. Und gerade diese Einwendung ist unhaltbar, wenn man vor allem erinnert, dass gerade die frühere Wissenschaft mit diesen nichts zu machen wusste und sie fortgesetzt für Opferstätten, Tempelbezirke, Fana u. drgl. ansah. Weshalb sollen aber hingegen die „barbarischen" Slaven, die man ja in ihrer Urzeit immer wie das liebe Vieh hingestellt wissen will, alle diese Stätten richtig klassifiziert und demnach auch entsprechend benannt haben? Woher wussten sie so viel Begriffe und Unterschiede dieser Art, wenn ihnen ihrer Kulturlosigkeit wegen derlei Schutzbauten doch völlig unbekannt gewesen sein müssten? Weshalb findet man beim Aufgraben solcher Wallburgen in der Erde Goldmünzen mit der Prägung: „en cekin, biat, biatec", also mit slavischen Inschriften, die augenscheinlich weit älter sind als alle die römischen? Hat diese vielleicht auch Hanka gefälscht und in den diversen Wallburgen Europas vergraben, um die Welt dahin irrezuführen, dass es im Altertum in Europa auch schon Slaven gab?!

Das „Kelten"-Rätsel geht daher intensiv seiner natürlichen Lösung entgegen, denn wir erkennen immer klarer, wie man geschickt alle Geschichtslücken mit den „Kelten" zustopft, wenn man die historische Existenz der Slaven anders nicht wegeskamotieren kann. Diese andauernden Versuche, die wahren Tatsachen durch falsche Lichtspiegelungen unkennbar zu machen, nehmen seither, als die topono-

mische Etymologie so beweiskräftig in den Dienst dieser wissenschaftlichen Aufhellung gestellt wurde, schon derartig lächerliche Formen an, dass es bald überflüssig wird, diesen Irrlichtern noch mit weiteren Argumenten entgegenzutreten.[1])

Betrachtet man nun eine dieser grösseren Wallburgen etwas näher, so findet man alle vorausgeschickten Annahmen bestätigt. Als Beispiel diene der grosse altfortifikatorische Komplex des „Vladař“. Auf dem 692 *m* hohen Basaltplateau nächst Luditz (südöstlich Karlsbad) befindet sich ein Netz von Wallbauten, die so angeordnet sind, dass sie die gefährlicheren Seiten der Höhe zweifach, mitunter auch dreifach absperren. Das Plateau selbst hat eine Peripherie von 40 Gehminuten. Auf der Höhe selbst befindet sich ein Teich mit ständigem Grundwasser, was die Verteidigungsfähigkeit der Befestigung ausserordentlich erhöhte. Gegen Osten und Südosten fällt die Höhe steil ab, ist daher von Natur aus sturmsicher gestaltet. Der Ringwall um das Plateau ist sogar verschlackt, eine technische Verstärkungsmethode, deren Ausführung noch heute nicht ganz geklärt ist, denn einem solchen Walle war mit den einstigen Waffen schwer beizukommen, und die Verteidiger werden auch nicht müssig zugesehen haben, wenn der Angreifer das letzte Bollwerk auseinanderschlagen wollte.

Dieser Punkt diente sonach als die letzte Zufluchtsstätte oder als die Zentralbefestigung jenes Gebietes, namentlich wenn man sonst schon überall geschlagen war. Die Höhe „Vladař“ konnte aber tatsächlich die Bewohner jenes Gebietes nebst der wichtigsten Habe und den nötigsten vitalen Bedürfnissen ihrer Geräumigkeit und ihres Wasserreichtums wegen leicht aufnehmen. Es war dies sonach

[1]) Jüngst hat eine böhmische Zeitschrift auch unsere Darlegungen über die alte Slavizität der Albaner zu bestreiten versucht und will entdeckt haben, dass dieselben zweifellos Illyrer waren. Ja, wer waren aber die Illyrer, die doch ihre Wohnsitze mit: Borova, Červeni, Drač, Gradišta, Gorica, Korica, Kamnica, Kula, Morava, Straž, Žabjak u. ä., also genau so, wie alle sonstigen Slaven Europas, benannten? Wann wohnten also die Slaven in Albanien, um diese Namen zu geben? In der Neuzeit und im Mittelalter demnach nicht, also doch im Altertume, und wir behaupteten ja auch sonst nichts! — Ein Schriftsteller nennt sie nun Illyrer, der zweite Kelten, der dritte Albaner, wir reihen sie zu den Slaven ein; wer hat nun recht? Dieselbe Zeitschrift bringt aber selbst unbewusst die Klärung, denn sie sagt z. B., dass Georg Kastriota ein Albaner war. Das war er ja schliesslich, aber von Geburt war er ein christlicher Serbe; er hiess »Juri« auch noch nach der Annahme des mohammedanischen Glaubens, schrieb seine Urkunden serbisch und machte sogar ein Kreuz davor. — Es liegt hier derselbe Fehler vor, als wenn man behaupten würde, jeder Bewohner Ungarns ist ein Magyare, oder jeder Bewohner Deutschlands ein Deutscher! Oder ist der jetzige Fürst von Albanien ein Albanese? — So widerlegt man nicht logisch unantastbare Tatsachen. —

eine Verteidigungsstätte für einen Bezirk oder eine Župa, also eine Župan-Burg, wie es deren eben überall gab, wenn auch von verschiedenem Kampfwerte.[2])

Diese natürlich wie künstlich gesicherte Höhe heisst aber „Vladař“, also: die beherrschende, dominierende (vladati beherrschen); es war dies sonach jene Befestigung, die alle anderen der Umgebung in bezug auf die Solidität überragte. Der Kommandant hiess seiner Funktion nach jedenfalls auch „vladař“ (Herrscher) und wohnte wohl auch daselbst. Jene „Kelten“, welche diese zur Befestigung so geeignete Höhe als Zufluchtsstätte wählten und demnach „Vladař“ benannten, müssen sich daher sprachlich mit den Slaven decken, denn dieser Begriff ist ausschliesslich und rein slavisch.

Mit Staunen und zugleich Zweifeln aller Art betrachten wir allerdings diese altehrwürdigen Wallburgen, die heute nicht nur der Epheu, sondern auch die buntesten Sagen umranken. Schläft doch im Blanik ein verzauberter König mit seiner Ritterschar; am Plešivec erblühen innerhalb der Umwallungen in bestimmten Nächten wunderbare Zaubergärten; auf dem Vladař haust der ganze grausige Spuk der Hölle und Unterwelt, und wehe dem Wanderer, der zu kritischen Zeiten die Wälle übersteigt; er verirrt sich oder verschwindet auf Nimmerwiedersehen. Doch von den Kämpfen, die einst um diese Burgen stattgefunden, und die durch zahlreiche alte Gräber belegt sind, weiss die Sage nahezu nichts mehr; sie alle sind vergessen, die Namen der Erbauer verklungen; nur ihre Werke sind geblieben, und die Kulturfunde aus jener Zeit beweisen, dass jene Völker keine Barbaren waren; namentlich bezeugt aber der Name der Lokalität am deutlichsten, dass dies nur Slaven gewesen sein können, weil sich der einzig lebende Beweis hiefür in der Sprache noch organisch forterhalten hat. —

[2]) Ganz analoge Verhältnisse finden sich am Hostýn (Hostein) in Mähren vor, der eine Zufluchtsstätte für die Bewohner der östlichen Hana gewesen sein muss. Auch dort ist noch heute der starke, etwa 2000 m lange Ringwall zu sehen, der schon in seiner ersten Anlage vor unserer Zeitrechnung bestanden haben muss, weil archäologische Funde darin zu diesem Schlusse führen. Für den Wasserbedarf sorgt hier eine starke Quelle und ein grösserer, vom Grundwasser gespeister Tümpel. Konzentrisch um den eigentlichen Kern der Befestigung, die überdies auf drei Seiten schwer erklimmbar ist, ziehen sich mehr oder weniger entfernt, zahlreiche Ueberreste von Burgen, Wachhäusern und Wällen. Die Herren von Přilep fungierten noch im XVII. Jahrhunderte als Festungskommandanten von Hostýn. — Ein genaues Studium solcher alter Festungskomplexe wäre sehr erwünscht, da uns dies endlich einen tieferen Einblick in die alte militärisch-politische Organisation und in die Intensität der einstigen Vorsorgen für die Landesverteidigung gewähren würde.

M. von Czerlien:

Türkische Originalurkunden in slavischer Sprache.

Die sprachlichen Verhältnisse der von den Osmanen eroberten slavischen Provinzen auf dem Balkan waren niemals derart drükkend, wie dies andere, mitunter weit weniger kraftvolle Eroberer zur Schau trugen, oder wie man dies sonst aus der Geschichte des osmanischen Reiches schliessen könnte. Diese Toleranz findet besonders darin ihre äusseren Kennzeichen, dass man in Konstantinopel nicht den geringsten Anstoss nahm Urkunden, die für die slavischen Provinzen bestimmt waren, gleich im Originale in der slavischen Sprache zu verfassen.

Diese Urkunden verschaffen uns zugleich einen tiefen Einblick in die sprachlichen wie auch sozialen Verhältnisse der Türkei im XV. Jahrhunderte, also gerade jener Zeit, als die Macht der Osmanen schon so ziemlich im Zenite stand. Man entnimmt daraus, dass z. B. der schriftliche diplomatische Verkehr mit der Republik Ragusa, die damals der Türkei tributpflichtig war, gegenseitig in kroatischer Sprache und bosnisch-kroatischer Cirilica erfolgte; es kann sonach zu jener Zeit in Ragusa, entgegen der landläufigen Annahme, nicht das Italienische und ebenso in Konstantinopel nicht das Türkische die offizielle Staatssprache gewesen sein, was in Ragusa einleuchtend, türkischerseits aber sehr naheliegend ist, denn die bedeutendsten Staatsmänner und Feldherren der Türkei in ihrem Machtaufstiege waren zum grossen Teile Südslaven, die zwar skruppellos zum Islam übertraten, aber deshalb nicht ihre Muttersprache verleugneten oder mitunter die türkische Sprache gar nicht beherrschten.

Aber auch die familiäre und religiöse Orthodoxie der osmanischen Regenten war einst keine so ausgesprochene wie heute. Aus etlichen Urkunden ersieht man, dass z. B. die Sultanin (carica) Mara, die wegen ihrer blendenden Schönheit berühmte Tochter des serbischen Despoten Georg Branković, als Gemahlin des Sultans Mohammed II. (1451—1481) eine eigene slavische Staatskanzlei gehabt haben muss, dass sie ihrer Religion treu blieb und sogar die griechische Kirche offen unterstützte.

Es seien nun etliche solcher Urkunden in kroatisch-serbischer Sprache und in bosnisch-kroatischer Cirilica-Schrift, die sich im Originale erhalten haben und von Miklosich

im Werke „*Monumenta Serbica*“ (1858) bereits veröffentlicht wurden, nachstehend inhaltlich kurz angeführt.*)

Nr. 308. — Sultan Amurat II. gestattet (1430) von Adrianopel aus den Ragusanern freien Handel in seinen Ländern. (Eine Abschrift im Staatsarchive zu Wien.)

Nr. 339. — Derselbe bestätigt (1442) den Ragusanern ihre Privilegien. (Die Privilegien im *Cod. ragus.* fol. 55.)

Nr. 374. — Sultan Mohammed II. gibt 1456 (April) dem Sandžakbeg der Herzegovina, den Kadis von Novi (Castelnuovo) und Foča Weisungen betreffs des Salzes in Ragusa. (*Cod. ragus.* fol. 119 a.)

Nr. 375. — Derselbe schreibt 1456 (Juli) in derselben Sache an die gleichen Personen. (*Cod. ragus.* fol. 118 b.)

Nr. 389. — Derselbe schreibt 1461 in gleicher Sache. (*Cod. ragus.* fol. 119 b.)

Nr. 435. — Ali Beg und Hamza Beg stellen dem gewählten Herzog Vlatko von Ragusa 1470 eine Urkunde aus. (Eine Transkription in türkischer Sprache im Staatsarchive zu Wien.)

Nr. 436. — Die Sultanin Mara bestätigt (1470) den Ragusanern die Überbringung der ihr zugewiesenen jährlichen Einkünfte von Stagno für die Erzengelkirche in Jerusalem. (Original im Staatsarchive zu Wien.)

Nr. 437. — Sultan Mohammed II. bestätigt von Vize aus (1471) den Ragusanern die Abfuhr der gesetzlichen Jahressteuer von 9000 venet. Dukaten. (Original im Staatsarchive zu Wien.)

Nr. 438. — Derselbe beauftragt (1471) den Hamza Beg ein angeblich von den Ragusanern an der Narenta erbautes hölzernes Schloss zu zerstören. (Abschrift im Staatsarchive zu Wien.)

Nr. 439. — Hamza Beg verzichtet (1472) im Namen des Sultans Mohammed II. auf den bei Herzog Vlatko von Ragusa erliegenden Nachlass des Herzogs Stefan, nachdem er den Berechtigten ausgefolgt wurde. (Abschrift im Staatsarchive zu Wien.)

Nr. 440. — Die Sultanin Mara versichert (1473) die Herren von Ragusa und ihren Fürsten ihrer Freundschaft und Unterstützung. (Original im Staatsarchive zu Wien.)

Nr. 445. — Dieselbe stellt, (1497) in Ježovo eine Stiftungsurkunde aus, wonach die Ragusaner von deren Jahreseinkünften in

*) Die vorangesetzten Zahlen sind mit der Nummer der betreffenden Urkunde im genannten Werke identisch. — Die Jahresdaten dürften nicht immer vollkommen genau sein, da bei der Anrechnung der Aera Hidžra in die christliche Zeitrechnung einmal Sonnen-, einmal Mondjahre zugrundegelegt worden sein dürften.

Stagno jene 1000 Perperas, die sie bisher für das Erzengelkloster in Jerusalem abzuführen hatten, nunmehr dem Kloster Hilandar am Berge Athos zu übergeben haben. (Original im letztgenannten Kloster.)

Nr. 447. — Sultan Mohammed II. bestätigt (1480) von Konstantinopel aus den Ragusanern gewisse Privilegien und legt ihnen die Zahlung von 15.000 Goldmünzen auf. (Original im Staatsarchive zu Wien.)

Nr. 448. — Derselbe bestätigt (1481) den Ragusanern abermals welche Privilegien. (*Cod. ragus.* fol. 115 b.)

Nr. 449. — Sultan Bajazit II.*) erlässt (1481) von Adrianopel aus den Ragusanern einen Teil des Tributes und bestätigt ihre Privilegien. (Original im Staatsarchive zu Wien.)

Nr. 450. — Derselbe schreibt (1483) dem Dazdar von Novi (Castelnuovo) in Angelegenheit des Salzregales in Ragusa. (*Cod. ragus.* fol. 118 a.)

Nr. 451. — Derselbe schreibt (1483) dem Kadi von Hoči (Foča) und dem Dazdar von Novi in gleicher Sache.

Nr. 452. — Derselbe scheibt (1484) dem Sandžak Beg der Herzegowina, Mustafa Beg und den Kadis in gleicher Sache. (*Cod. ragus.* fol. 188.)

Nr. 454. — Derselbe schreibt von „Na Bane" (1485) den rumelischen Kadis, dass die in Ragusa regelrecht ausgestellten Schuldscheine auch in seinen Ländern gültig sind. (Original im Staatsarchive zu Wien.)

Nr. 455. — Die Sultanin Mara antwortet (1487) gnädigst den Ragusanern auf ihre Entschuldigung, dass ihre Gesandten gelegentlich des Erscheinens bei der Pforte nicht auch bei ihr erschienen sind. (Original im Staatsarchive zu Wien.)

Nr. 456. — Dieselbe stellt (1487) ein Beglaubigungsschreiben den bei ihr erschienenen Gesandten von Ragusa aus. (Original im Staatsarchive zu Wien.)

Nr. 467. — Achmet Paša schreibt (1501) im Auftrage des Sultans Bajazit II. den Ragusanern und gibt ihnen den freundlichen Rat die seit einigen Jahren eingestellten Zahlungen an das Kloster Hilandar und St. Paul endlich zu leisten. (Original im Staatsarchive zu Wien.)

Nr. 472. — Sultan Bajazit II. bestätigt (1512) von Konstantinopel aus, dass die Gesandten von Ragusa den Tribut voll erlegt haben. (Aus einer lat. Abschrift des Ivannis Danilo.)

---

*) Er nennt sich selbst in der Urkunde: »Sultan Bajazit Chan«.

Nr. 473. — Sultan Selim I. bestätigt (1530) von Brussa den Ragusanern den richtigen Erhalt des Harač (Steuer, Tribut.) (Original im Staatsarchive zu Wien.)

Nr. 476. — Derselbe bestätigt (1570) den Ragusanern ihre Handelsprivilegien. — (Aus dem „Glasnik", IV., 1852.)

Nr. 477. — Sultan Soliman II. bestätigt (um 1520) den Ragusanern, dass der Harač mit 2500 venet. Dukaten auf der Pforte richtig erlegt wurde.

Nr. 478. — Der Donaukapitän Mustafa schreibt (1536) von Pest aus dem Kapitän von Gran, dass er den kgl. Legaten durch einen verlässlichen Mann wird nach Konstantinopel begleiten lassen.

Nr. 484. — (Aus dem XVI. Jahrh.) — Ali Beg Pavlović stellt den Ragusanern eine Vollmacht aus. (Originale im Staatsarchive zu Wien.) —

Nicht uninteressant ist es, dass Johann Zapolya — der Gegenkönig in Ungarn — gleichfalls slavisch (in cyrillischer Schrift) schrieb und haben sich hievon drei Schreiben erhalten, die Miklosich auch in die *„Monumenta Serbica"* aufgenommen hat.

Nr. 479. — Zapolya bestätigt (1537) von Grossvardein dem Mehmed Beg, dem Herrn von Serbien (Jahiapašić), dass er von ihm ein sehr gnädiges Schreiben erhalten habe. —

Nr. 480. — Derselbe schreibt (1537) an die gleiche Adresse, sendet und empfiehlt ihm den Legaten Fekete Janoš. —

Nr. 481. — Derselbe schreibt (1537) nochmals an die gleiche Adresse, und empfiehlt ihm abermals seinen Legaten Fekete Janoš. — Alle drei Schreiben sind gefertigt: Joannes Rex manu propria. —

Es fällt hiebei wohl auf, dass sich da vor allem so zahlreiche diplomatische Urkunden erhalten haben, die lediglich zwischen Konstantinopel und Ragusa ausgetauscht wurden, denn die Zahl derjenigen, die andere slavische Balkanstaaten betreffen, ist relativ recht gering. Doch ist dies sehr einleuchtend. Ragusa hatte ein geordnetes Staatswesen und war eine Handelsrepublik, legte daher, wie jeder ordnungsliebende Geschäftsmann, auch eine besondere Fürsorge für die Verwahrung der Verträge und sonstiger Urkunden an den Tag. Die Stadt Ragusa wurde auch nie gründlich zerstört, eingeäschert oder geplündert. In den übrigen Ländern, die unter der türkischen Herrschaft standen, war aber der Vandalismus jeder Art an der Tagesordnung. Es erhielt sich daher von den verfassten oder gewechselten Urkunden nur sehr Spärliches; nebstbei scheint es, dass man da mehr mit dem Schwerte als mit der Feder geschrieben hat, daher nur in den unvermeidlichsten Fällen zur Tinte griff.

Als Beispiel, wie so eine Urkunde aussah und welchen Wortlaut sie hatte, wird nachstehend jene unter Nr. 436 erwähnte bildlich wie textlich wiedergegeben. Im Originaltexte, der cyrillisch geschrieben ist, lautet sie in lateinischer Transkription:

+ *Ja gospogja carica Maara primih od dohodka dubrovačkoga pet set perper dubrovačkih što dava Dubrovnik dohodk od Stona na Jerusalim crkve svetomy arhandjelu na godište; i što je bio dohod ovoga godišta, to donesoše počteni vlastele dubrovački: Joko Bunić i Paladin Lukarević, i predadoše u teh pet set perper dinar dubrovačkih, što četiri deset i sedm dukat; a tedan bješe dukat u Dubrovniku po 41 dinar, i tomu i svedoci vlastele gospogje carice: vrač Bjeli i Kraimir i Branko, pisan v ljet 6.979 noebra 4., a pak kako se latinski razumie, od roždestva Hristova 1470 ljet noebra; 4. a pisa Simom jeklisiarh gospogje carice.*

Verdeutschung: „+ Ich Frau Kaiserin Mara empfing 500 Ragusaner Perper*), welche Ragusa vom Einkommen von Stagno, der Jerusalemer Kirche „Zum hl. Erzengel" als jährliches Einkommen zu geben hat; und das auf dieses Jahr entfallende Einkommen brachten die ehrbaren Ragusaner Edlen: Joko Bunić und Paladin Lukarević und übergaben diese 500 Perper Ragusaner Währung, (d. i.) 147

*) »Perper« ist im allgemeinen als ein Sammelbegriff für eine bestimmte Münzsumme bei den Südslaven im Mittelalter anzusehen und ist etwa mit der Bezeichnung: ein Pfund Sterling, ein Schock guter böhmischer Groschen, ein Goldbeutel zu vergleichen, war daher anscheinend nie eine Münzeinheit im konkreten Sinne, d. h. ein Geldstück, »perper« genannt, existierte nicht für sich. Der »perper« enthielt jederzeit 12 Silber-Denare, wie sehr auch der Wert des Dinars sich jeweilig verändern mochte. Aber auch der Begriff »dinar« galt mitunter als blosse Benennung für einen Geld- oder Rechenwert, analog wie heute der Slovene Geld im allgemeinen, sei dies nun ein Dukaten oder Heller, als »denar« kennzeichnet. Der südslavische »denar« galt wohl als ein festgesetztes Silbergeldstück, dessen Gewicht und Feinheit jedoch zeitweise wechselte. Und tatsächlich findet man die Ausdrücke »perper« und »dinar« am häufigsten in Berechnungen angewendet; so sagte man z. B., es sollen soundsoviel »perper« in »dinars« gezahlt werden. Nachdem aber ein »perper« stets 12 »dinar« enthielt, es aber genau bekannt war, wie viele »perper« eine gewisse Gewichtseinheit ausmachten, so war dadurch doch auch die Summe angegeben. Diese Gewichtseinheit des Geldes nannte man »litra«, die ungefähr 288 gr gleichkam. Je nach dem Wechsel des Silberwertes wechselte auch der Inhalt der »litra« an »perper« u. zw. stieg derselbe von 12 zu Anfang des XIII. Jahrhundertes auf 22 um die Mitte des XV. Jahrhundertes, d. h. der Feingehalt des Silbers sank fortgesetzt. Um das Jahr 1350, also wenige Jahre nach der Annahme des Kaisertitels durch Dušan, gingen 16 »perper« auf eine »litra«. In Venedig sowie in den dalmatinischen Küstenstädten war der Münzfuss, wonach 20 »perper« auf eine »litra« kamen, im Gebrauche. Zwei solcher »perper« gaben hier auch einen venetianischen Dukaten, während die Ragusaner Dukaten demnach nahezu 3½ »perper« gleichkamen.

Dukaten; zur Zeit stand der Dukaten in Ragusa zu 41 Dinar. Dies bestätigen als Zeugen der Frau Kaiserin: der Arzt Bjeli und Krajmir und Branko. Geschrieben im Jahre 6.979 den 4. November, oder wie es lateinisch verstanden wird, von der Geburt Christi des 1470. Jahres, den 4. November, und schrieb das Simeon, der Ekklesiarch (Kirchenvorsteher) der Frau Kaiserin.“ —

Siegel

Als Siegel verwendet die Kaiserin jenes ihres Vaters Georg Branković mit dem Texte: »gn despot gjorgje« d. i. Herr (gospodin) Despot Georg.

A. Leskovar:

Die Urform der »Lenore«-Sage.

G. A. Bürgers im Jahre 1773 entstandene Ballade „Lenore“, die auch des Dichters Ruhm begründete, muss hier als allgemein bekannt vorausgesetzt werden, um die kunstpoetische Behandlung dieses Märchenstoffes umso wirksamer der volkspoetischen entgegenhalten zu können.

Das Grundthema, wonach das verliebte Mädchen auf die Rückkehr ihres in den Krieg oder auf die Wanderschaft gezogenen Geliebten und Bräutigams sehnsüchtig wartet; dass sie hofft, er werde sie nach unbegründet langem Ausbleiben endlich doch abholen und heiraten; dass er sich, falls er gestorben, auch irgendwie anmelden werde, ist der Volksseele aller Slaven, wenn auch in den verschiedensten Versionen, allgemein bekannt. Auch die Albanesen und Griechen kennen ähnliche Erzählungen, indes sich bei den germanischen wie romanischen Völkern dieses mehrweniger gruselige, wenn auch poetisch angehauchte Motiv der treuen Jugendliebe bis über den Tod hinaus, in der Volksepik nicht so prägnant oder variiert hervorhebt. Es handelt sich aber überall um eine Gespensterhistorie, deren Urversion schon viel gesucht wurde, und wobei die Spuren immer zu den Slaven führten.

Bürger erzählt zwar selbst, der Gesang eines Landmädchens zu Appenrode (Hannover), dessen Text dieses Thema fragmentarisch behandelte, habe ihm die erste Inspiration zur Verfassung der so bekannt gewordenen Ballade „Lenore" gegeben, d. h. habe ihn veranlasst die spärliche Handlung aus eigener Erfindung zu erweitern und dichterisch zu formen. Woher jenes Mädchen selbst den Stoff hatte oder aus welcher Gegend es stammte, weiss man heute nicht; möglicherweise ist jenes Volkslied in diesem Falle von einem Wendenmädchen gesungen worden, wo das Märchen auch populär ist. Überdies hat eine solche Kenntnis auch keinen verlässlichen Wert für die Provenienzforschung, da Volkslieder eben Leute, die ihre Heimat vorübergehend oder ständig verlassen, überallhin vertragen können.[1])

Beim Vergleiche der russischen, polnischen, litauischen, wendischen, böhmischen, slovakischen, slovenischen, kroato-serbischen, bulgarischen, albanesischen und griechischen Märchen oder Sagen à la Lenore stellt es sich fühlbar heraus, als ob sich die Urform in der slovenischen Version am originellsten erhalten hätte, da diese am einfachsten und natürlichsten lautet, indes alle übrigen schon unterschiedliche Zusätze der Volksphantasie zu dem Paradigma aufweisen. Namentlich macht sich der christliche Einschlag in den Fortbildungen besonders bemerkbar, ein Hinweis, dass die Urform schon vorchristlichen Datums sein kann, und berechtigen namentlich die christlich-pädagogischen Zutaten, wie man sich vor bösen Geistern schützt, zu der Hypothese, wo die Urquelle am berechtigtesten zu suchen sei.

[1]) Man vergleiche z. B. die Gralsage, die von ihrer Urheimat in Untersteiermark plötzlich in Spanien und Frankreich in förmlich autochthoner Fassung auftaucht.

Das slovenische Märchen lautet, dem Originale textlich wie formell tunlichst genau angepasst, in deutscher Übertragung folgend:

Sie sammelt Blumen, um daraus
Zu winden einen Blumenstrauss;
Und aus dem deutschen Rosmarin,[2])
Aus roten Nelken macht sie ihn.
„Mit Tränen werd' ich netzen ihn,
Mit schwarzem Faden binden ihn.
Bist Anzelj[3]) lebend oder tot,
Den Strauss zu holen tut es not!“ —
Und elf der Hammer eben schlug,
Als Anzelj schon ans Fenster schlug.
„„ Ob Anzelj lebend, tot ich bin,
Ich um den Strauss doch kommen bin.
Nur spute dich, o Liebste mein,
Wir reisen weiter flugs zu zwein!“ “
Die Tür aufschliesst die eine Hand,
Betastet ihn die andere Hand. —
Das Liebchen macht sich rasch bereit.
Mit ihm zu reisen nun zu zweit. —
Sie ziehen weit und langen an
Zuletzt auf einem ebnen Plan.
Zu ihr dahier nun Anzelj spricht:
„„Mein Liebchen, siehst du etwa nicht,
Wie Mond und Sterne leuchten hell,
Und wie die Toten reiten schnell?“ “
„O stille, stille Anzelj du,
Und wünsch' den Toten ihre Ruh,
Denn Mond und Sterne leuchten hell,
Dass uns der Weg vergehe schnell!“ —
Da liegt ein Friedhof gottgeweiht;
Ein frisches Grab sich öffnet weit,
Und Anzelj flugs hinein sich legt;
Die Erd' ihn gleich von selbst bedeckt. —
Ein furchtbar Gruseln sie befällt,

[2]) Die Rosmarinpflanze ist in den Mittelmeerländern und im Karste noch wetterhart; in Deutschland muss sie hingegen im Herbste in Töpfe verpflanzt werden. Der in Töpfen wachsende Rosmarin heisst daher bei den Slovenen, der »deutsche«. — Solche ethnographische Bezeichnungen sind in der Botanik nicht unhäufig; so sprechen z. B. alte deutsche Arzneibücher hingegen vom »windischen« Storchschnabel (Geranium).

[3]) »Anzelj« ist in manchen Gegenden der slovenische Rufname für: Johann, Hans. Das »z« ist weich auszusprechen.

Am schwarzen Grab sie niederfällt,
Da bricht in ihr das arme Herz
Von diesem Schauder, diesem Schmerz. —

Dieses Volkslied, von welchem der Verfasser bis nun die Melodie nicht erfahren konnte, und von dem man nur weiss, dass jeder gerade Vers immer doppelt gesungen wurde, ist das einfachste von mehreren slovenischen Varianten.

Es fällt auf, dass hier über den Geliebten selbst gar keine orientierenden Daten gegeben sind, während sonst nahezu alle Märchen dieser Richtung wissen wollen, dass er als Soldat in der Schlacht gefallen sei. Bürger selbst geht noch weiter, indem er eine bestimmte historische Handlung zugrundelegt, da er sagt:

Mit des Königs Friedrich Macht
War er gezogen in die Prager Schlacht,[4])
Und hatte nicht geschrieben,
Ob er gesund geblieben.

Abweichend erscheint in der slovenischen Fassung auch die Geisterstunde; sie beginnt bei den Slovenen schon um 11 Uhr und endet bereits um Mitternacht. In einer zweiten Variante ist dies sogar ausdrücklich hervorgehoben.

Besonders bemerkenswert ist hier der kurze, rasche und menschlich natürliche Schluss, welchen sonst keines der Märchen kennt, denn gerade hier treten in der Mehrzahl der slavischen Versionen verschiedene neue Motive hinzu, vermutlich um die Handlung breiter zu gestalten, wie es eben in jeder Weitererzählung in der Praxis der Fall ist. Allerdings muss sich in jenen Fassungen, wo der verstorbene Liebhaber durch die Tränen, die Sehnsucht oder gar durch Zauberkünste der Geliebten aus seiner Grabesruhe aufgestört wird, der sodann das von seinem Tode nichts ahnende Mädchen aufsucht, sie beredet mitzugehen und sie dann mit ins Grab ziehen will, auch die Szene fortsetzen, namentlich wenn das Mädchen in diesem Augenblicke zu fliehen sucht, womit der tote Bräutigam nicht einverstanden sein kann. Bei der Verfolgung der Braut kommt es nun zu den verschiedensten dramatischen Konflikten, die nachstehend kurz dargelegt werden.

In einem kleinrussischen Märchen reicht die Braut dem Toten in das Grab die Truhe mit der Brautausstattung, läuft sodann davon und flüchtet sich in ein Häuschen, um sich rasch darin zu verriegeln.

[4]) Bürger behandelt das Märchen demnach als ein junges Ereignis, denn die Einnahme von Prag durch Friedrich d. Gr. erfolgte i. J. 1744.

Aber dort lag auch ein Toter. Als der Bräutigam bemerkte, dass sie fort ist, rannte er ihr nach und kam vors Häuschen. Sie kroch aber auf den Ofen und versteckte sich. Er klopft an die Türe, fordert den toten Kameraden auf zu öffnen und ihm die Frau herauszugeben. Der Tote öffnet die Türe, jedoch mit der Bemerkung, die Braut zu teilen, wozu der Bräutigam einwilligt; jeder nimmt sie nun bei einem Beine und sie reissen sie entzwei.

Eine zweite Version hat bereits eine grosse Ähnlichkeit mit der böhmischen Darstellung des Märchens. Als der tote Bräutigam in das Grab steigt, vergisst er nicht die Geliebte beim Kleide festzuhalten, damit sie nicht ausreissen könne. Doch sie wirft rasch das Miederleibchen von sich und rennt weg. Er läuft ihr nach. Da wirft sie ihm den Rock und dann sukzessive die Schürze und Ohrringe zu, bei denen sich der Tote immer aufhält, und läuft schliesslich im Hemde in das Dorf. Sie betritt ein Haus, in welchem Licht zu sehen war; doch lag darin auch nur ein Verstorbener. Sie packt schnell einen Hahn und kriecht damit auf den Ofen. Der tote Bräutigam fordert den Toten auf, ihm das Mädchen herauszugeben. Als er sich hiezu anschickt, kräht der Hahn, worauf der Tote machtlos wird. Das Mädchen wurde ob des Schreckens krank und starb bald darnach.

Ein drittes kleinrussisches Märchen weiss wieder, dass das Mädchen auch das Hemd von sich geworfen und dann in ihr Wohnhaus geeilt sei, wo sie sich rasch verriegelte. Nachdem der Tote jedes Kleidungsstück einzeln zerrissen hat, kommt er zum Hause und ruft ihr zu: „Dein Glück, dass du fortliefst; ich hätte dich sonst gelehrt um Tote zu weinen!“[5])

Ein weiteres Märchen endet auch mit der Rettung durch den Hahn. Doch fällt dabei eine Analogie mit dem slovenischen Texte auf, denn der Tote sagt zweimal zu dem Mädchen: „Es scheint der Mond und der Stern.“ Aber auch in „Lenore“ wiederholen sich die Verse: „Wie der Mond leuchtet so hell, wie die Toten reiten so schnell“ nahezu wörtlich mit dem slovenischen Texte.

Ein polnisches (masurisches) Märchen erscheint schon etwas durch die Mitteiler verfeinert. Hier zeigt der Geliebte dem Mädchen sein Grab, d. i. sein Bett und fordert sie auf, nachdem sie um ihn geweint, nun auch mit ihm zu schlafen. Sie fügt sich zum Scheine, ersucht ihn aber, da das Grab zu hart gefroren sei, ihr Tuch auszubreiten, damit sie weicher liege. Die Gelegenheit des Ausbreitens des Tuches benützt das Mädchen und flieht in ein offenes, beleuch-

[5]) Die Volksmeinung, dass Tränen die Ruhe der Toten stören, bestätigt sich auch in einem anderen kleinrussischen Märchen.

tetes Häuschen. Doch war das die Totenkammer und ein Leichnam lag darin im offenen Sarge. Sie schliesst kaum die Türe ab, da klopft auch schon der tote Bräutigam und fordert den Toten auf, zu öffnen. Letzterer beginnt sich zu erheben. Das Mädchen betet nun inbrünstig zur hl. Jungfrau, zerreisst in ihrer Angst die Schnur des Rosenkranzes und wirft eine Perle hievon auf den Leichnam, der sich indessen erhoben, worauf er jedoch rücklings auf die Bahre zurückfällt. Als sich der Tote später wieder erhebt, wirft sie eine weitere Perle auf ihn und wiederholt dies, bis sie alle Perlen verworfen hat. Der Tote erhebt sich nun wieder und will eben den Riegel wegschieben, da krähen die Hähne, der Tote fällt in sich und das Klopfen draussen hört gleichfalls auf. — Das Märchen spinnt sich dann noch weiter bis zum Tode des Mädchens fort, dessen letzter Wunsch jedoch, im gleichen Grabe mit dem Geliebten zu ruhen, nicht erfüllt wird.

Ein bei den Polen vorgefundenes Märchen erzählt, dass die Geliebte während des Totenrittes nacheinander Gebetbuch, Skapulier, Rosenkranz und ein von der Mutter erhaltenes Kreuz von sich wirft. Da schlägt die Uhr, die Hähne krähen, und Ross, Reiter und Maid verschwinden; zu sehen bleibt nur ein frisches Grab — ohne Kreuz.

Besonders phantasievoll ausgebildet ist die litauische „Lenore". Die beiden Reiter kommen über mehrere Friedhöfe schliesslich zur Hölle. Das Mädchen wittert Unheil und macht sich davon. Der tote Geliebte zündet sich in der Hölle eine Pfeife an und ruft die Höllengeister auf, ihm bei der Verfolgung behilflich zu sein. Als die Verfolger schon dicht hinter ihr waren, warf sie ein Buch weg. Die Geister zerreissen dasselbe. Um an Zeit zu gewinnen, warf sie nun das ganze Bündel Kleider hin. Endlich gelangt sie zu einem matt erleuchteten Häuschen, huscht rasch hinein und umwickelt die Türklinke mit dem Rosenkranze. Darinnen lag ein Leichnam auf einem Brette, neben ihm ein toter Hahn; letzteren nahm sie zu sich. Jetzt kommt der Bräutigam nach und ruft hinein: „Du Toter, mach auf! Ich kann nicht hinein, denn die Tür ist mit einem Stricke zugebunden und über das Fenster ist ein Kreuz gemacht." — Der Leichnam erhob sich, fragte aber vorerst das Mädchen, weshalb es verfolgt werde. Sie erwiderte aber, dass sie nicht sogleich antworten könne; sie müsse nämlich vorerst die Geschichte von des Flachses Qual erzählen. Sie erzählt nun dem Toten ausführlichst, wie man den Flachs sät, wie er dann wächst und reift, wie er gerauft, getrocknet, ausgespreitet, aufgenommen, in die Brechstube gebracht und wieder getrocknet wird; wie man ihn brechelt, ausschwingt, hechelt, spinnt, webt, schneidet

und näht. Diese Finte half ihr die Geisterstunde auszufüllen, denn als sie endete, krähte auch der Hahn und sie sah sich plötzlich inmitten eines Morastes auf einem Baumstumpfe sitzen. — In diesem Falle ist sonach das eigentliche Märchen schon mit jenem von Irrlichtern zusammengekoppelt.

Poetisch am schönsten ist wohl die böhmische „Lenore“. Sie ist nach einem Volksmärchen von Erben gedichtet und stellt sich, wenn sie Bürgers „Lenore“ nicht übertrifft, zum mindesten gleichwertig neben jene. Das Gedicht ist unter dem Namen „Svatební košile“ (= Hochzeitshemd) weit bekannt worden. Die Handlung ist im allgemeinen ähnlich dem polnischen und dem angeführten dritten kleinrussischen Märchen. Das religiöse Kleid des Märchens tritt hier am prägnantesten von allen hervor.

Einen ganz abweichenden Schluss hat das mährisch-slovakische Volkslied. Als das Mädchen den Geliebten begleitet, erzählt er ihr, er sei schon sechs Jahre in der Erde gelegen, aber im siebenten habe er infolge ihrer Zaubereien das Grab verlassen müssen. Sie läuft nun nach Hause und erzählt der Mutter, dass der Bräutigam erschlagen wurde und unter dem Kirschbaume begraben worden sei. Die Mutter gibt ihr Geld auf Messen. Kaum hatte der Priester die Messe vollendet, kommt schon der Tote und bedankt sich für die Errettung aus der Hölle.

Im wendischen Märchen kommt der tote Bräutigam zur Liebsten ohne Kopf auf einem Schimmel in der Nacht geritten; trotzdem ging sie mit ihm. Beim Abschiede reicht er ihr die Hand, doch diese wurde schwarz, so weit er sie berührte.

Die kroatische Fassung hat das Kochen eines Totenkopfes zur Grundlage, denn auf dieses hin folge der Tote erst dem Rufe der Geliebten. Ansonst ist der Vorgang ein ähnlicher wie bei einigen schon erzählten Märchen. Als sie zum Friedhofe kommen, steigt der Tote ins Grab und zieht das Mädchen an der Schürze zu sich. Dieses flüchtet sich aber in die Totenkammer, wo auch ein Leichnam lag. Dann kommt der Geliebte aus dem Grabe und fordert vom Toten die Herausgabe des Mädchens; doch dieser rief ihm zu: „Toter, lass die Lebenden in Ruhe!“ Zu ihr aber sagte er, sie möge Gott danken, dass er mit ihr sei, denn sonst wäre es ihr so ergangen, wie ihrer Schürze. (Diese hing nämlich, in viele Stücke zerrissen, am nächsten Morgen an den Friedhofskreuzen.) Doch auf welchem Wege sie nach Hause rückkehren wolle, überall werde sie hiezu sieben Jahre benötigen. — Es steckt darin eine didaktische Lebensregel, dass ein Mädchen nicht zu lange auf den Geliebten warten soll, da sie indessen

eine alte Jungfer werden könne, denn das Märchen weiss weiter, wonach das Mädchen nun niemand mehr heiraten wollte, weil „am Nachmittag keine Messen mehr gelesen werden.“

Aus den meisten dieser Fassungen des „Lenore“-Motives geht sonach hervor, dass der tote Bräutigam an der Geliebten Rache nehmen will, weil sie ihn auf diese oder jene Art in seiner Grabesruhe gestört habe.

Schon wesentlich abweichend wird dieses Motiv bei den Serben, Bulgaren, Albanesen und Griechen behandelt, denn hier tritt bereits die Geschwisterliebe mehr in den Vordergrund und bildet das serbische Lied von Jovan und Jelica eine Art Paradigma. — Eine Mutter hatte neun Söhne und eine Tochter. Diese Tochter (Jelica) umwerben ein Dorfbursche und ein überseeischer Ban. Die Mutter zieht den Nachbar vor, die Brüder den Ban. Nun rafft eine Pest die neun Brüder dahin. Jelica weint bittere Tränen, da sie seit drei Jahren niemand besucht, weshalb sie auch von ihren Schwägerinnen geschmäht wird. Sie fleht zu Gott, diesen ihren Zustand zu ändern. Sie wird erhört und daraufhin erscheint ihr jüngster Bruder Jovan. Sie will gleich mit ihm gehen; er rät ihr jedoch ab, aber vergebens. Auf dem Wege bemerkt sie, dass er sehr blass aussehe; aber er rechtfertigt dies damit, dass er viel Sorgen habe. Sie kommen bei der Dorfkirche vorbei. Jovan will in die Kirche, wo er bei der Trauung seines Bruders den Ring verloren; indessen muss Jelica draussen auf ihn warten. Als sie lange vergebens wartet, geht sie ihm nach; doch erst, als sie die vielen Gräber sieht, wird es ihr klar, dass sie vom toten Jovan besucht wurde. Sie kehrt nun zur Mutter zurück, die ihr vorerst nicht öffnen will; doch endlich erkennen sie sich, sie fallen sich jammernd in die Arme und sinken zusammen tot zu Boden.

W. Wollner, der über dieses Thema ziemlich ausführlich geschrieben (vrgl. Archiv f. slav. Phil. 1888, S. 239—269), gelangt zur Hypothese, dass die Urversion des „Lenore“-Motives slavisch ist, und neigt dahin, dass das serbische Lied das genuine sein könne. Wir können aber dieser, wenn auch noch so verklausuliert hypothesischen Annahme absolut nicht beipflichten und glauben, dass die slovenische Version den überzeugendsten Eindruck für die Ursprünglichkeit macht, denn für diese Hypothese sprechen folgende gewichtige Gründe:

a) ist die Handlung hier noch ungemein einfach und natürlich;

b) tritt das Unlogische, dass der Herzgeliebte plötzlich mit Rachegefühlen auftaucht, hier noch nicht an den Tag, und mag diese Wider-

sinnigkeit späteren religiösen Einflüssen zuzuschreiben sein, damit das Volk an keinen Geisterspuk glaube;

c) macht die slovenische Fassung deshalb einen überaus alten Eindruck, da sich darin noch keine christlich-religiösen Einflüsse geltend machen. Der Umstand, dass da der „gottgeweihte" Friedhof erwähnt wird, ändert daran nichts, denn jedem Volke gilt die Ruhestätte der Ahnen als ein Heiligtum. Anachronistisch ist lediglich die Erwähnung, dass der Hammer eilf Uhr schlägt, was jedoch nur beweist, dass sich solche Volkserzählungen den Kulturfortschritten automatisch anpassen.

Alles poetische Volksgut der Slaven erfordert daher dringend einer gegenseitigen vergleichenden Durchforschung, denn nur auf diese Weise wird es möglich, gewisse Schlüsse und Wegweiser zur Ur- und Variantenquelle herauszufinden. Es ist daher in dieser Richtung endlich eine internationale, wissenschaftlich objektive Sichtung und Klassifikation geboten, denn gerade hier liegt ein grosser Teil jener Belege verankert, die uns die tiefere Aufklärung über die verworrene Ethnologie, die entarteten Anschauungen über die slavische Sprach- und Kulturgeschichte, die reale Sinnes- und Geisteswelt unserer ältesten Vorfahren erst geben können.

M. Žunkovič:

Die Grünberger Handschrift ist zweifellos echt.

Im Tagblatte „Národní Listy" (Prag) vom 3. Mai l. J. ist der Prager Universitätsprofessor Dr. Gustav Friedrich analog wie gegen die Königinhofer Handschrift (s. „Staroslovan" S. 138—151) auch gegen jene von Grünberg mit dem Anathema aufgetreten, dass sie gleichfalls eine Fälschung sei.[1])

Man weiss nun bei diesem Schlussurteile absolut nicht zu unterscheiden, ob man hiebei die schülerhafte Unwissenheit oder eine bewusste Irreführung der Öffentlichkeit seitens dieses Paläographen „von Beruf" in den Vordergrund zu stellen habe; man muss nur den Kopf schütteln, wie sich überhaupt ein so unerfahrener Redakteur finden konnte, der ein derartig konfuses und seinem Zwecke nach leicht erkennbares Geschwätz in ein halbwegs seriöses Blatt aufnehmen konnte. Da sich aber Fr. selbst überall als „Professor der

[1]) Der Vereinfachung halber werden weiterhin die Grünberger Handschrift mit **GH**, die Königinhofer mit **KH**, die Handschrift mit **HS** und der Name des Professors Friedrich mit **Fr.** abgekürzt angewendet.

Paläographie und Diplomatik“ präsentiert, müssen wir das ganze Verhalten Frs. doch eher als einen wohlerwogenen Charlatanismus stigmatisieren, welches Urteil wir auch in allen Teilen begründen werden.

Fr. genügen schon folgende vier Punkte, um über die GH das Todesurteil zu fällen:

1. die GH ist auf ein Pergament geschrieben, das vorher als Vorsetzblatt irgendeines Buches diente und auf dem man behufs weiterer Verwertung die früher auf dem Vorsetzblatte befindlichen Notizen abkratzen musste;
2. die GH ist durchwegs mit grüner Tinte geschrieben, was im Mittelalter vollkommen ungebräuchlich war;
3. in der GH ist nur eine alte Schrift nachgemacht, in welcher nebst Formen, die erst im XII.—XIII. Jahrhunderte auftauchen, auch solche vorkommen, die schon viel früher aus dem Gebrauche getreten sind;
4. die GH ist von jemandem geschrieben, dem die jedem mittelalterlichen Schreiber geläufigen Abbreviaturen nicht bekannt waren.

Daraus ergibt sich bei Prof. Friedrich schon folgendes Schlussurteil: „Die GH kann von keinem mittelalterlichen Schreiber stammen, sondern sie ist von einer Person späterer Zeit verfasst, die dem Objekte nur einen sehr alten Eindruck geben wollte, d. h. mit einem Worte, die HS ist eine — Fälschung.“ —

Dem sei sofort entgegengestellt:

Ad 1. Woher Prof. Friedrich die Kunde hat, dass das verwendete Pergament zuerst als Vorsetzblatt diente, wissen wir nicht; vielleicht hat er als „Professor der historischen Hilfswissenschaften“ spiritistische Séancen mit dem Jenseits, denn die reale Welt kann dazu nur sagen: es kann wahr, aber genau so auch falsch sein. Weshalb aber dieses an sich überhaupt ein „Fälschungsbeweis“ sein soll, leuchtet absolut nicht ein. — Fr. verurteilt hiemit etwas, was man anderswo hoch bewertet, muss daher auch sehr bescheidene Fachkenntnisse haben. Wir führen hier nur die Virgil-HS aus dem IV. Jahrhunderte an, die eine ganz ähnliche Vorgeschichte hat, aber dabei echt ist. Die einzelnen Pergamentblätter wurden gleichfalls auf Bücherdeckeln gefunden, abgelöst und gesammelt. Auch hier ist bisweilen eine Zeile abgeschnitten oder es fehlen Buchstaben am Anfang der Zeile. Das Pergament ist auch fein und lässt die Schrift auf der anderen Seite durchscheinen usw., weist daher genau die-

selben Äusserlichkeiten auf wie die GH. Weshalb ist nun diese gerade deshalb gefälscht, jene aber deshalb trotzdem echt?!

In diesem Falle ist es hingegen vollkommen sichtbar, dass die zwei vorhandenen Doppelblätter der GH einmal geradezu einem Buche angehörten, da die Altersspuren und die Eindrücke des Genäht- und Gebundenseins doch gut erkennbar sind. Wahrscheinlich ist das Buch auch einmal, wie sich dies oftmals wiederholte, auseinandergenommen und zu Andenken verteilt worden; das jetzt existierende Fragment kam einmal in den Besitz der Herren von Grünberg, wo es später auch in einem alten Archivkasten im Kellergewölbe gefunden wurde.

Weiters ist es auch unverständlich, warum die GH deshalb eine Fälschung sein soll, weil die auf dem „Vorsetzblatte befindlichen Notizen abgekratzt wurden". — Man benützte eben einst jedes Stück Pergament, da dieses Schreibmaterial kostspielig war, so lange es eben ging. In der HS des hl. Hieronymus ist z. B. ein grosser Ausschnitt zu sehen; aber dieser bestand schon, als das Pergament mit dem jetzigen Texte beschrieben wurde. — Im Staatsarchiv zu Wien befindet sich eine kleine HS aus dem XII.—XIII. Jahrhunderte, die auf der einen Seite einen Brief der Bewohner von Popovo polje an die Ragusaner enthält; auf der Rückseite befindet sich die hiezu gehörige Adresse, und nichtsdestoweniger hat darüber später eine andere Hand ein Verzeichnis von Patriziern und Patrizierinnen von Ragusa geschrieben; ist deshalb nun alles eine Fälschung?! — Benützt denn heute gar niemand aus Sparsamkeitsrücksichten ein mässig beschriebenes Papier zu weiteren Notizen, trotzdem das Papier so billig ist?! —

Symptomatisch ist der stille Übergang Frs. zum Geständnis, dass die GH doch ein Palimpsest ist. Ich habe im Jahre 1911 als der erste aufmerksam gemacht, als ich die GH in Prag studierte, dass sie echt und überdies ein Palimpsest sei. Dass ich bei diesem Urteile kein weiteres Interesse — noch dazu als Nichtböhme — hatte, als meine wissenschaftliche Überzeugung ehrlich und offen auszusprechen, sowie dass ich dazu nicht „gewonnen" wurde, kann mir jedermann wortlos glauben. An die Echtheit glaubte damals überhaupt niemand mehr und man verlachte mich allgemein; und gerade diejenigen, die heute schon den Palimpsestcharakter zugeben, wussten mir damals nicht genug Schimpftitulaturen ordinärster Art öffentlich beizulegen. Für eine Sühne des angetanen Unrechts findet Fr. selbstredend kein Wort. Vornehm ist zwar diese Methode nicht, wie man auf Umwegen still und mühelos zu neuen Forschungsresultaten ge-

langt, ist aber für die grosse Welt weiter gegenstandslos. Es genügt, zu wiederholen: wenn jemand eine Schrift radiert, so ist er nach Fr. eigentlich schon ein notorischer Fälscher.

Ad 2. In dieser Behauptung zeigt Fr. bedenkliche moralische wie fachwissenschaftliche Mängel. Vor allem darf niemand, namentlich aber kein Paläograph von Beruf offen erklären, dass „das Schreiben mit grüner Tinte im Mittelalter vollkommen ungebräuchlich war," wenn dies eine Unwahrheit und wenn ihm die bezügliche Literatur gar nicht bekannt ist. Es ist doch seit langem festgestellt, dass z. B. das Kloster Raigern (Mähren) einen Kodex mit grün geschriebenen Glossen besitzt; desgleichen weist das Raudnitzer Nekrologium eine grünfarbige Schrift auf; überdies hat die KH grüne Verzierungen, die chemisch genau so reagieren, wie die grüne Schrift in allen erwähnten HS. — Wir können Fr. diese blamable Belehrung vor der grossen Öffentlichkeit nach allem Vorausgegangenen nicht ersparen; jedermann, namentlich aber ein Universitätsprofessor, soll derartig handgreifliche Unwahrheiten nicht gewissenlos *bona fide* aussprechen, ehe er die bezügliche Literatur kennt, sich daher auch abgewöhnen, die ganze Welt für einen unwissenden Pferch zu halten, der jedes Argument gegen die Echtheit der HS für ein Evangelium nehmen muss. Für Bluffs dieser Art ist der blinde Glaube überdies schon sichtbar im Schwinden.

Die wissenschaftliche Inferiorität Frs. bezeugt aber noch die Feststellung desselben, „die chemische Reaktion zeige, dass in der verwendeten Farbe irgendeine kupferhältige Lösung enthalten sei." Fr. war hiemit doch schon so nahe daran, das Richtige zu entdecken: der Schreiber schrieb hier statt mit einer eisenhältigen, mit einer kupferhältigen Tinte, die zur Zeit des Schreibens vielleicht noch braun oder dunkel war, aber durch die langsame Oxidation des Kupfers nach vielen Jahrhunderten genau auf demselben Wege grün wurde, wie sich auch der Grünspan, der Edelrost, das Kupfergrün, der Malachit u. ä. bilden. Welche Zeit erforderlich ist, dass eine solche Schrift mit kupferhältiger Tinte grün wird, wissen wir empirisch nicht, aber jedenfalls ist dazu eine längere Zeit notwendig, selbst wenn man Essigsäure zur Beschleunigung des Oxidationsprozesses beigegeben hätte. Da aber die GH schon zur Zeit der Auffindung grün war, ist sie sicherlich nicht im Jahre 1818 geschrieben oder gefälscht worden, weshalb jede weitere Verdächtigung derselben nur als eine dummdreiste Verleumdung angesehen werden muss.[2]) Wir

[2]) Soweit es dem Verfasser möglich war einigermassen glaubwürdige historische Daten über die Erzeugung von grünen Tinten um das Jahr 1800 zu er-

haben sonach hier einen Echtheitsbeweis, wie wir keinen sichereren mehr benötigen.

Ad 3. In der GH ist tatsächlich eine alte Schrift „nachgemacht", deren einzelne Formen schon im XII.—XIII. Jahrhunderte ausser Gebrauch getreten waren. Die Erklärung hiefür ist sehr einfach: die Entstehung der GH ist in die Zeit des VI.—IX. Jahrhundertes einzureihen, denn dann stimmt alles. Um hier künstlich einen Zwiespalt zu konstruieren, behauptet Fr., der „Fälscher" habe zum Teile sehr alte, zum Teile hingegen neuere Buchstaben hiezu verwendet, was nicht nur unwahr, sondern widersinnig ist, denn weshalb soll sich der „Fälscher" zweierlei Alphabete bedienen, da gerade dieses auffallen müsste.

Fr. beanständet z. B. die Darstellung des „a"; eine solche Form kommt etwa erst vereinzelt im XII., häufiger aber erst im XIII. Jahrhunderte vor. Das ist unrichtig: ein ganz ähnliches „a" weist unter anderen auch schon der aus dem VII.—VIII. Jahrhunderte stammende Kommentar des hl. Augustin (Vatikanische Bibliothek) auf. Hingegen gibt Fr. zu, dass das halbunziale „g" und „t" im XII.—XIII. Jahrhunderte nicht mehr im Gebrauche war, dann dass die Buchstaben „e, m, n" als Majuskeln dargestellt sind, was in den genannten Jahrhunderten auch nicht mehr zu bemerken ist. Kurzum, Frs. „Fälschungsbeweis" besagt: da in der GH ein „a" vorkommt, das nur das XII.—XIII. Jahrhundert kennt, die anderen Buchstaben hingegen in dieser Zeit bereits ausser Kurs waren, deshalb ist die HS eine Fälschung. — Darin zeigt sich aber eher die Fälschungsabsicht Frs. der Öffentlichkeit gegenüber, oder aber ist dies ein Zeugnis, dass Fr. die älteren Schriften gar nicht kennt, daher nur schwätzt. In der vorerwähnten vatikanischen HS kommt nämlich das ähnliche „a" zugleich mit dem „e, m, n" der GH vor. Das halbunziale „g" und „t" findet sich in jener HS zwar nicht in dieser Darstellung vor, dafür aber in einer solchen vom Jahre 509—510 (Rom) und einer weiteren aus dem Jahre 570 (Montecassino), sowie weiteren anderen. In den drei genannten HS ist daher schon das in der GH angewendete Alphabet, soweit sich die Buchstaben des lateinischen Alphabetes mit dem slavischen decken,

halten, gehen alle dahin, dass man sie damals aus blauen und gelben Flüssigkeitsmischungen herstellte; von einer Erzeugung durch Beigabe von Kupfer weiss keine Fachquelle etwas, obschon nicht daraus geschlossen sein will, dass dies absolut nicht der Fall war. Ob man eine kupferhältige grüne Tinte durch einen forcierten Oxydationsprozess, bei Berücksichtigung der chemischen Hilfsmittel jener Zeit ad hoc erzeugen kann, müsste sich durch entsprechende Proben wohl erweisen lassen.

vollkommen vorhanden. Dass aber keine dieser HS um das Jahr 1817 in Böhmen noch bekannt war, dieses braucht nicht erst besonders nachgewiesen zu werden. — Fr. bemühe sich nur einmal Dr. Steffens Werk „Lateinische Paläographie“ etwas gründlicher nachzusehen und er wird seine „Fälschungsbeweise“ nach jeder Richtung entwertet finden.

Ad 4. Mit welchem Rechte kann Fr. behaupten, dass der Schreiber der GH die mittelalterlichen Abbreviaturen nicht kannte, da Fr., wie wir eben gezeigt haben, doch nicht einmal die leicht erreichbaren HS kennt; wie kann er aber ein Urteil über die vielen Tausende von HS, die in der ganzen Welt zerstreut sind und von denen nicht einmal noch Faksimile zur Verfügung stehen, ein blindes Urteil abgeben?!

Fr. führt nun an, dass der „Fälscher“ für die Silben „pra“ und „pro“ richtig die im Mittelalter gangbaren Abbreviaturen anwendet, für „pre“ und „pri“ aber eine solche, die in den lateinischen Urkunden nicht vorkommen und dies sei bereits ein Kriterium der Fälschung. Wir können uns dies aber sehr natürlich erklären, abgesehen davon, dass wir für die slavische Schrift des ersten Mittelalters einstweilen, ausser der GH, keine weiteren Belege haben, nicht nur damit, dass sich der Fälscher gewiss strenge an das Konventionelle halten würde, sondern auch, dass der Schreiber im Slavischen geradezu gezwungen war, für jede Gruppe eigene Kürzungen anzuwenden, um sinnstörende Lesungen zu vermeiden. Man kann z. B. in den Begriffen „prodati, pridati, predati“, welche verschiedene Bedeutungen haben (verkaufen, zugeben, übergeben), doch nicht dieselbe Kürzung anwenden, da darunter die Deutlichkeit des Textes leiden müsste. Nach Fr. ist also lediglich der Slave nicht imstande etwas Selbsttätiges zu schaffen; er kann bestenfalls nur kopieren und auch dieses nur fehlerhaft!

Aber auch jene Behauptung Frs. ist unwahr, denn wer die älteren mittelalterlichen HS (z. B. die Kirchengeschichte Bedas vom Jahre 727, den Berner Kodex *„Valerius Maximus“* vom Jahre 860, den Mailänder Kodex „Cicero“ vom Jahre 1154 u. a.) vergleicht, wird finden, dass es nirgends bestimmte Gesetze für Abbreviaturen gibt, denn der eine schreibt das pre, prae, wie der andere das pro und pra und ein anderer wieder umgekehrt. Wie konnte Fr. etwas derartiges aussprechen, da man für jede seiner Behauptungen zahlreiche Gegenbeweise findet, selbst wenn man alte HS auch nur flüchtigst studiert.

Überdies muss Fr. gar nicht wissen, dass schon Dr. Steffens über die Abbreviaturen der lat. HS (S. XX) ausdrücklich sagt, da er dies bei seinen Forschungen bestätigt gefunden hat: „Man trifft schon

in den ältesten HS Abbreviaturen jeder Art, doch im allgemeinen ist nur ein mässiger Gebrauch davon gemacht. Man macht gewisse Abkürzungen der Suspension und Kontraktion zuerst häufig nach Gutdünken, später hat man bestimmte, allgemein angenommene Formen dafür." —

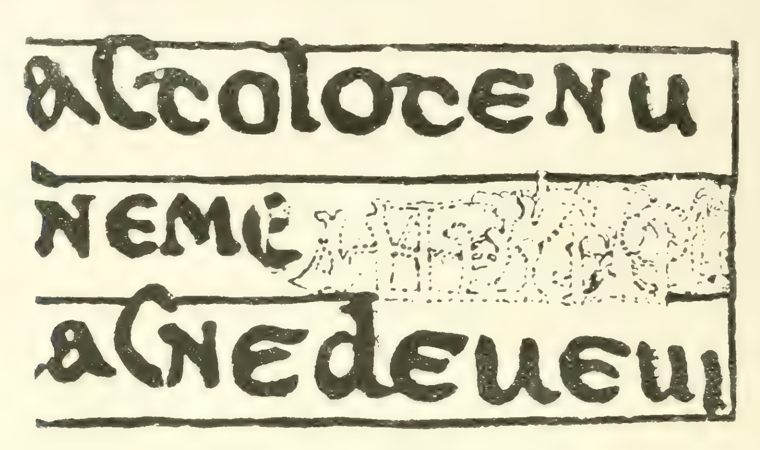
Nach Frs. Annahme war der „Fälscher" der GH daher ein ungemein genialer Mann, der die böhmische Sprache des VI.—IX. Jahrhundertes vorzüglich beherrschte, eine Schrift sozusagen über Nacht uralt zu machen verstand, die altslavischen sozialen Verhältnisse gut kannte, nur das „a" konnte er nicht synchronistisch schreiben und nur an einer Abbreviatur stolperte er. Der Fälscher war daher eigentlich ein Narr, weil er diese nicht so anwendete, wie er sie vorgefunden, aber dieser Narr wusste sonst doch so ungeheuer viel Geheimnisvolles, was wir noch heute nicht erfassen können. Und da soll man nicht mit der schärfsten Satire einsetzen! —

Weiters bemerkt Fr. an einer anderen Stelle, dass in der GH nicht jede Seite gleich viel Zeilen hat. Ja hat denn das modernste Buch gleich viel Zeilen auf jeder Seite, wenn es dem metteur-en-pages gelegentlich nicht gut ausgeht? Wie kann man aber solche Voraussetzungen bei allen HS verlangen, wo man doch auf Initialen so oft Rücksicht nehmen und den Platz für solche schon vor dem Schreiben festlegen musste! Es ist wahrlich widerlich, ein solches gedankenloses, der primitivsten Kenntnis der Paläographie und Typographie entbehrendes Geschwätz allen Ernstes noch aufklären, bezw. widerlegen zu müssen! —

Dass bei Fr. der nun so viele Jahre als der „sensationellste" Beweis für die Fälschung geltende Humbug mit dem Kryptogramm „V. Hanka fecit" keine Bedeutung mehr hat und ihn paläographisch nicht mehr interessiert, glauben wir ihm aufs Wort; die Blamage mit diesem bei den Haaren herbeigezogenen „Beweise" der Fälschung ist selbst einem Prof. Fr. schon zu abgeschmackt und zu massiv.

Mit dieser so rätselhaften Stelle, die auf der Tafel V, Schluss der 3. Zeile von unten zu sehen ist, scheint es jedoch folgende Bewandtnis zu haben. Ein Absatz des Textes schliesst da mit „slavne sneme" ab und lässt den Zeilenrest frei, umsomehr als die Fortsetzung mit der grossen Initiale „D" beginnt. Es hat da nun jemand später in den leeren Zeilenraum, wie der Oberlehrer Josef Hrubý (Brünn) herausgefunden hat und was auch überzeugend scheint, das Chronogramm *„An Di $\overline{391}$"* in karolingischer Minuskelschrift eingefügt. Ob die Zahl „391", d. i. 1391, selbst richtig gelesen ist, bleibt

allerdings fraglich, da vielleicht erst eine besonders scharfe Photographie die Konturen dieser Stelle besser hervorheben könnte. — Ein späterer Besitzer hat hingegen diese störende Stelle mit Zinober bedeckt, aber die nun entschwundene Schrift selbst, damit sie doch nicht völlig in Vergessenheit gerate, in weniger auffälliger, punktierter Manier (mit Blei ?) auf die Zinoberfläche übertragen, deren Äusseres die beigegebene Figur darstellt.



Hanka konnte demnach von der unteren Schrift selbst unmöglich eine Kenntnis haben, da man erst nach dessen Tode (1861) durch die Photographie zur ersten Kenntnis dieser unteren Schrift gelangte. Dass aber die obere punktierte Schrift nur eine Skizzierung der unteren ist, darauf hat der Verfasser im Jahre 1912 öffentlich aufmerksam gemacht, da dies bis dahin allen Forschern gleichfalls entgangen war. —

Damit sich aber der nicht eingeweihte Leser selbst weiter ein Urteil über die GH bilden könne, ist es notwendig über die Geschicke dieses einzigartigen, für die slavische Kulturgeschichte — einstweilen — weitaus wertvollsten Sprachdenkmales das Wichtigste zu wissen.

Der Rentmeister Josef Kovář der Colloredo-Mansfeld'schen Domäne Grünberg in Böhmen fand im Jahre 1817 gelegentlich im Schlossarchive, das aus einem alten, im grossen Wirtschaftsgewölbe stehenden Kasten bestand, zwei schmutzige und höchst defekte Pergamentdoppelblätter. Da sie Schriftzüge aufwiesen, ging er damit in seine Kanzlei und reinigte sie vorerst mit einem feuchten Schwamme, erschrak aber sehr, als die vermeintlich schwarze Tinte eine grünliche Färbung annahm. Er bemühte sich nun einige Zeit hindurch den Schrifttext zu entziffern. Da aber seine Mühe erfolglos blieb, ging er damit eines Tages zum Dechant Franz Baubel nach

Nepomuk. Dieser fand mit der Zeit heraus, dass es sich hier um irgendein Gericht Lubušas handle, sowie dass darin bekannte Ortsnamen angeführt erscheinen. Später nahm Kovář die HS wieder zurück und liess sie weiter unbeachtet liegen. Erst als am 15. April 1818 die feierliche Bekanntmachung der Gründung eines Landesmuseums in Prag durch den obersten Burggrafen von Böhmen, Grafen Kolovrat, zugleich mit der Aufforderung zu Beiträgen für dasselbe erfolgte, erinnerte sich Baubel wieder an die HS und riet nun Kovář, er könnte jetzt seinen Fund dem Museum widmen und einsenden. Nachdem aber eine offene Zusendung seitens Kovář für ihn unangenehme Folgen haben konnte, umsomehr als zwischen ihm und seinem Dienstherrn ein nationaler Antagonismus herrschte, sandte er die HS Ende Oktober 1818 unter Beischluss eines orientierenden Schreibens im Postwege an die Adresse des Burggrafen Kolovrat ein. Dieser übergab die HS dem Grafen Kaspar Sternberg, der die Seele des entstehenden Museums war, und letzterer übergab sie wieder dem gelehrten Anton Puchmayer, seinem Patronatspfarrer in Radnitz, zur Entzifferung, was letzterem auch im grossen gelang. Doch passierte Puchmayer hiebei ein Versehen: er bog nämlich ein Doppelblatt so um, dass die 3. Seite zur 1. ward, daher er den Text wohl lesen aber keinen logischen Zusammenhang für die Handlung finden konnte. Schliesslich sandte er seine Lösung mit einem Faksimile, — nachdem sich Graf Sternberg das Original selbst behielt — und einem ausführlichen Berichte an den Sprachforscher Dobrovský. Dieser erkannte den Missgriff Puchmayers auch nicht und erklärte die HS, ohne noch das Original gesehen zu haben, für „ein elendes Machwerk und ein Geschmiere" und bezeichnete gleich J. Jungmann, W. Hanka und J. Linda als die Urheber und Einsender der HS.

Im Jahre 1824 trat Dobrovský mit dem Artikel „Literarischer Betrug" in Hormayrs Archiv offen gegen die HS auf und gab darin besonders seinem Ärger Ausdruck, dass die Polen die GH schon im Jahre 1820 abdruckten und sie als eines der wertvollsten Monumente des slavischen Altertums kommentierten, sowie, dass sie gleich im folgenden Jahre auch schon von der russischen Akademie der Wissenschaften veröffentlicht und zugleich in russischer Übersetzung ausgegeben wurde. Man wollte jedoch damals in schärferer Weise nicht mehr gegen Dobrovský auftreten, da sich seine periodische Gemütskrankheit immer häufiger einstellte; er starb auch bereits am 6. Jänner 1829 in völliger Geistesumnachtung.

Besonders charakteristisch dafür, wie unsicher Dobrovský in dieser Sache war, zeugt unter anderem folgendes Ereignis. Dobrovský wollte, dass die HS chemisch untersucht werde; der damalige Professor der Chemie am technischen Institute in Prag, Steinmann, erklärte, dass die Untersuchung, ob die verwendete Tinte alt oder neu sei, wohl unbedingte Gewissheit geben muss, nur werde dabei ein Teil der HS zugrundegehen; da stand Dobrovský sofort davon ab mit den Worten: „Sie könnte am Ende doch echt sein!“

Nachdem sich später noch der Slovene Kopitar und der Slovake Palkovič der Meinung Dobrovskýs anschlossen, dass die GH unbedingt ein Falsum sei, haben hingegen Palacký und Šafařík im Jahre 1840 in ihrem Werke: „Die ältesten Denkmäler der böhmischen Sprache“ mit wissenschaftlichen Belegen jeder Art die Echtheit der Handschrift nachgewiesen, worauf volle Ruhe einzog. — Erst im Jahre 1858 trat der Redakteur David Kuh des „Tagesbote für Böhmen“ (Prag) auf, der erneuert Hanka als Fälscher der HS bezeichnete. Letzterer suchte nun Schutz beim Gerichte, welches feststellte, dass der geschilderte Tatbestand der Auffindung und des Einsendens richtig ist, daher Hanka unmöglich der Fälscher sein könne. Dass diese masslosen Verleumdungen von einem Berufskollegen Hankas, dem Bibliothekar Anton Zeidler, herrührten, wurde erst im Jahre 1913 bekannt, als dieser im Alter von 90 Jahren starb und hiemit die Verpflichtung, das eingegangene Redaktionsgeheimnis zu wahren, erloschen war. (Siehe auch „Staroslovan“ S. 144–145.)

Nach Hankas Tode (1861) stellten sich noch einige weniger beachtete Zweifler ein, bis im Jahre 1886 die HS durch die „Realisten“ der böhmischen Universität in Prag unter Führung der Professoren Gebauer und Masaryk offen als gefälscht oder unterschoben bezeichnet wurde, was nicht einmal zu einer nachhaltigen Verteidigung führte, weil sie schon wegen ihres ungewöhnlichen Aussehens der Schrift, wofür damals noch kein Analogon bekannt war, der sonderbaren Art der Einsendung, namentlich aber der vielen sprachlich unverständlichen Textstellen kein unbedingtes Vertrauen erweckte. Es ist daher auch begreiflich, dass sich um diese HS, die sodann ungeprüft in die Schublade für „Falsifikate“ im Landesmuseum geworfen wurde, weiterhin niemand mehr kümmerte.

Nun trat ich im Jahre 1911 für diese HS ein, nachdem ich schon früher, ehe ich sie in Prag studiert hatte, im Werke „Die Slaven, ein Urvolk Europas“ in jeder Ausgabe betonte, dass sie echt sein müsse, weil sich durch die induktive Forschungsmethode alle darin geschilderten Verhältnise als zutreffend erweisen. Als aber nun

auch meine „Rehabilitationsschrift“ (in böhmischer Sprache), welche mit Beweisen jeder Wissensrichtung diese für unbedingt echt erklärt, am 1. September 1911 erschien, wurde damit ein neues lebhaftes Interesse für diese nahezu schon verschollene HS in der Öffentlichkeit erweckt. Die vorgebrachten Beweise wirkten derart überzeugend und handgreiflich, dass sich durch mehr als $2^1/_2$ Jahre niemand mehr fand diesen entgegenzutreten, bis sich endlich Prof. Friedrich hiezu prostituierte.

Abgesehen von den bereits geschilderten haltlosen paläographischen Beweisen Frs. für die Fälschung der GH wurden auch noch Einwendungen persönlicher, kulturgeschichtlicher und sprachlicher Richtung vorgebracht, die aber auch alle ihre Fehlerquelle in Wissensmängeln, Voreingenommenheit oder oberflächlicher Forschung hatten. Bezeichnend ist jedenfalls der Umstand, wie ratlos man dieser HS gegenüberstand, dass um das Jahr 1835 ernstlich erwogen wurde sie zu verbrennen, damit dieses Objekt des unbehebbaren Zweifels und Anstosses für die damalige Gelehrtenwelt radikal beseitigt werde. Nur dem Einflusse einiger intelligenter Männer, namentlich Palackýs, gelang es, dass dieser herostratische Beschluss nicht in die Tat umgesetzt wurde. —

Es seien nachstehend nur die gravierendsten Einwendungen und Widerlegungen angeführt.

1. Dobrovský behauptete, dass die HS von den erwähnten drei Literaten verfasst und unterschoben wurde. — Dieses ist an sich schon eine chronologische Unmöglichkeit, weil die HS bereits an $1^1/_2$ Jahre vorher bekannt war und passierte sie früher schon mindestens sechs namentlich bekannte Personen, ehe sie Hanka, Linda oder Jungmann zu sehen bekamen. Überdies hat sich die geschilderte Art der Auffindung und Einsendung später auch gerichtlich als richtig erwiesen; es wäre daher schon auf dieses hin sachlich alle weitere Beweisführung unnötig.

2. Das böhmische Altertum kannte angeblich keinen Burgenbau, daher auch keinen Adel im gangbaren Sinne. — Die Tatsachen sagen das gerade Gegenteil, denn die ältesten Burgen haben eigentlich in ganz Europa slavische oder slavisch verständliche Namen. Man vergleiche da nur die sich fast in jedem Lande wiederholenden „Vyšehrad“-Burgen oder vergleiche die ältesten Namen der Burgenbesitzer, die nahezu alle reinslavisch klingen. Überdies wissen wir doch sehr gut, dass der Adel im XIII. Jahrhunderte modemässig seine slavischen Namen zu germanisieren begann, was doch unnötig gewesen wäre, wenn sie vorher nicht slavisch waren.

3. Man sagte weiter, dass die Fälscher nicht wussten, was sie mit dem Worte „tetva“ *(„roda stara tetvy Popelova“)* sagen wollten. — Im Gegenteile, es wäre ein Zeichen von Paralyse, wenn ein so intelligenter, ja geradezu mit überirdischen Gaben ausgestatteter Fälscher Ausdrücke anwenden würde, die er selbst nicht versteht, zumal er doch die Wahl des Stoffes, daher auch der Begriffe hatte. In diesem Falle wussten aber die „Fälscher“ tatsächlich nicht, was „tetva“ bedeutet, weil sie eben nicht die Fälscher waren. Sonderbarerweise konnte aber die ganze Gelehrtenwelt bis zum Jahre 1911 dieses Rätsel nicht lösen; ich musste erst aufmerksam machen, dass es ein altpolnisches Wort ist und „Dynastie“ bedeutet. Dieser Begriff wäre aber nie zu einem Streitobjekt oder Fälschungsbelege geworden, wenn nur eine einzige Person in den verwichenen 93 Jahren in Lindes grossem polnischen Wörterbuche, das schon in den Jahren 1807—1814 erschien, nachgeschlagen hätte, zumalen die „Popiels“ doch tatsächlich einst in Polen die regierende Dynastie waren, das Wort daher in erster Linie lexikalisch in der polnischen Sprache zu suchen war.

4. Der Begriff „trut“ existiere etwa im Slavischen nicht; die Fälscher haben denselben erst nach dem Stadtwappen von „Trutnov“ (d. i. „Trautenau“) konstruiert. — Diese haarsträubende Einwendung wurde besonders drastisch zurückgewiesen, als sie schon in der HS des hl. Hieronymus, die aus dem Anfange des V. Jahrhundertes stammt, und erst um das Jahr 1830 entdeckt wurde, auch vorgefunden ward. Das verwendete Wort „zatrutiti“ (= töten) ist auch im Wittenberger Psalter (XIV. Jahrh.) enthalten; überdies kommt der Begriff „trut, trot“ sonst im Keltischen, Altslavischen, Slovenischen u. a. vor, man brauchte sich sonach nicht erst auf dem kuriosen Wappenwege das Wort zu beschaffen, ganz abgesehen vom derben Anachronismus, da Trautenau erst im Jahre 1340 das Stadtrecht und hiemit vermutlich auch erst das Wappen erhielt.

5. Dobrovský behauptete auch, dass die GH mit frischer grünlicher Tinte geschrieben worden sei, was allerdings *ad hoc* zutreffend war, da er zuerst nur das frische Faksimile zu Gesicht bekam, aber er übertrug dieses Urteil später auch auf das Original. — Diese Verdächtigung veranlasste im Jahre 1838 Palacký und Šafařík den damals durch seine mikroskopischen Untersuchungen bekannten Kustos des Landesmuseums, August Corda, aufzufordern, die Schrift in bezug auf ihr Alter eingehend chemisch zu untersuchen. Dieser stellte vor allem fest, dass hier keine Farbe, sondern Tinte — er meinte fälschlich Eisentinte — verwendet wurde. Eine Schriftstelle wurde z. B. mit

einem in Gallapfelsäure getränkten Schwamm schwach betupft; in wenigen Tagen war die grüne Schrift braun sowie auch das ganze davon betroffene Pergament. Bei Behandlung mit blausauren Kalien reagierte die grüne Schrift blauviolett, nach dem Trockenwerden wurde sie blutrot. — Corda, der sodann noch der ganzen HS eine äusserst eingehende Untersuchung widmete, gab zum Schlusse sein fachmännisches Urteil ab; hievon sei hier folgende Stelle wörtlich angeführt: „Ich erkläre hier vom naturhistorischen Standpunkte und aus dem einfachen Zustande der Schrift diese vorliegende Urkunde als höchst alt, abgesehen von Schriftform, Sprache und Kontraktionen. Sie muss notwendigerweise noch älter sein als die anderen uns bekannt gewordenen Manuskripte, welche höchst selten und nie in so hohem Grade diese Farbenänderung und den so beträchtlichen Hof um jeden einzelnen Buchstaben zeigen. Auch dürfte es wohl zu den grössten Kunststücken eines Pergamentmachers oder eines absichtlichen Fälschers gehören, dem Pergamente jene so eigentümliche, nur durch hundertjährige Abnützung herbeigeführte Altersphysiognomie zu geben. Diese Zubereitung des Pergamentes müsste natürlich vor der Verfertigung der Schrift geschehen sein, aber auch in diesem Falle möchte ich die Feder sehen, welcher es gelingt, die Schrift in dieser Stärke, mittels einer Tinte oder Farbe ohne Bindemittel, so wie hier, scharf und präzise in das Labyrinth von tierischen Fasern zu schreiben, ohne dass die Schrift selbst durch Aus- oder Zusammenfliessen undeutlich würde und leserlich bleibe und wie hier, so innig, abgegrenzt und tief die höchst ungleich dichte Substanz des Pergamentes durchdringe. Mit der künstlichen Veränderung der Oberfläche des Pergaments wäre aber noch gar nichts erreicht; man müsste auch die Faser oder vielmehr ihre Substanz metamorphosieren wissen, wie es hier der Gebrauch und die ungekannten Agentien der Jahrhunderte, vielleicht eines Jahrtausends, getan haben usw." — Und doch konnte die HS, wenn sie eine Fälschung wäre, damals erst 20 Jahre alt sein, was wohl auch zu erkennen war. —

Die GH ist aber auch in bezug auf den Inhalt und die Sprache zweifellos altersecht.

Der Schrifttext, der, wie erwähnt, nur ein Fragment bildet und einen Teil der vorwiegend sagenhaften Geschichte Altböhmens aus der Zeit Lubušas enthält, behandelt in dem erhaltenen Teile eine Landtagsszene, in welcher ein Thronfolgestreit das Hauptthema bildet. — Das hiebei angewendete Alphabet kennt, analog wie das altsla-

vische Runenalphabet in der Edda, erst 18 Buchstaben, daher einige davon Doppelwerte haben.

Ein weiterer massgebender Faktor für die Echtheit und das hohe Alter der GH ist jedoch auch die Sprache. Diese ist wohl die altböhmische, jedoch noch mit starker Anlehnung an die einst gemeinsame altslavische Sprache, die wieder der altslovenischen am ähnlichsten war. So kommt es auch, dass gerade jene Textstellen, denen die Sprachforscher völlig ratlos gegenüberstanden, der heutige Slovene noch ohneweiters versteht, weil er seine sprachliche Kontinuität mit der Sprache der GH noch am wenigsten eingebüsst zu haben scheint.

Bei der Beurteilung der Sprache dieser HS spielt der Universitätsprofessor Gebauer eine eigenartige Rolle. Im Jahre 1882 gibt er in einer Rezension über „die Nationalität der Prager Gregoriusglossen" (Archiv f. slav. Phil. S. 279—282), als Patera dieselben als böhmisch und altbulgarisch (!) und etwa dem Jahre 1100 angehörend erklärte, noch folgendes nüchterne und allgemein gefasste Urteil ab: „Wohl gibt es in den Glossen manches, was von der Sprache der, erst seit der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhundertes häufiger werdenden böhmischen Denkmäler stark abweicht; darunter finde ich aber nichts, was nicht als altböhmischer Archaismus (vom Standpunkte ca. 1300 aus gesprochen) erklärlich wäre und was notwendig als slovenisch gedeutet werden müsste. Man beachte nur folgenden Umstand. Wem die heutige böhmische Sprache geläufig ist, der kann ohne welche Schwierigkeit die Chronik von Hájek (1544) verstehen, so geringe Veränderungen erlitt die böhmische Schriftsprache im Laufe der letzten 340 Jahre; viel grösser schon ist der Unterschied z. B. zwischen der Sprache Hájeks und Štítnýs, obwohl beide nur etwa 170 Jahre von einander abstehen; und vergleicht man weiter die Sprache Štítnýs mit Denkmälern aus der Zeit ca. 1300, so stellt sich wiederum ein Unterschied heraus, viel grösser, als er im Verhältnis zu der kurzen Zwischenzeit von etwa 80 Jahren zu erwarten wäre. Wir müssen daher schon *a priori* zugeben, dass die böhmische Sprache um das Jahr 1100 weit altertümlichere Formen besass, als um das Jahr 1300 und gewärtigen, wenn sich ein Denkmal aus der Zeit 1100 findet, dass sich dasselbe durch besonders altertümliche Formen auszeichnen werde."

Wie anders verhielt sich aber derselbe Gebauer im Jahre 1886, als er bereits im Schatten des Prof. Masaryk wandelte und seine bisherige wissenschaftliche Überzeugung vom Grunde aus gewechselt hatte. Jetzt waren plötzlich alle altertümlichen Formen der GH ausschliesslich Fehler des Fälschers. Dass dies nicht der Fall

ist, stellt sich nun immer klarer heraus, je mehr Analogien auftauchen; überdies war zu bedenken, dass die Natur noch keinem Menschen die Gabe verliehen, in einer ihm unbekannten, nie gehörten Sprache ohne weiters richtige Wörter und Wortformen zu gebrauchen. — Die Beschränktheit, die damals in den Anschauungen über die altslavische Sprache, Geschichte und Kultur herrschte, brachte es allerdings mit sich, dass man gar nicht daran zu wagen dachte, dass es auch vor dem Jahre 1100 schon Slaven gab, die selbstredend auch slavisch sprachen und schrieben.

Die GH ist ein Palimpsest. — Über dieses lässt sich hypothetisch folgendes sagen. Die gelöschte Schrift ist eine Kapitalschrift, die kaum jünger als das IV. Jahrhundert, aber auch weit älter sein kann und mit eisenhältiger Tinte geschrieben sein muss, da diese nicht grün wurde. Die Initialen oder Majuskeln sind es nun, die durch die Palimpsestphotographie wieder hervorgeholt wurden (s. Tafel V). Vermutlich waren diese Buchstaben zu stark geschrieben, so dass sie der zweite Schreiber nicht ganz abkratzen konnte, ohne in das Pergament ein Loch zu radieren. Alle jene Stellen, die nun störend waren, hat dieser Schreiber in die Zwischenräume verlegt oder er wich ihnen aus; überdies hat er alle diese Stellen — wahrscheinlich geschah aber dies später — mit Zinnober überzogen, damit das Lesen nicht gestört werde, nachdem damals seine eigene Schrift wahrscheinlich noch nicht grün war, also nicht abstach. Wird einmal die ganze HS palimpsestisch photographiert zum Studium bereit stehen, so wird sich darüber wohl auch ein prägnanteres Urteil geben lassen.

Die GH bildete nie ein Objekt derart tiefgehenden Streites wie die KH, weil sie stets als ein doppeltes Rätsel galt, denn einerseits sprachen die unerklärlichen Alterseindrücke, die Sprache wie die Schrift für ein ungewöhnlich hohes Alter, aber andererseits fand diese Annahme wieder an der Völkerwanderungstheorie und der Hypothese der früheren völligen Unkultur der Slaven ihre Entwertung. Man versenkte daher die HS im Landesmuseum zu Prag, wo überhaupt seit Hanka nie ein besonderes Interesse und noch weniger ein Verständnis für die vielen so wertvollen HS-Geschenke waltete, in die Schublade für ihre „Falsifikate" und dachte wohl kaum mehr daran, dass sich da noch je jemand zu einer Nachprüfung einfinden könnte.

Die Wahrheit über die GH ist daher: sie selbst ist zweifellos echt, ist also keine Fälschung; falsch waren lediglich die Beweise für die Verdächtigung derselben als Fälschung.

Die Hauptschuld daran, dass es so kam, hatte wohl Dobrovský. Hätte dieser damals grösste böhmische Slavist nicht einen so beschränkten Gesichtskreis über die Vergangenheit der Slaven im allgemeinen besessen, der doch noch auf die Völkerwanderung schwur und die Slaven erst vom Eichelfrass und tierischem Gehaben in die historische Zeit überkommen liess, so wäre es zu dieser bedauerlichen Verfehlung auch niemals gekommen. Dieser, sonst so hochverdiente Mann, der sodann in tiefster Geistesumnachtung starb, mag schon damals geistig nicht einwandfrei gewesen sein, denn sein an einem Tage oft dreimaliges Laufen ins Landesmuseum dieser HS wegen mag doch einen schweren Zwiespalt der Meinungen in ihm hervorgerufen haben. Ominöser ist die Sache aber erst dann geworden, als Masaryk mit seinem ganzen Generalstabe dem einmal gemachten Fehler neue Nahrung zuführte, statt im Gegenteile das falsche Urteil eines Geisteskranken zu berichtigen. Für denjenigen, dem die Wahrheit über alles geht, ist jedoch diese Streitsache hiemit erledigt. —

Einer Aufklärung bedarf nun nur noch die Frage, wer die GH gefälscht haben soll. — In einem weiteren Artikel in den „Národní Listy" vom 17. Mai l. J. erlaubt sich Fr. offen und bestimmt auszusprechen, dass Wenzel Hanka an der Fälschung „beteiligt" war und bringt, nachdem der bisherige „sensationelle" Beweis mit dem „V. Hanka fecit" nicht mehr hält, folgenden neuen und „gewichtigen" Beweis.

Hanka fand nämlich in Königinhof zugleich mit der KH zwei weitere altersechte HS, die nun auch im Landesmuseum verwahrt sind. Jede dieser HS trägt den Vermerk: „Gefunden zugleich mit der KH, 1817 („Nalezeno při Královdvorském rukopisu 1817") und hier hat Fr. die neue „sensationelle" Entdeckung gemacht: Diese beiden Vermerke stammen von Hanka und sind ebenso mit grüner Tinte geschrieben wie die GH; ein Unterschied bestehe nur darin, dass hier die Schrift lichter sei und an manchen Stellen glänze. — Fr. genügt also vollkommen für die Verfassung einer solchen HS schon der Besitz von grüner Tinte! Er glaubt sonach, dass der „Fälscher Hanka" hier dieselbe Tinte gebrauchte, die er von der Erzeugung der GH noch übrig hatte. Übersetzt man Frs. Logik in andere Form, so lautet diese: wenn heute jemand einen anonymen Brief mit roter Tinte schreibt, und man findet bei mir rote Tinte, so muss selbstredend ich jenen Brief geschrieben haben! — Ist übrigens Fr. gar nicht die Idee gekommen, diese grüne Tinte zuvor chemisch zu untersuchen, nachdem er doch selbst die äusserliche Abweichung in der

Farbe zugibt, ehe er mit dieser neuen Tatarennachricht in die Redaktion der „Nár. Listy" gelaufen ist? —

Vielleicht rafft sich auf dieses hin doch endlich das Museum aus seiner rätselhaften Passivität auf und beruft eine objektive Kommission, die alle die strittigen Punkte gründlich überprüft, nicht allein um Frs. Phantastereien und Verleumdungen offenzulegen, sondern um auch der nun schon 96 Jahre währenden Beunruhigung der grossen Öffentlichkeit endlich eine entschiedene Grenze zu setzen. —

Schlusswort

zur Rehabilitation der Grünberger wie Königinhofer Handschrift.

Da von vielen, über die subtilen Momente des böhmischen HS-Streites nicht genügend orientierten Seiten ergänzende Fragen gestellt wurden, weil für das normale Erfassen der Möglichkeit einer so furchtbaren wissenschaftlichen Verfehlung zumeist das Detailwissen mangelt, sei hier einiges Weitere zur Orientierung geboten.

Die KH war es vor allem, welche die böhmische Nation zu ausserordentlichem Selbstbewusstsein brachte, sie mit frischen Idealen impfte und jene grosse geistige, romantisch angehauchte Bewegung hervorrief, die sich in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhundertes in Böhmen so kraftvoll einstellte. Dies beunruhigte jedoch gewisse Kreise. Der Freiheitstaumel des Völkerfrühlings im Jahre 1848 war rasch vorübergerauscht, die geschichtliche Lehre bald vergessen; die Reaktion begann wieder auf allen Linien. Namentlich passte dem Ministerium Bach jene aufrichtige Begeisterung in Böhmen nicht, welche unerwarteterweise durch den Inhalt jener äusserlich so unscheinbaren Pergamentblätter hervorgezaubert wurde, und so begannen vorerst die Intriguen gegen jene HS ausschliesslich von deutscher Seite, was jedoch bei den Böhmen damals nahezu unbeachtet blieb, weil der wahre Zweck gut durchleuchtete.

Wesentlich anders wurde aber die Situation erst im Jahre 1886, als der Prager Universitätsprofessor Dr. Thomas Masaryk polternd mit der Behauptung auftrat, dass die Königinhofer Handschrift sowie eine Reihe sonstiger altböhmischer Literaturdenkmäler plumpe neuzeitliche Falsifikate seien. Hiemit wurde, da die Erklärung nun von böhmischer Seite erfolgte, bis auf Wenige, die in diesem kritischen Augenblicke ihre ehrliche Überzeugung nicht über Bord warfen, die

ganze Nation scheu, ja kopflos gemacht. Bei dem unablässigen weiteren Tamtam lief alles den sich täglich mehrenden Komödianten nach, obschon nicht ein haltbarer Beweis für die Fälschung vorlag. Masaryk rief sozusagen nur „Feuer" in ein dichtbesetztes Theater und das Publikum stürmte schon zu den Ausgängen, ohne ein Feuer zu sehen. So kam es schliesslich zu einer in der Weltgeschichte einzig dastehenden Entgleisung: eine Nation zerstampft und bespuckt plötzlich selbst seine eigenen reellen Kulturbelege.

Heute jedoch, da sich ein gewaltiger Katzenjammer einzustellen begonnen, werden hingegen wieder alle Kräfte gesammelt, um den begangenen, für die Nation so unheilvollen Fehler noch möglichst lange der Erkenntnis der grossen Öffentlichkeit vorzuenthalten. Die Geschichte wird über die tieferen Gründe dieser wohlberechneten Volksverführung, die in ihren Folgewirkungen nicht nur die Nation in zahlreiche Parteien zersplitterte und schliesslich zur politischen Unmündigkeit führte, sondern sogar die Grundpfeiler des Verfassungslebens eines grossen Staates zu erschüttern drohte, erst klar und rücksichtslos sprechen, bis die moralischen Verluste der böhmischen Nation dabei voll erkannt sein werden.

Einer eingehenderen Aufklärung bedarf auch die ungewöhnliche Tatsache, wieso es möglich war, mit dem begangenen Humbug schliesslich die ganze Welt zu dupieren.[1]) Dies kostete tatsächlich eine ungeheure Mühe und vielseitige Geschäftigkeit seitens der „Realisten", damit der neue Glaube überall eingepascht werde. Vor allem wurden die Konversationslexika hiezu präpariert. Brockhaus ist z. B. in der neuesten Ausgabe noch so unorientiert den positiven Schluss auszusprechen, „die GH und KH sind Fälschungen der Neuzeit. Die Unechtheit beider HS hat Gebauer nachgewiesen." — Dass Gebauers „Nachweise" heute allgemein, also auch bei den „Realisten", als wertlos gelten, hätte schliesslich die Redaktion auch schon erfahren können.[2])— Besonders nachteilig war hiebei der Umstand, dass im Jahre 1886 alle Wissenszweige, die in dieser Sache positive Klärung hätten bringen können, schliesslich von der Philologie vollkommen verdrängt wurden, und diese selbst konnte dabei über Vermutungen überhaupt nicht hinauskommen.

[1]) Wir gebrauchen hier den Begriff »Humbug« mit empirischer Berechtigung, denn handelte es sich den »Realisten« um einen begangenen Irrtum, so hätten sie ihn gewiss kurzer Hand widerrufen, da hiezu nun drei Jahre Zeit war; sie machten aber das Gegenteil: sie verfolgten einen jeden in unwürdiger Art, der sie auf den »Irrtum« aufmerksam machte.

[2]) Der Verfasser hat die Redaktion darauf aufmerksam gemacht, worauf mitgeteilt wurde, man werde diesem Thema weitere Beachtung widmen.

Der bekannte Rechtslehrer Dr. Gross der Universität Graz nahm den Vorfall vom juristischen Standpunkte in die Hand. Im Werke „Handbuch für den Untersuchungsrichter" führt er Hanka als das Paradigma eines literarischen Fälschers vor. Voraussichtlich werden in einer nächsten Auflage die „Fälscher der Fälschung" an Hankas Stelle als Muster eingestellt werden.[3])

Im Werke „Geschichte der čechischen Literatur" ist in jeder Auflage zu lesen, dass Hanka der Fälscher war, was in einer Weise geschildert wird, als ob die beiden Verfasser, die „Realisten" Dr. Jakubec und Arne Novák, geradezu Augenzeugen gewesen wären. Über den tieferen Zweck dieses Beschmutzens des eigenen Nestes kann niemand weiter im Zweifel bleiben.

Im Jahre 1888 trat Dr. Knieschek mit einer Broschüre auf das Kampffeld, in welcher er unter anderem behauptete, dass in die beiden HS der überall durchschlagende „Deutschenhass" hineingetragen wurde, und forderte die Entfernung dieser Dichtungen aus den Schulbüchern, welchem Drängen dann auch tatsächlich entsprochen wurde. Nach Knieschek müsste die ganze Geschichtsschreibung, die doch nahezu ausschliesslich Fehden und Kämpfe unter den Völkern schildert, untersagt werden, denn jeder Krieg besteht doch in der Differenz zweier Völker. Von einem sonstigen speziellen Deutschenhass ist jedoch in den Dichtungen keine Spur, daher Kniescheks Darlegungen weit eher dessen persönlichen Slavenhass dokumentieren.

Eine ganz ungewöhnliche Manifestation, dass die HS gefälscht seien, ereignete sich im Jahre 1911. Durch die erneuerte Überprüfung der wahren Tatsachen wurde es immer klarer, dass die HS echt sind und dass im Gegenteile gerade die Beweise für die Fälschung immer mehr als falsch oder geschwindelt hervortreten; die „Realisten" als korporative Echtheitsgegner begannen dadurch immer weiter den Boden zu verlieren. Sie versuchten es nun mit einer Diktatur durch aufdringliche „Autoritäten" die Öffentlichkeit, welche in die wahren Machinationen indessen schon einigen Einblick erhielt, wieder für sich zu gewinnen und verlautbarten am 31. Dezember in den Prager Tagesblättern eine „Kundmachung", die es verdient als Kuriosum der Nachwelt erhalten zu werden, weil sie zeigt, wie man in einer ge-

[3]) Der Autor wurde schon i. J. 1911 aufmerksam gemacht, dass er sich in diesem Punkte im ausgesprochenen Irrtume befinde. Er teilte umgehend mit, dass er hiemit niemandem ein Unrecht zufügen wollte; er habe die Sache lediglich kriminalistisch als gleich belehrend angesehen, ob nun die eine oder andere Partei dabei im Rechte sei. — Wir glauben aber, dass auch kriminalistisch wohl zu unterscheiden sei, ob jemand tatsächlich Literaturdenkmäler fälscht, oder ob man unliebsame Kulturdokumente durch Vorschützen des Gefälschtseins entwerten will.

schäftlichen Wissenschaft einen Irrtum konserviert, wenn man nicht den Mut besitzt, den begangenen Fehler offen einzugestehen oder wenn man verpflichtet ist auch im Irrtum konsequent zu bleiben. Der Text lautet in deutscher Übersetzung:

KUNDMACHUNG.

In letzter Zeit wurde von einigen Nichtfachmännern wie auch vom verstorbenen Prof. Píč versucht die KH, eventuell auch die GH, als echt zu erklären. Die Unterfertigten, diesen Versuchen und zustimmenden Erklärungen eines gottlob kleineren Teiles unserer Publizistik zusehend, erklären, dass die Unterschiebung der KH (auch GH) und deren Verfassung von Hanka und Linda erwiesen wurde (!) von sprachlicher, historischer, literarischer wie auch paläographischer Seite mit zahlreichen untrüglichen (!), unwiderlegten (!) und unwiderlegbaren (!) Beweisen. Jedwedes weitere Verteidigen dieser Fälschungen kann nichts anderes sein, als ein unbegründetes Wiederholen der früheren wertlosen Gegenbeweise, die sich nur auf irrige Urteile sowie auf unzulängliche Beurteilung der ganzen Frage aufbauen. —

Die Unterfertigten erklären weiter, dass jedwede Erneuerung des ausgetragenen Streites (noch dazu in nichtfachlichen Blättern) nur eine neue Aufregung entfacht und eine blosse Zeitvergeudung ist, die zur Durchführung von wissenschaftlichen und Volksaufgaben besser verwertet werden könnte.

Die fachliche Widerlegung der Artikels des Prof. Píč wird ehebaldigst in den Fachzeitschriften veröffentlicht werden. Wir heben hier nur zwei Punkte hervor:

Es ist völlig unverständlich, wenn Prof. Píč den Prof. Jaroslav Goll beschuldigt, dass er in seiner »Analyse« nichts von der Chronik Thietmars von Merseburg weiss, obschon sich Goll darin an 40 Stellen auf dieselbe beruft. Es ist völlig unverständlich, wie sich Prof. Píč gegen Prof. Goll auf die »Denkwürdigkeiten von Pribislau« berufen konnte, die schon 4 Jahre vorher (1908) vom Prof. Friedrich vollkommen überzeugend (!) als neuzeitliche Fälschung nachgewiesen wurden.

Schon aus diesen zwei unverständlichen Unrichtigkeiten (!) leuchtet hervor, dass die Urteile der fremdländischen Paläographen, die der böhmischen Sprache und Paläographie freilich nicht kundig sind, wie dies im erwähnten Artikel Prof. Píč darlegt, mit vollem Misstrauen aufzunehmen sind, solange die wörtlichen Gutachten nicht veröffentlicht erscheinen.

Schliesslich sprechen die Gefertigten ihr tiefes Bedauern aus, dass man sich bei der neuen Verteidigung deplazierter Angriffe per-

sönlicher Natur bedient, die sich vielfach auf blosse Unorientiertheit aufbauen. Wir bedauern es, dass bei diesen unbegründeten Angriffen nicht einmal Prof. Gebauer verschont wurde, obschon er für unser Volk so viel grosse und wertvolle Arbeit leistete und obschon über die Lauterkeit seiner Motive hiebei nicht der geringste Zweifel bestehen kann.

Prag am 29. Dezember 1911. —

J. Jakubec, Prof. d. böhm. Lit.; F. Hanuš, Prof. d. böhm. Lit.; J. Šusta, Prof. d. allg. Geschichte; L. Niederle, Prof. der Archäologie; Fr. Pastrnek, Prof. d. slav. Philologie; Jar. Vlček, Prof. d. böhm. Sprache an den Mittelschulen; J. Král, Prof. der klass. Philologie; J. Janko, Prof. der germ. Philologie; J. Pekař, Prof. d. österr. Geschichte; Z. Nejedlý, Prof. der Musikwissenschaft; J. Truhlář, Universitätsbibliotheker d. R.; F. Zubatý, Prof. d. vergl. Sprachforschung; E. Smetánka, Prof. d. böhm. Philologie; J. Farník, Prof. d. rom. Philologie; A. Kraus, Prof. d. germ. Philologie; Fr. Groh, Prof. d. klass. Philologie; R. Dvořák, Prof. d. orient. Philologie; V. Novotný, Prof. d. böhm. Geschichte; J. Máchal, Prof. d. slav. Lit.; K. Krofta, Prof. d. österr. Geschichte; T. G. Masaryk, Prof. d. Philosophie; B. Foustka, Dozent d. Philos.; G. Glücklich, Dozent d. österr. Geschichte; E. Peroutka, Prof. der Gesch. d. Altertums; A. Novák, Prof. d. böhm. u. deut. Lit.; Fr. Krejčí, Prof. d. Philosophie; O. Hujer, Dozent d. vergleichenden Philologie; F. Bidlo, Prof. d. allg. Geschichte; V. Mathesius, Dozent d. engl. Lit.; O. Kádner, Prof. d. Philosophie und Pädagogik; A. Růžička, Dozent der semit. Philologie; F. Krejčí, Prof. d. germ. Philologie; Fr. Čada, Prof. d. Philosophie; K. Wenig, Dozent d. klass. Philologie; G. Friedrich, Prof. d. Paläographie und Diplomatik; J. Polívka, Prof. d. slav. Philologie; M. Křepinský, Dozent d. rom. Philologie; V. F. Nováček, Direktor d. Landesarchivs; J. B. Novák, Landesarchivar; J. Borovička, Konzipist d. Landesarchivs; V. J. Šimák, Dozent d. böhm. Geschichte; Fr. Macháček, Stadtarchivar in Pilsen; H. Kollmann, Landesarchivar; V. Tille, Prof. d. vergl. Lit.; Fr. Bílý, Landesschulinspektor; K. J. Černý, Realschulprof.; J. V. Novák, Prof.; die Dozenten Vl. Kybal, Ot. Jiráni, Ot. Fischer und P. Haškovec.

Dass der Text dieser „Kundmachung“ an sich hohl und bewusst sophistisch ist, bedarf wohl keiner weiteren Begründung; **es hat sich auch sehr bald herausgestellt, dass kein Satz darin wahr ist.** Wir müssen daher nachstehend den Textinhalt kurz illustrieren.

a) Im praktischen Leben gibt es keinen Unterschied zwischen Fachmann und Nichtfachmann. Wer auf einem Wissensgebiete etwas Reelles weiss, gilt als Fachmann; woher er dieses Wissen bezogen, ist im modernen Leben ganz gegenstandslos, denn die Gelehrsamkeit deckt sich in der Praxis durchaus nicht immer mit dem Wissen. Einen schlagenden Beweis bietet hiefür Prof. Friedrich selbst; er fungiert doch offiziell als „Fachmann" für Paläographie, aber alles, was er bisher in der HS-Frage veröffentlicht hat, erkennt schon der Nichtfachmann oder Autodidakt als grundfalsch. Die Berufung auf das Fachwissen ist daher mitunter mit grosser Vorsicht aufzunehmen;

b) ist es ja unfassbar, dass von diesen 52 Männern auch nur einer so naiv sein kann, ernstlich zu glauben, dass diese HS-Fragmente Fälschungen sein können, bezw. dass jemand imstande ist in einer noch unbekannten Sprache zu dichten, ganz abgesehen davon, dass es doch ein öffentliches Geheimnis ist, weshalb die HS als Fälschungen gelten müssen. Es ist daher ein Rätsel, wie sich eine solche Anzahl akademisch gebildeter und in hohem Lehrberufe befindlicher Männer zu Statisten einer solchen Jahrmarktskomödie hergeben konnte, da dies gerade auf den Mangel von Selbsturteil und Fachwissen schliessen lässt;

c) weiss jeder Eingeweihte sehr gut, dass die „Kundmachung" zum Teile nur als eine Ausfahrt der Rettungsgesellschaft für den Hofrat J. Goll, den Regierungsvertreter des Landesmuseums anzusehen ist. Dieser behauptete nämlich, die KH sei deshalb gefälscht, weil die Tataren im Jahre 1244 gar nicht vor Olmütz waren; der Fälscher habe hier eine kriegerische Begebenheit mit den Kumanen im Jahre 1253 verwechselt. Als nun Dr. Řezníček den Hofrat Goll aufmerksam machte, dass dies schon in den „Denkwürdigkeiten von Pribislau" aus dem XV. Jahrhunderte belegt sei, wonach die Tataren im Jahre 1241 tatsächlich bei Olmütz geschlagen wurden, widerrief man durchaus nicht den Lapsus, sondern da rückte wieder der Paläograph Friedrich als „Fachmann" heraus und erklärte ohne viel Federlesens auch diese HS für gefälscht. Der von ihm darin entdeckte Anachronismus, ein Wappen betreffend, war aber wieder ein Fehlgriff bei der Fälschungserklärung, denn schon wenige Monate nach der „Kundmachung" stellte es sich heraus, dass die Chronik echt ist und dass sich Friedrich wieder irrte, was man schliesslich auch auf allen Linien wieder einbekennen musste;

d) ist es eine handgreifliche Verdrehung von Tatsachen, uns, die wir der Wahrheit die Ehre geben wollen, vorzuwerfen, dass wir hiemit die Öffentlichkeit „beunruhigen", denn gerade im Gegenteile wirkt unsere Arbeit beruhigend und erhebend, denn es ist doch der

Wunsch eines jeden patriotischen Böhmen, dass diese bewusste wissenschaftliche Schändung der böhmischen Nation endlich aufhöre. Was die „Realisten" seit dem Jahre 1886 für die Aufhetzung und Zerrüttung der böhmischen Nation, die seither zu keinem ruhigen Nachdenken mehr kommen konnte, geleistet haben, das werden sie heute doch nicht etwa als „Beruhigung" bezeichnen wollen!

e) Mit welchem Rechte werden die Urteile der ausländischen Paläographen mit vollem Misstrauen aufgenommen? Wozu diese offene Verdächtigung? Weshalb hat man die wörtlichen Gutachten, die zu jener Zeit doch schon zwei Wochen im Landesmuseum lagen, zu lesen unterlassen, ehe man die „Kundmachung" verfasste? Die „Realisten" finden doch im Landesmuseum stets ein bevorzugtes Entgegenkommen. — Andererseits ist es unverständlich, wie man die „Kundmachung" trotzdem verfassen und darin erklären konnte, dass die HS Fälschungen seien, da ja in den Zeugnissen der ausländischen Paläographen positive, bisher unbekannte Beweise der Echtheit enthalten sein konnten. Das Auftreten gegen die Kollegen des Auslandes war daher nicht nur wegwerfend, sondern auch unüberlegt;

f) die „Realisten" werden plötzlich persönlich empfindlich, wenn man sie sachlich-ernst auf Fehler aufmerksam macht. Wir müssen aber hier wenigstens andeuten, mit welchen raffinierten Roheiten jedoch sie selbst gegen jeden auftreten, der ihnen etwas vorhält; Verballinjurien, wie sie kaum in verrufenen Gassen gehört werden, werden da Männern anderer Überzeugung gewissenlos gegeben und kein Mittel ist ihnen schlecht genug um sie herabzusetzen oder im Ansehen zu schädigen. — Dass Prof. Gebauer viel gefehlt hat, ist heute gar kein Zweifel, und wenn dessen Fehler „lauteren Motiven" entsprangen, da brauchen sich doch nicht 52 „Fachmänner" öffentlich aufzuregen und zu „Aufrufen an das Volk" zu schreiten. Man berichtigt die Fehler und die Sache ist abgetan.

Welcher Art „Fachmänner" aber diese Manifestanten waren, ist am überzeugendsten daraus zu ersehen, dass sich, wie es sich kurz darauf herausstellte, in den letzten 20 Jahren nur 3—4 Personen die HS näher besehen haben, also z. B. die GH möglicherweise keiner von allen Vorgenannten bis zu dieser Zeit überhaupt je im Originale gesehen hat. Das ganze Manifest war daher ein ausgemachter Bluff, der in der Öffentlichkeit viel Heiterkeit und Satire auslöste, denn auf eine solche marktschreierische Art wird eine ernste Gelehrtengesellschaft doch niemals schwere wissenschaftliche Streitfragen lösen wollen; damit hat die „realistische" Wissenschaft selbst ihre wahre „Grösse" an den Pranger gestellt. Dass jedoch die Gegner der HS

heute anstreben in ihrer „Tätigkeit“ nicht „beunruhigt“ zu werden, das glaubt ihnen bei der jetzigen bedrängten Situation jedermann gerne aufs Wort.

Folgender kuriose Fall bestätigt dies noch weiter. Der Verfasser wollte im Jahre 1912 die böhmischen HS samt den Beweisen der Echtheit auch in deutscher Sprache veröffentlichen und hatte bereits den bezüglichen Vertrag mit einem Wiener Verlage abgeschlossen. Dies erfuhr Prof. Masaryk, suchte persönlich den Verleger auf und redete ihm die Sache dahin aus, „die Arbeit sei wertlos, sie stamme von einem Nichtfachmanne, er werde damit kein Geschäft machen u. drgl.“ Wozu dieser verpönte Eingriff in fremde Privatangelegenheiten? Wozu die grosse Ängstlichkeit, wenn man seiner Sache sicher ist? Wozu die Auslagen für Konfidenten? Diese moralische Verfehlung hebt das ganze Augurentum der Gegner der HS noch greifbarer hervor, als alle die sonstigen nun aufgedeckten Manipulationen.

Dass sich aber um die Aufhellung der grossen Sache das Landesmuseum selbst bis heute nicht kümmerte, ist begreiflich, da daselbst die „Realisten“ vollen Einfluss erlangt haben; dass die böhmische Akademie der Wissenschaften dieser für die böhmische Nation so wichtigen Frage nicht näher tritt, hiefür liegen wohl die gleichen Gründe vor; dass aber die Regierung selbst nicht eingreift, sondern geradezu zwei Delegierte in das Landesmuseum wählte, die beide offene Feinde der HS sind, von denen sie daher nur einseitig unterrichtet werden kann, ist naheliegend. Überdies fehlt der direkte Anstoss dazu hier eine Wandlung zu schaffen, wenn man böhmische Professoren genug zur Hand hat, welche die HS selbst offen wegwerfen!

Der ganze endlose HS-Streit stellt daher heute das klare geschichtliche Sittenbild dar, wie eine auf moralische Abwege geratene, mit der Wissenschaft Börse spielende Koterie durch trübe Manipulationen sich rasch in eine schwindelnde Höhe bringen und dabei die halbe Welt nasführen kann, um dann — nach eingeholtem Gewinne — wieder in das alte Nichts zusammenzufallen.

Im Jahre 1886 schrieb Prof. Masaryk (Athenäum, S. 448) den ominösen Satz: „Ich erkannte, dass es im böhmischen Volke eher keine rechtschaffene Wissenschaft und Kritik geben werde, ehe die Falsa nicht beseitigt sind.“ Wir bestätigen dies *mutatis mutandis:* im böhmischen Volke wird es eher keinen Frieden sowie auch keine rechtschaffene Wissenschaft und Kritik geben, ehe die HS nicht als das erkannt und festgelegt werden, was sie sonnenklar sind, das ist als — **echt.** —

Altslavische Schriftproben.

VIII. **Der Denkstein an die Vermessung der Meerenge von Kerč im Jahre 1069.**

Im Jahre 1792 entdeckten russische Beamte bei den Ruinen des alten Phanagoria, nächst der heutigen Stadt Taman auf der Halbinsel Kerč, einen grossen Quader aus weissem Marmor, welcher als Türschwelle einer Kasernruine diente, und eine zweizeilige Inschrift in grossen Buchstaben und in altslavischer Sprache aufwies. Ist aber diese Inschrift an sich schon als Denkmal von sprachlicher wie paläographischer Seite ausserordentlich wertvoll, so überrascht der Inhalt selbst noch ganz besonders in kulturgeschichtlicher Hinsicht. Die Inschrift lautet in lateinischer Transkription: »v ljeto 6576 ini 6 Gljeb knjaz mjeril m(ore) po ledu ot Tmutorokana do Krčeva 10.000 i 4000 saže(n)«. Deutsch: »Im Jahre 6576 in der 6. Indiktion mass der Fürst Gljeb das Meer auf dem Eise von Tmutorokan bis Kerč 14.000 Klafter.«

Die Entfernung betrug sonach damals 29 Vjorst (an 30 km), was auch mit den Angaben Strabos, der jenes Gebiet persönlich genau kannte, im allgemeinen stimmt.

An dieser Stelle der Meerenge, welche zugleich auch als Grenze zwischen Europa und Asien gilt, überzieht sich das Meer in der Zeit von Ende September bis März vollkommen mit einer Eisdecke, was auch schon Herodot wie Strabo bestätigen, so dass man in dieser Zeit mit Lastwagen von Europa nach Asien verkehren kann.

Diese Stelle war es nun, die der russische Fürst Gljeb i. J. 1068 oder zu Anfang des Jahres 1069*) bei Ausnützung der festen Eisfläche ausmessen und das Resultat sodann verewigen liess. Der Zweck kann anscheinend nur der gewesen sein, um festzulegen, wie breit damals die Meerenge war, damit man später wisse, ob dieselbe zu- oder abnehme, ist daher wohl nur als ein statistischer Behelf anzusehen. Gar so kulturlos waren demnach die Russen

*) Sehr bemerkenswert ist die genaue Uebereinstimmung, wenn man die

damals nicht, wie man ihnen doch den Gebrauch von Münzen, die Kenntnis der Schrift, den Mangel verbuchter Gesetze u. ä. absprechen wollte, sobald sie sich auch schon mit Distanzmessungen befassten, denn ein gewichtiger Zweck war hiemit auf jeden Fall verbunden, da man sonst keinen solchen Denkstein gesetzt hätte; konnte doch schliesslich auch jeder Bauer, der über die Eisdecke fuhr, ungefähr angeben, wie breit die Meeresstrasse ist; nebstbei ist auch auf dem Steine das Längenmass nur in die Tausende abgerundet.

Dieses Gebiet wurde durch den russischen Fürsten Svjatoslav i. J. 966 erobert und durch Vladimir d. Gr. (988) zu dem Fürstentum Tmutorokan erhoben; zu den Nachfolgern des lezteren gehört auch Gljeb, der Stifter des beschriebenen Denkmales. Es ist auch geschichtlich festgestellt, dass er bis zum Jahre 1069 in Tmutorokan tatsächlich gewesen sein konnte, denn erst in diesem Jahre wurde er zum Fürsten von Novgorod erwählt.

Der Denkstein wurde später nach Petersburg geschafft, wo er sich noch heute im Eremitage-Museum befindet. O. Červený (Kiev.)

IX. Schriftzeichen auf der Marienkirche in Trebič.

Dr. Fr. Dvorský teilt im »Časopis musejního spolku olomuckého«, 1885, S. 175 etliche Schriftzeichen mit, die er in den Mauersteinen der Marienkirche in Trebič (Mähren) vorgefunden. Die Gründung dieser Kirche fällt in das Jahr 1109, da der böhmische Fürst Oldřich in dieser Zeit auf dem felsigen Ufer der Iglava auch ein Benediktinerkloster erstehen liess.

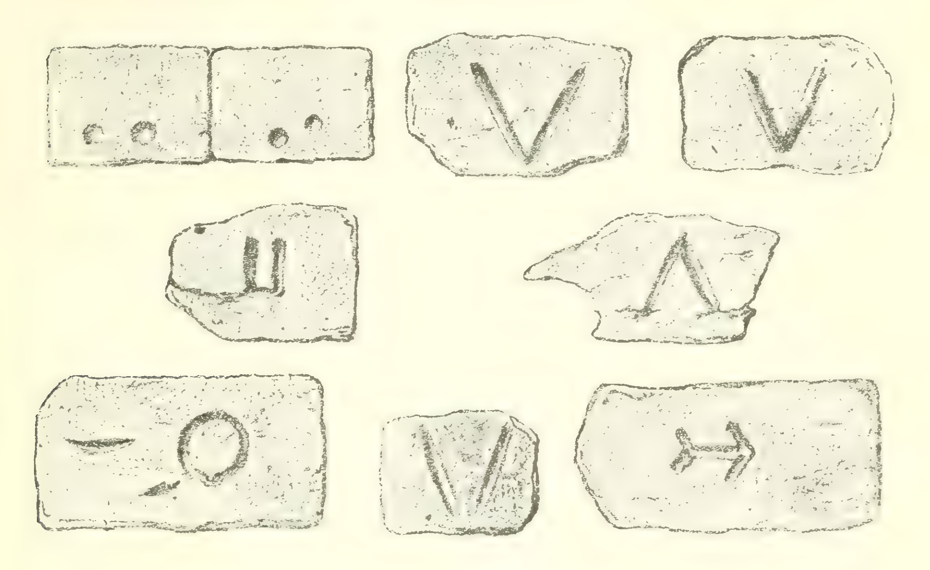
Die Schriftzeichen stellen zumeist einzelne lateinische Buchstaben dar, die wahrscheinlich von Wallfahrern, also »Kyselak's« älterer Zeit herrühren, da sie ganz ungeordnet angebracht sind. Diese Annahme erhärtet auch der Umstand, dass solche Zeichen nur auf den weichen Steinarten anzutreffen sind, die sich demnach mit Messern leicht bearbeiten liessen; die granitnen Bausteine tragen

Jahreszahl 6576 dieser Inschrift mit dem Jahre 6979 der auf Seite 198 beschriebenen Urkunde der Sultanin Mara vergleicht. Die Zeitdifferenz beträgt 402 Jahre, somit ist der Zeitpunkt der Vermessung der Meerenge in das Jahr 1069 zu setzen, u. z. in die Monate Jänner oder Februar, was auch am natürlichsten erscheint, denn namentlich im Monate Jänner ist die Eisdecke am stärksten, daher auch am verlässlichsten. — Da das Jahr früher nicht mit dem 1. Jänner begonnen, müssen sich nach der alten Zeitrechnung naturgemäss Differenzen um ein Jahr ergeben. Dies trifft auch bei einem Siegel des serbischen Cars Lazar zu. Dort steht die Jahreszahl 6882, die dem Jahre 1374 n. Chr. entspricht und auch richtig ist. — Die altslavische Aera beginnt sonach mit dem Jahre 5507 (oder 5508).

Anm. d. Red.

jedoch keine solchen Skulpturen. — Die vorherrschende Ansicht, dass dies Steinmetzzeichen seien, hat — wenigstens in diesem Falle — nicht die geringste Wahrscheinlichkeit.

Derselbe Verfasser erwähnt, dass sich ähnliche Schriftzeichen auch auf der Burg Zvikov (S. S. 61), dann auf dem Turme der »Prašná brána«, der Altstadt und Kleinseite in Prag, auf einem Joche der Karlsbrücke, auf dem Chore des St. Veits-Domes und auf dem ältesten Teile des Hradčin selbst befinden. — Der Zweck aller dieser letzterwähnten Inschriften war wohl ausschliesslich Zeit und Umstände des Baues im Gedächtnisse zu erhalten.



Betreffs der sogenannten Steinmetzzeichen, die man grundsätzlich überall vorschiebt und namentlich bei der Burg Zvíkov annimmt, schreibt Fr. Egerle (Wildenschwert), dass diese Annahme gerade hier am wenigsten überzeugend ist. Er gibt folgendes zu erwägen. Wie kommt es, dass die Erbauer des grossen Wartturmes — auch »Markommannenturm« genannt — gerade nur bei den untersten 16 Schichten überall Steinmetzzeichen anbrachten, bei den weiteren 28 Schichten aber kein einziges mehr? — Es geht daraus logisch hervor, dass man in jener Höhe, wo man die Schrift noch gut lesen kann, Inschriften in bezug auf den Bauherrn, die Bauzeit oder sonstige Umstände anbrachte, in weiterer Höhe aber nicht mehr. Augenscheinlich stammen aber diese Inschriften auch erst aus der Zeit n a c h der Fertigstellung jenes Turmes her. Dass wir aber einstweilen diese Schriftzeichen noch nicht entziffern können, ist leider wahr; wird aber alles vorhandene Schriftenmaterial dieser Art, wie es nun in jüngster Zeit

so energisch geschieht, auch weiterhin fleissig gesammelt, so wird sich schliesslich doch die Möglichkeit herbeiführen lassen, den Text solcher Inschriften auch lesbar und verständlich zu machen.

J. Slovák.

(Fortsetzung folgt.)

Sammelstelle für altslavisches Sprachgut.

»**Kazimir**«. — Man glaubt allgemein, dieser zweifellos slavische Eigenname bedeute etymologisch etwa: Friedensstörer (»kaziti« = stören, »mír« = Friede). Dies ist aber sowohl sprachlich wie logisch unrichtig, denn es wird einmal schon niemand seinem Kinde einen nachteiligen, zum Spotte reizenden Vornamen geben. Hier liegt eben eine grundfalsche Etymologie vor, denn der Begriff besteht richtig aus »mir« (= Oberhaupt, Chef, Befehlshaber) und »kaza« (= Kriegerschar), bedeutet demnach wörtlich: Kommandant einer Kriegerschar. — Der Begriff »mir« bedeutet im Russischen: Gemeinde. Im Slovenischen ist »mirje« = Einfriedung, Mauerwerk; der Platz, wo das römische Lager in Laibach stand, heisst noch heute »Mirje«. — Das Oberhaupt hiess nun wohl auch im Slavischen »mir«, obschon sich diese Form nicht mehr originell im Gebrauche erhalten hat; am Balkan wurde es zu »mirdit«, mirdač«, im Deutschen zu »Meier«. — »Kaza« bedeutet noch heute auf dem Balkan: die Kriegerschar, das Aufgebot eines Stammes, einer Sippe. Der einzelne hievon hiess »kazak, kazar«; im Böhmischen hat »chasa« die gleiche Bedeutung. In der Königinhofer Handschrift hat der Begriff noch einen vornehmen militärischen Charakter; heute besitzt er allerdings nicht mehr das streng militärische Gepräge, denn man bezeichnet damit nebst: Gesinde, Jugend, auch eine undisziplinierte Horde. —

Alle mit »mir« zusammengesetzten Vor- oder Eigennamen, wie: Bojmir, Vojmir, Branimir, Velemir, Ostromir, Vukmir, Zvonimir (richtig: Zvanimir), Žitomir u. a. m. haben eine ganz analoge Entstehung wie Bedeutung, denn auf dem Umwege als Funktionsname wurden dann dieselben zu ehrenden und an hohe Personen erinnernde Vornamen.

Ž.

Leca. — Darunter versteht der Slovene heute die Kanzel; »lecati« = sich vorstrecken, auch: Schlingen legen. — Das Wort kommt aber auch schon in Eschenbachs »Parcival« (VII. G.) in militärtechnischem Gebrauche in der Bedeutung: Vorposten, vorgeschobene Schutzwehr vor. Im allgemeinen handelt es sich hier immer um etwas Vorragendes, sei es nun die Kan-

zel in der Kirche, die aus einer Seitenmauer hervorragt, oder um eine Truppe, die zur Sicherung einen kleinen Teil vorschiebt.

Ž.

»Milica«. — Das Wurzelwort »mil, mili« kennzeichnet in fast allen slavischen Sprachen: das Liebliche im allgemeinen. Im Russischen heisst »miliš« = ein lieber Mensch, im Böhmischen »milovati« = lieben, im Südslavischen »milica« = Liebchen. Letzterer Begriff kommt aber nicht nur in älteren slavischen Schriften vor, sondern derselbe ist auch schon Herodot bekannt. Es geht dies aus einer Stelle (I., 199) hervor, wo er »den hässlichsten Brauch der Babylonier« schildert. Jedes Weib des Landes muss sich nämlich einmal in ihrem Leben bei dem Tempel der Aphrodite niedersetzen und sich von einem Fremden beschlafen lassen. Die Weiber sitzen da im heiligen Hain. Die fremden Männer gehen vorbei und suchen sich nach ihrem Geschmacke eine heraus. Als Zeichen wird ihr ein Geld in den Schoss geworfen, das sie annehmen muss, da es als geweihtes Geld gilt, und muss auch mit dem ersten Besten, der ihr ein Geld zuwirft, gehen, darf ihn also unter keinen Umständen abweisen. Der unbekannte Mann spricht nur: »Im Namen der Göttin **Mylitta!**« — Hier fügt Herodot bei, dass man die Göttin Aphrodite bei den Babyloniern »Mylitta« nannte. Es kann diese Bezeichnung nur »milica« sein, umsomehr als im Griechischen von den Zahnlauten gerade »t« mit Vorliebe angewendet wird.

Ob dies tatsächlich für alle Frauen galt, wissen wir nicht, denn Herodot erzählt auch so manches Gehörte ganz kritiklos nach. Wahrscheinlich handelte es sich aber dabei nur um eine Ueberprüfung bei kinderlosen Ehen, welcher Teil der unfruchtbare sei. Etwas Analoges scheint es noch heute zu geben. Wohlhabende kinderlose Frauen besuchen gewisse Badeorte und kehren mitunter dann in Gravidität heim. Die bäuerliche Bevölkerung begibt sich hingegen zu einem entlegenen Wallfahrtsorte, vor allem zu einer der hl. Anna, als der Patronin des Kindersegens, geweihten Kirche, da man dort dem Volksglauben nach mit Erfolg den Kindersegen erbitten könne. Geht eine solche Bitte dann plötzlich, oft nach langjähriger kinderloser Ehe in Erfüllung, so pflegt man in gewissen Gegenden heimlich zu bemerken: »die hat das Kind von der hl. Anna«. — Es liegt da offenkundig eine pia fraus vor, und das Unerwartete oder Unerklärliche erhält durch die Vorschiebung der Möglichkeit eines Wunders die soziale Abolition, d. h. die Prämisse des Mysteriums ist da, es hat daher niemand das Recht daran zu zweifeln oder offene Bedenken auszusprechen. —

Č.

Mjesec, mjesjac, měsíc, mesec. — Für die Bezeichnung des Mondes bezw. eines Monates haben alle Slaven das Grundwort »mes, mjes«, das im allgemeinen das Wechselnde bedeutet und sich im slovenischen Begriffe »misiti«, der heute nur mehr: mausern, Haare wechseln bedeutet, im organisch verwandten Sinne erhalten hat. Der Mond wie der Monat enthält daher etymologisch das in sich, was dessen besondere Eigenschaft ist: den Wechsel der Phasen. — Die südslavische (auch lateinische) Bezeichnung »luna« wird hingegen heute nur für den Mond als Gestirn angewendet, obschon die altslavischen Wurzeln »lun, lon, loun« auch auf einen Wechsel sprachlich andeuten. Hć.

»**Mrk**«. — Bezeichnet im Slovenischen heute die Verfinsterung, die (astronomische) Finsternis, kommt aber adjektivisch auch schon in der Heliand-Dichtung (IX. Jahrh.) als »mirki« (= finster) vor. H.

»**Nedoperne**«. — Dies war einst der juristische Ausdruck für die Strafe des Zerstörens von jenen Vogelnestern, in welchen die Jungen noch nicht ausgebrütet oder nicht flügge waren. Sprachlich heisst »nedoperný« — noch nicht gefiedert, d. i. nicht flügge. — Der Begriff kommt schon in der i. J. 1057 vom böhmischen Herzog Spitignev ausgefertigten Stiftungsurkunde für das Kollegiatstift Leitmeritz vor. Diese die Vögel beschützende Verfügung ist ein Beweis, wie weit man damals vorsorgte, damit namentlich der Obstbau durch das Ungeziefer keinen empfindlichen Schaden erleide. K.

»**Obryzon, obryzum**«. — In einer Schrift über den »Denar in der Lex Salica« (Wien, 1910) erwähnt Prof. Dr. v. Luschin (Wien) wieder den sprachlich rätselhaften Begriff »obryzon, obryzum«, der seit Valentinian I. (364—375) als fachtechnische Bezeichnung für das Feingold und die nicht legierten Goldmünzen gebräuchlich war. Dieser exotische Ausdruck scheint aber slavischen Ursprungs zu sein, und entweder »obrezati« (= beschneiden) oder »obrisati« (= genau, kreisförmig abgrenzen) zur Grundlage zu haben. Vermutlich wollte man damit jene unlegierten Münzen (oder Goldbarren) bezeichnen, die keine unregelmäßigen Ränder mehr hatten oder geometrisch genau kreisförmig geprägt waren, daher auch nicht mehr »beschnitten« werden konnten, ohne daß man dies sofort bemerkt hätte. — Das »Beschneiden« der Goldmünzen war ehedem ziemlich allgemein. — Vielleicht läßt sich durch dieses Aufmerksammachen eine genauere Klärung in diesen »lateinischen« Begriff bringen. Ž.

»**Ozinek**«. — So nannten die alten Preussen das Ende der Ernte, das Erntefest, das Herbstfest. Es fand gegen

Ende Oktober statt. Nachdem im Russischen »ozim« die Wintersaat, die nach der Ernte im Herbste bestellt wird, und »osenj« Herbst selbst bedeutet, ist diese Etymologie auch geklärt. — Bei den alten Polen hiess das Fest »sasinek« (»zazinek), aus dem Begriffe žač = sicheln, ernten).

»**Pir**«. — Dieser in altslavischen Handschriften wiederholt vorkommende Begriff bezeichnete ursprünglich wohl das Totenmahl, später aber Hochzeit, dann jedes Festgelage. In S. Meisterleins »Nürnberger Chronik« (1488) heißt es: »Als er (Drusus) wider gen Meintz kam, da starb er an der Pestilentz, und ward auf sein Grab gemacht ein pir, das ist ein Form als ein Scheiterhauf von gepachen zusammengeschmelzten Steinen, als man das noch sieht außerhalb der stat Meintz«. — »Pir« bedeutete sonach auch: Scheiterhaufen, Grabdenkmal. Jener Bau ist noch heute erhalten und lautet »Eigelstein«; die sprachliche Lösung dieses Namens wurde vielfach versucht, brachte aber keine glaubwürdige Lösung. Augenscheinlich ist das Grundwort das slavische »igla« (= Nadel), umsomehr als die Chronisten des XV. Jahrhundertes das Denkmal (Pyramide) als »groisse seul bei sent Jacobsberge« anführen. Uebrigens befindet sich in Rheinhessen ein ähnliches Denkmal bei »Hiegell«. Ž.

Pogača. — Darunter verstehen die Slovenen das Aschenbrot, den Kuchen, ein niederes Weissbrot, auch das Patenbrot. Dieser Begriff, wie überhaupt sehr viele slavische Originalbezeichnungen für Mehlspeisen, sind dann in andere Sprachen, und namentlich in die deutsche nahezu unverändert übergegangen. Unter den Abgaben an das Kloster Göss in Obersteiermark hatten die Bauern, wie dies vom XV. Jahrhunderte urkundlich belegt ist, als Küchendeputat »pogače« abzuführen. Der Ausdruck ist jedenfalls noch aus jener Zeit übernommen worden, als noch slovenische Bauern Untertanen jenes Klosters waren. V.

»**Preje**«. — So nennen die Slovenen in Venetien, die »Rezijani«, von altersher: die Schnalle. Der Begriff ist richtig aus »prijeti« — anfassen, erfassen, zusammenfügen gebildet. Es ist dies sprachlich eine äusserst subtile Unterscheidung, denn hier bewerkstelligen ein oder mehrere Dorne das Zusammenfassen zweier Endstücke, während es sich bei »spona« (= Spange) lediglich um die Herstellung der Verbindung mit einem Haken in eine

Oese, Nut oder ein entsprechend angepasstes Lager handelt. — Die Böhmen gebrauchen hiefür den Begriff »přezka«, der sonach mit »preje« die gleiche Wurzel hat. K.

»**Prestol**«. — Dies ist wohl die älteste und auch sprachlich am richtigsten konstruierte Wortform für die Bezeichnung Thron, eigentlich Ueberstuhl im Slavischen. Der Begriff findet sich auch in der Umschrift des Muttergottesbildes von Donauwörth vor. Ž.

»**žvajga**«. — So benennt der untersteierische Slovene eine Herde, d. i. Tiere verschiedenster Gattung, wie z. B. Ochsen, Kühe, Kälber, Schafe, Ziegen vereinigt. Auch Hühner verschiedenster Art, wie: Gänse, Enten, Haus- und Truthühner werden, wenn sie zusammen sind, als »žvajga« bezeichnet. Derselbe Ausdruck kommt auch im Deutschen vor; »Swaig, Schwaig« ist eine Alpenwiese oder ein Alpenweideplatz, »Schwaiger« = der Senner, der Besitzer einer Viehherde auf der Alpe, wo tatsächlich der gesamte Pferch zusammenweidet. — Der Begriff ist schon in den ältesten Urbarien zu finden. In Pleteršniks slovenisch-deutsches Wörterbuch wurde er nicht aufgenommen, weil er jedenfalls als ein Germanismus angesehen wurde. Ž.

(Fortsetzung folgt.)

Wissenschaftliches Allerlei.

Zur Etymologie: Wien.

Auf Seite 8 wurde ausgesprochen, dass der Name »Wieden«, der sich im Namen des IV. Bezirkes in Wien erhalten hat, mit dem Namen »Wien« nicht identifiziert werden dürfe, da er den Begriff »videm« zur Grundlage habe. Für diese Behauptung spricht auch ein Bild des Wiener Stadt-Museums, das den Vizeleutnant der Wiener Bürgergarde des »Widemviertels« darstellt, und aus dem J. 1661 stammt. Die Entstellung des Originalnamens »Videm« in »Wieden« ist sonach noch recht jungen Datums. V. S.

»Verlassen, verlassen bin i.«

Von allen Kompositionen des unlängst verstorbenen Thomas Koschat wurde bei den Deutschen das Lied: »Verlassen, verlassen bin i« am bekanntesten und beliebtesten. Die Lieblichkeit und Weichheit der slovenischen Volksmelodien herrscht in allen Liedern Koschats vor und fand in diesem Liede einen besonders charakteristi-

schen Ausdruck. Da aber die Deutschen gerade dieses Lied für eines i h r e r schönsten Melodien halten, folge nachstehend eine kurze Berichtigung, denn dieses Lied, das von Koschat lediglich ohne weiteren Kommentar in die deutsche Welt eingeführt wurde, stammt offenkundig aus dem reichen slovenischen Volksliederschatze.

Koschat wurde als Sohn slovenischer Eltern in Vetrinje (Viktring) in Kärnten geboren, entfremdete sich aber durch die Volksschule seiner Muttersprache vollkommen, fühlte sich daher auch niemals als Slovene. In seiner Jugend hörte er nun die schönen slovenischen Volkslieder, welche er dann in verschiedenen Formen der Oeffentlichkeit übermittelte. — Die Melodie zu unserem Liede muss schon uralt sein. Die Tradition weiss nur mehr, dass das Lied um das Jahr 1850 noch im Rosentale von den Slovenen allgemein gesungen wurde, und habe zu jener Zeit der Pfarrer Franz Treiber in St. Jakob im Rosentale den Text zur Melodie gedichtet. Die erste Strophe lautet:

»Zapuščen, zapuščen sem jaz
Kakor kamen na potu,
Vse zogne se me.«*)

Es scheint aber eher, dass der genannte Priester hier nur einen älteren Text umdichtete, um den erotischen Zug des Originales auszuschliessen und doch die herrliche Melodie verwerten zu können. Von Koschat ist aber die Melodie selbst sicherlich nicht, da er damals noch ein Kind war (geb. 1845).

Vielleicht finden die Sammler und Interessenten des slovenischen Volksliedes in Kärnten noch ältere und bestimmtere Daten hiezu, denn dass die slovenischen Volkslieder schon vielfach eine fremde Fabriksmarke tragen, ist den Slovenen durchaus nicht unbekannt. Möglicherweise findet sich im enormen Sammelmateriale für die grosse Ausgabe der slovenischen Volkslieder, die schon i. J. 1895 begonnen und in etwa 5 Jahren beendet sein wird, etwas Weiteres aus älterer Zeit darüber vor. M. K.

Die Schicksale slavischer Altertümer.

Ueber den Vandalismus mit slavischen Altertümern hört man von Zeit zu Zeit gar wunderliche Dinge. — Da fand man vor wenigen Jahren in Oberitalien prähistorische Gräber, die jedoch nur Urnen ohne welche Beigaben enthielten. Der archäologische »Fachmann«,

*) Verlassen, verlassen bin ich,
wie der Stein auf dem Wege,
Alles weicht mir aus.

der sich die Fundobjekte angesehen, bemerkte wohl, dass »die Urnen ringsherum ein Band mit Kratzereien aufweisen, die einer Runeninschrift sehr ähnlich sehen«; da sich aber diese Urnen von den sonstigen vorgefundenen in nichts wesentlich unterschieden, wurden sie alle zertrümmert und weggeworfen. Dass aber gerade die Runenkratzereien für die Wissenschaft in diesem Falle den Hauptwert haben, daran dachte der Mann gar nicht. War es aber wirklich eine Runeninschrift, was doch vorerst festzustellen war, so enthielt sie mit grosser Wahrscheinlichkeit einen slavischen Text, wie alle älteren in Italien gefundenen und bisher als »etrurisch« oder »rhätisch« bezeichneten Inschriften.

Noch krasser ist folgendes Vorkommnis: Am Ufer des Flusses Luga des Gouvernements St. Petersburg gruben im Vorjahre Arbeiter eine steinerne Statur aus. Dieselbe war ungewöhnlich gut erhalten, nur die Nase war etwas beschädigt und ein Arm war abgebrochen. Im rechten Auge war ein goldener Ring zu sehen. Die Arbeiter verwahrten einstweilen diesen Fund bei einem Bauer des Dorfes Kuzemkino. Dieser führte jedoch die Statue heimlich in der folgenden Nacht wieder zum Flusse und warf sie dort ins Wasser mit der Begründung, es könne im Hause eines Christen doch kein solches heidnisches Götzenbild geduldet werden. — Hoffentlich wird jetzt nach dem Bekanntwerden dieses Vorfalles von wissenschaftlicher Seite etwas weiteres in dieser Sache geschehen, denn die Statue kann doch nahezu mit voller Sicherheit als eine solche russischen Ursprungs angesehen werden. O. Č.

Zusatz d. Red. Es ist durchaus nicht verwunderlich, wenn sich ein Mindergebildeter derlei Vandalismen schuldig macht, nachdem sich auch Gebildete bei ähnlichen Anlässen oft nicht würdiger verhalten. Unsere Redaktion hat sich im Laufe des Bestehens unserer Revue wiederholt an Museen mit der Bitte um eine Photographie oder eine einfache Skizze irgendeiner alten Inschrift — gegen vollen Kostenersatz — gewendet, aber meist ohne Erfolg, denn schon die Ahnung, es könnte da ein glaubwürdiger slavischer Text herausgelesen werden, scheint eine gewisse Zurückhaltung oder Aengstlichkeit verursacht zu haben. — So wurde z. B. i. J. 1913 nächst Aosta (Oberitalien) ein mänuliches Skelett aus der Bronzezeit gefunden, dem mehrere Bronzeringe mit verschiedenen eingravierten Inschriften beigegeben waren. Der Fund kam sodann in das Museum nach Turin.

Obschon es nun vom allgemeinen wissenschaftlichen Interesse sein muss, den Inhalt der Schrift zu entziffern und die Lösung tun-

lichst vielseitig anzustreben, blieb unsere Bitte um eine Kopie der Inschriften zu Lösungsversuchen kurzweg unbeantwortet. Der neue Kurs, wonach nämlich die prähistorischen Inschriften und Runendenkmäler zum grossen Teile slavischen Ursprungs sind, hat die allgemeinen Anschauungen über die Freiheit der Forschung und die Internationalität der Wissenschaft bereits bedenklich irritiert. Prinzip: lieber keine Lösung als eine — s l a v i s c h e.

Ein altslavischer Grabfund in Bayern.

In Girnitz, Gemeinde Uckersdorf in der östlichen Oberpfalz, wurde vor kurzem bei der Erweiterung der Hofeinfahrt des dortigen Mühlenbesitzers ein frühgeschichtliches Grab entdeckt. Das am oberen Rande des Talhanges gelegene Grab war fast 1½ m in die Verwitterungsschichte des anstehenden Felsens eingeschnitten und mit überkopfgrossen Bruchsteinen eines ortsfremden Materials umstellt und bedeckt. Es enthielt bei einem menschlichen Skelette ein gut erhaltenes Eisenschwert mit den noch anhaftenden Resten der Holzscheide und einige unbestimmbare Eisenstücke, vielleicht dem Griffe eines Messers angehörend. Der Fund wurde dem Bezirksmuseum Neunburg übergeben.

Von besonderem Interesse ist nun die Klassifikation dieses Fundes in archäologischer Hinsicht, denn sie zeigt in erfreulicher Weise, dass sich die Wissenschaft in Deutschland im grossen ihre Objektivität nicht unter den Füssen wegziehen liess. Die München-Augsburger Abendzeitung vom 25. Juni l. J. schreibt in dieser Sache: »Der Fachreferent des kgl. Generalkonservatoriums der Kunstdenkmale und Altertümer Bayerns in München bestimmte das Schwert als eine Waffe aus frühromanischer Zeit. Das Grab ist danach etwa in das zehnte nachchristliche Jahrhundert zu verweisen und als s l a v i s c h anzusprechen. Man hat es also hier mit einer Bestattung des Friedhofes der altslavischen Siedelung zu tun, von der der heutige Ortsname Girnitz ein redendes Zeugnis ist. Bei einer Augenscheinnahme wurde noch erfragt, dass etwa 50 m vom Grabe entfernt früher schon menschliche Skeletteile gefunden wurden. Offenbar handelt es sich hier um die Reste eines anderen Grabes des nämlichen Friedhofes. So unansehnlich der Fund von Girnitz auch erscheinen mag, so grosse Bedeutung beansprucht er für die Vorgeschichte der östlichen Oberpfalz, denn er ist der erste seiner Art, der nun wenigstens die aus den slavischen Ortsnamen gesicherte slavische Besiedlung dieses Teiles der Oberpfalz im Zeitalter Karls des Grossen und seiner Nachfolger archäologisch bestätigt.« —

Man beginnt sich sonach auch in nichtslavischen Kreisen schon mit jener Tatsache zu befreunden, dass es zwischen dem Ortsnamen und demjenigen, der ihn gegeben, unbedingt eine sprachorganische Relation geben müsse. Ist aber der Name slavisch, so müssen jene, die ihn gegeben, Slaven gewesen sein oder doch slavisch gesprochen haben. Dass aber Slaven sogar schon weit früher in Bayern konstatiert sind, als es dieser undatierte Fund beglaubigt, wissen wir doch auch schon aus bestimmteren Quellen. Gibt doch Paulus Diakonus bereits i. J. 613 die Grenze zwischen den Slaven und Germanen an. Ein Diplom Ludwig d. Deutschen vom 5. Juli 846 spricht von Slaven am Main und an der Regnitz in Bayern (»in terra Slavorum, qui vocantur Moinvindi et Radanzvinidi«); i. J. 911 wird Dörfleins erwähnt als »juxta ripam Moni in regione Slavorum« und ebenso der Ort Viereth »Fihuriod cum ceteris slavienis oppidis«; nach einer Chronik aus den Jahren 1319—1364 diente in der Mark Brandenburg das »aus Slaven und Sachsen gemischte Volk« noch i. J. 817 dem heidnischen Kultus u. a. Quellen. —

Es naht sonach auf allen Linien die Morgenröte der Erkenntnis, dass der topische Name doch das verlässlichste Leitfossil für die ethnographischen Rückschlüsse und die Ermittlung der Sprache jener Bewohner, die diesen Namen gegeben haben, ist und bleibt, daher die toponomische Etymologie auf dieser Grundlage absolut keine Luftspiegelung sein kann. A. A.

Hat der »Barbar« Attila Münzen geprägt?

In dem einst mitten durch die Stadt Passau führenden Walle (mit Graben), genannt »Römerwehr«, wurde eine vergoldete Silbermünze gefunden. Sie zeigt auf der Vorderseite das Bild Attilas mit der Umschrift »Attila rex« (= König Attila), auf der Rückseite eine Stadt mit der Beischrift »Aquileja«. Dass dies eine an die Eroberung der Stadt Aquileja durch Attila i. J. 452 n. Chr. geprägte Denkmünze ist, kann nahezu als selbstverständlich angenommen werden, denn die besiegten Aquilejer oder die verdrängten Römer haben auf diesen Waffenmisserfolg hin gewiss keine Erinnerungsmedaillen mit dem Bilde Attilas prägen lassen.

Mit dem Barbarentum Attilas steht es also nicht so schlimm, wie die Geschichte wissen will, denn wer Denkmünzen an bestimmte Grosstaten prägen lässt, sie sogar mit lateinischer Schrift versieht, den Prozess der Vergoldung u. drgl. kennt, muss folgerichtig auch schon darüber hinaus gewesen sein zu wissen, dass es besser ist das rohe Genussfleisch zu kochen, als es auf dem Sattel mürbe zu reiten

u. ä. — Dessen etikettemässige Werbung um die byzantinische Kaisertochter Honoria, die ihm übrigens zuvor heimlich einen Ring sandte und sich ihm als Gattin antrug, ist auch kein Zeichen, dass es da gar so »barbarisch« zuging. Er heiratete schliesslich die Burgunderfürstin Kriemhilde, und wurde die Hochzeit in Wien durch 17 Tage gefeiert. Die deutsche Geschichtsschreibung, die sich da besonders um die Minderbewertung Attilas, der zweifellos ein Slave war oder doch Slaven befehligte, bemüht, setzt damit viel eher die eigene Häuslichkeit in ein kulturtrübes Licht. — In der Völkergeschichte wird daher beim Kapitel: A t t i l a, H u n n e n, S l a v e n eine sehr eingehende Revision platzgreifen müssen.*) M. Buchner.

Das »heilige Feuer« bei den Südslaven.

Im Artikel »Kulturbilder aus altslavischer Zeit« spricht der Verfasser J. Ružička (s. »Staroslovan«, S. 129—131) auch von der Heiligkeit des Feuers bei den Altslaven. Dieses Thema behandelte Prof. Vlad. Titelbach (Belgrad) im »Internationalen Archiv für Ethnographie« (Bd. XIII, 1900) unter dem Titel: »Das »heilige Feuer« bei den Balkanslaven« noch eingehender, und sei hier das Wichtigste hievon wiedergegeben.

Allen slavischen Stämmen, ohne Unterschied der Kulturstufe, ist das Feuer am Herde des Hauses heilig. Es darf nie mit dem Munde angefacht werden. Die Braut wird beim Eintreten in das neue Heim vom Brautführer dreimal um den Herd geführt; sie muss mit dem Schürhacken das Feuer schüren und dabei sprechen: »So viel Funken sprühen, so viel Hausvieh, so viel männliche Nachkommen sollen das neue Heim betreten!«

Der Feuerbock hat in den Bauernhäusern eine seit uralter Zeit gleichgebliebene Form: die eine Hälfte die einer Schlange, die andere die eines Hahnenkopfes oder eines anderen Haustieres.

Das Feuer am Herde darf nie ausgehen; es ist das ewige-heilige-Feuer im ganzen Bauernhofe. Geht das Feuer selbst aus, so bedeutet dies ein Unglück oder es ist ein Vorzeichen, dass ein Glied der Familie sterben werde.

Um das Feuer versammelt sich das Hausgesinde und verbringt unter lebhaften Gesprächen die langen Herbst- und Winterabende.

*) Erwähnt ist diese Münze vor allem in Andreas Buchners Werke »Reise auf der Teufelsmauer«, Regensburg 1818, S. 4/III A. — Unser Bestreben zu erfahren, wo sich diese Münze heute befindet, um eine Illustration zu bringen, da doch Attilas Portrait und Darstellung auf der Denkmünze allgemeine Neugier erwecken müsse, blieb erfolglos. Vielleicht weiss jemand aus unserem Leserkreise etwas Näheres darüber.

Am Weinnachtsabende wird das heilige Holzscheit, »badujak« benannt, angezündet, das der Hausvater zuvor mit Wein, Olivenöl und Honig begiesst.

Am Tage des hl. Ivan (Johann) werden die Ivansfeuer angefacht und die ganze Nacht unterhalten. Die Dorfjugend versammelt sich hier, tanzt das »kolo« und singt alte Volkslieder dazu.

Besonders hochgeachtet ist das »lebendige Feuer«, da es nach dem Volksglauben der Slaven, namentlich jener auf dem Balkan und in den Karpathen, besondere Heilkraft habe. Dasselbe wird auf verschiedene Art erzeugt. Im Šar-Gebirge, dann in Altserbien müssen ein Knabe und ein Mädchen im Alter von 11—14 Jahren das »lebendige Feuer« erzeugen. Sie werden hiezu in eine vollkommen finstere Kammer geführt, wo sie sich aller Kleider entledigen müssen, ohne ein Wort zu sprechen. Nun gibt man ihnen zwei trockene walzenförmige Lindenhölzer, welche sie abwechselnd schnell aneinander reiben, bis sie sich entzünden; an dem so entstandenen Feuer wird nun ein Zündschwamm angebrannt und sodann zu Heilzwecken verwendet. Dies ist die älteste Art des Erzeugens des »lebendigen Feuers« und heute anscheinend schon ganz aus dem Gebrauche.

Die Serben im westlichen Macedonien wenden eine andere Methode an. Man rammt zwei Eichenscheite fest in die Erde und macht am oberen Ende zwei runde Löcher, um in diese ein rundes Lindenholz so einzulagern, dass es leicht in rotierende Bewegung versetzt werden kann. Um den unteren Teil der zwei aufrechten Hölzer wird ein starker Strick gebunden, um das Auseinanderspringen zu verhindern. Nun wird eine primitiv verfertigte Fiedel gebracht, deren Strick um das Lindenholz gewunden wird; durch das Hin- und Herbewegen der Fiedel wird das Rundholz in schnelle Drehungen versetzt, worauf sich der anliegende Zündschwamm beim Zapfenlager entzündet.

Prof. Titelbach sah i. J. 1899 im Kosmaj-Hügelland noch eine andere Art der Erzeugung des »lebendigen Feuers«. Zwei Bauern schlugen zwei halbwalzenförmige Hölzer in die Erde und umbanden sie mit einem Stricke. Das Lindenholzstück stemmten sie so dazwischen, dass es mit einem umwickelten Seile durch Hin- und Herziehen in drehende Bewegung gebracht wurde und sich bald an beiden Enden entzündete.

In Bulgarien sah er die Hirten das »lebendige Feuer« (»živa vatra«) in der Weise anmachen, dass sie auf einem abgehauenen Baumstamm im Walde ein prismatisch zugeschnittenes Lindenholz

befestigten und quer darüber ein zweites so lange hin und her zogen, bis es Feuer fing.

Auf einer Forschungsreise durch Serbien hatte Prof. Titelbach auch Gelegenheit die Prozedur zu sehen, wie man das »heilige« oder »lebendige Feuer« zu Heilzwecken anwendet. — In einem Dorfe grassierte eine allgemeine Epidemie unter den Kindern, welche aber die Landleute aus Vorurteil vor der Behörde verheimlichten. Wir wollen jedoch hier nicht den ganzen äusserlichen Hokuspokus dabei schildern, sondern nur hervorheben, dass hiezu ganz gegen den Gebrauch das Herdfeuer in jedem Hause ausgelöscht wird. Diesmal machen ein alter Mann und ein altes Weib unter gleichen Vorbedingungen, wie dies schon beim jungen Paare geschildert wurde, das »lebendige Feuer« an, an welchem jeder Hausbesitzer dann ein Stück Kohle entzündet und dann damit nach Hause eilt, um das Herdfeuer von neuem anzufachen. Es scheint sich demnach hier darum zu handeln, dass das »heilige« Feuer am Hausherde aus irgendeinem Grunde minderwertig geworden ist, weil es nicht mehr vor bösen Krankheiten schützt, daher feierlich erneuert werden muss.

Es sei noch erwähnt, dass es auf dem Balkan eigene Feuerfabrikanten gibt, die das »heilige Feuer« gewerbemässig erzeugen und Teile desselben um 20 Para (20 Heller) verkaufen. — J. A. Babić.

Nachträge zum Artikel: »Untersteiermark, die Urheimat der Gralsage«.

Zu dem unter obigem Titel im 2. Hefte verlautbarten Artikel können wir bereits einige Ergänzungen bringen, welche die früheren Behauptungen nur noch weiter bestärken.

Es hat sich vor allem herausgestellt, dass ein Priester, namens Johannes, der bei Eschenbach auch eine besondere Rolle spielt, bei der Gründung des Nonnenklosters in Studenice gleichfalls viel genannt wird. Ob sich der Name tatsächlich auf ein und dieselbe Person bezieht, wird sich aber urkundlich wohl schwerlich mehr erweisen lassen.

Ferner erfahren alinea 1 und 2 der Seite 119 eine weitere Klärung der dort geschilderten lokalen Verhältnisse durch nachstehenden Text:

»Aber auch weitere Lokalitäten am »Salvatsch« stimmen mit den Angaben im Epos »Parcival« (IX Buch) überein. Parcival stösst hier auf einen Klausner, der in einer Höhle (»gruft«) wohnte. Am »Boč« befindet sich tatsächlich die sogenannte »Špelka«-Höhle, doch kann diese hiemit wohl nicht gemeint sein, denn sie ist schon nahe

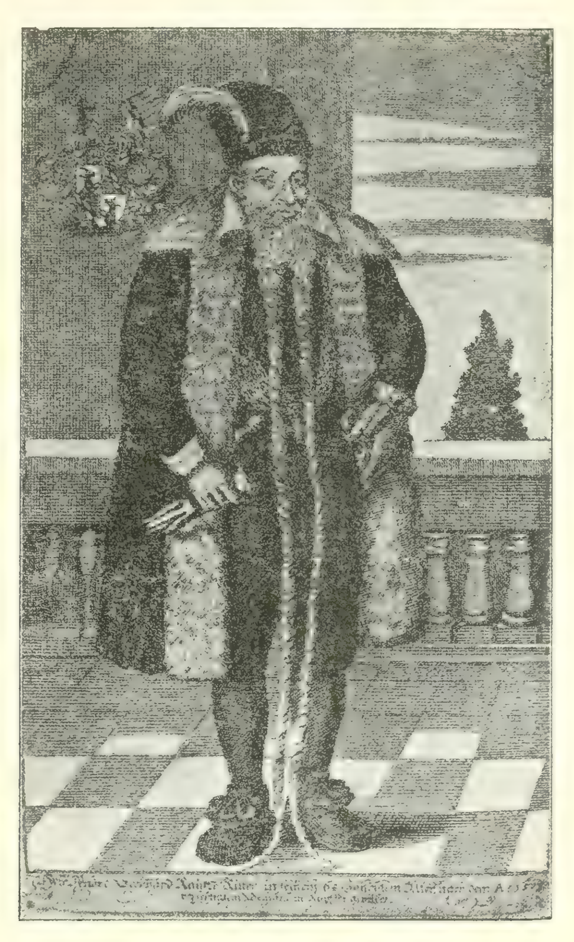
der Kuppe gelegen und dabei so kalt und vom Abtropfen des Gewölbes derart nass, dass jedes höhere Lebewesen darin nicht lange ohne schwere Krankheitserscheinungen verbleiben könnte. Abgesehen vom beschwerlichen Zugang wird daher auch niemand sein Reitpferd in einem so hochgelegenen und nasskalten Raume unterbringen. Weit wahrscheinlicher und natürlicher ist es, dass der Klausner in der Nähe oder gleichzeitig in jener Grotte wohnte, wo auch Parcivals Pferd untergebracht wurde, und durch — eigentlich neben oder über — welche ein Wasserfall brauste, von dem Eschenbach sagt (IX., 779—780): »das was ein wilder marstal; da durch gienc eins brunnen val«. — Diese Grotte, die sich überraschenderweise wieder an jener Stelle befindet, welche noch heute im Deutschen die Bezeichnung »Steingruft« trägt, liegt tatsächlich dort, wo in einer wildromantischen Waldpartie ein imponierender, aber unbeständiger Wasserfall zu sehen ist. Man beobachtete auch schon wiederholt, dass mit diesem, unmittelbar aus dem »Salvatsch« hervortretenden Wasser Grottenolme ähnlicher Art, wie in der Adelsberger Grotte, zum Vorschein kommen, wenn sie vom Ueberfallswasser mitgerissen werden, ein schlagender Beweis, dass das Volk berechtigt ist, im Inneren des imponierenden Gebirgsstockes einen grossen See zu vermuten, daher die reale Bedingung für die Bildung der Lohengrin-Sage hier auch gegeben war.

Ueberdies stellt sich die primäre Grundtendenz der Gral- bezw. Parcival-Sage immer weiter als eine anders gefasste Parallele der paradiesischen Legende: das Weib als Verführerin des Mannes heraus, dem gerade der Einfältige hier nicht unterliegt, nur wurde dieser didaktische Satz in der Folge durch die vielen Troubadoure wie Kommentatoren immer weiter vom Hauptwege abgezogen und auf diese Art aus dem Gesichtskreise verloren. M. Ž.

Zur Sitte des Bartflechtens.

Man glaubt allgemein, dass die Sitte des Bartflechtens aus dem alten Oriente erst nach Europa gelangte, und dass sich hiefür nur in französischen oder unter dem französischen Einflusse stehenden Dichtungen Belege finden. Dieses stimmt jedoch nicht, denn der Araber Ibn-Haukal (X. Jahrh.) erzählt, dass sich die Russen entweder rasieren, oder sie flechten den Bart. Aber auch bei den österreichischen Slaven musste diese »barbarische« Sitte in den besten Kreisen in Gebrauch gewesen sein, denn es hat sich doch das Bild eines Mitgliedes der bekannten krainischen Heldenfamilie, des Hofkriegsrates des Kaisers Maximilian II. Andreas Ravbar (Rauber) erhalten, welches

zeigt, dass das Bartflechten auch bei den Slovenen gebräuchlich war, wenn dies eben ein besonders üppiger Bartwuchs erforderte. Mit dem beigegebenen Bilde ist auch die bisherige Annahme, dass man den Bart immer in *einen* Zopf flocht, zerstört, denn Ravbar hat denselben in *zwei* Zöpfe geteilt. Um in der Bewegung nicht behindert zu sein, trug er die Spitzen am Gürtel befestigt.



Andreas Ravbar (Rauber).

Das Geschlecht der Ravbar zeichnete sich in auffallender Weise durch eine abnorme Körpergrösse und eine ganz ungewöhnliche Körperkraft aus. Andreas war angeblich noch drei Ellen höher, als sonstige normale Männer; er riss ein Hufeisen mit Leichtigkeit auseinander, und erschlug einst einen jüdischen Riesen, der ihn zum Kampfe herausforderte, mit einem einzigen Faustschlage. A. P.

Das Klara-Kloster zu Ribnitz in Mecklenburg.

Eine Nonne des St. Klara-Ordens verfasste (1912) eine Monographie des ältesten Nonnenklosters zu Ribnitz im Mecklenburgischen. Scheidet man vom Inhalte jene Stellen aus, die als rein geistliche oder fromme Betrachtungen zahlreich eingeschaltet sind, so bleibt immerhin für die Religionsgeschichte des alten wendischen Volkes daselbst ein anschauliches und beachtenswertes historisches Bild übrig, das einen Wert hat, da es sich fast durchwegs auf archivalische Quellen, wörtliche Zitate sowie ältere Schriftsteller stützt. Dass die Verfasserin im Nonnenhabit dabei vieles unkritisch wiedergibt, ja, sich mitunter in gewagte Exkurse zur slavischen Etymologie begibt, entwertet nichts an der Hauptsache.

Sehr wissenswert, da frei und vorbehaltlos erzählt, ist für die slavischen Leser schon das Kapitel über die gewaltsame Einführung des Christentums im Lande der Obotriten, das wir nachstehend, textlich gekürzt, zur weiteren Kenntnis bringen.

Es war zur Zeit der Kreuzzüge. Kaiser Konrads III. (1138—1152) Heerzug ins gelobte Land verlief resultatlos und brachte Deutschland nichts als Verluste; jedoch zur gleichen Zeit rüsteten die norddeutschen Fürsten auch zum Slaven-Kreuzzug, der sogenannten Wendenfahrt (1147—1149). Auf Betreiben des hl. Bernhard und unter Zustimmung des Papstes Eugen III. sollte sich am 29. Juni 1147 zu Magdeburg das Kreuzheer sammeln, um das wendische Land zwischen der Eider, Elbe und Ostsee zu erobern, von dem Helmold (XII. Jahrh.) darlegt, dass es ehemals ein wüstes, mit Wäldern und Sümpfen bedecktes Land, voll von Schrecknissen, gewesen sei. Ein Feldzug gegen die Wenden war daher mit grossen Schwierigkeiten verbunden, da sich die aller Zivilisation baren Heiden in ihren dichten Wäldern, gedeckt durch Gewässer und Sümpfe, vorteilhaft verschanzen konnten.

Zu jener Zeit herrschte Niklot über die Wenden, und diesen heidnischen Herrscher, der als tapferer und schlauer Kriegsheld bekannt war, galt es vor allem unschädlich zu machen. Um dessen Land zu erobern und für das Christentum zu gewinnen, verbanden sich die Sachsen mit den Dänen, umsomehr als die Obotriten ständige Verheerungszüge unternahmen, Niklot die Stadt Lübeck niederbrannte und Einfälle in das Gebiet Heinrichs des Löwen, des Herzogs von Sachsen und Bayern, machte. Ein Heer von 40.000 Mann zog nun gegen Niklot, richtete aber diesmal nichts aus, da er sich in der verschanzten Stellung von Dobin (am Schweriner-See) tapfer hielt, und obendrauf i. J. 1148 mit dem Dänenkönig Sven einen Frieden schloss.

Ein zweites Kreuzheer von 60.000 Mann brach endlich i. J. 1160 den Widerstand. Niklot fiel hiebei, und über seinen Sohn Pribislav, den letzten eigenen König der Obotriten, siegte vier Jahre später Heinrich der Löwe. Pribislav liess sich sodann i. J. 1166 mit vielen seiner Getreuen taufen. Jene Wenden jedoch, die sich weigerten das Christentum anzunehmen, wurden ausgewiesen, oder sie flohen schon früher, begaben sich in die Knechtschaft nach Pommern, oder wurden als Sklaven von den Böhmen und Polen angekauft. An der Stelle, wo Pribislav getauft wurde, liess dessen Gemahlin Vojcislava ein Kloster erbauen, das nun die erste slavisch-christliche Missionsstation am mecklenburgischen Boden war.

Nach dem Tode Pribislavs (1178) wurde ein Teil der Wenden dem neuen Glauben abtrünnig, überfiel das Kloster, tötete alle Mönche und brannte das Kloster nieder.[1])

Aber schon i. J. 1186 zogen neue Mönche ins Land und bauten das Kloster Doberan auf, das etwas näher an dem Meeresgestade lag.[2]) —

Schon i. J. 1171 liess der Lehnsherr Gunzelin I. zu Dobin einen Dom erbauen, »einen Ziegelbau im wendischen Verband nach polnischer Art«. Nebst anderen Mönchsklöstern, wie z. B. das i. J. 1226 vom Herzog Borvin II. gestiftete Güstrov[3]), entstanden auch 6 Frauen-Abteien; aber speziell zu einem St. Klara-Kloster kam es erst in Ribnitz i. J. 1323.

Ribnitz, urkundlich »Ribbenizze« geschrieben, liegt am Ausflusse der Recknitz in die Ribnitzer-Strandseen und war schon im XIII. Jahrhunderte ein Burgflecken. Burg und Ort waren mit Mauer und Wallgraben umgeben. Die Burg selbst, »Curia« genannt, war oft, wenigstens auf kurze Zeit, Residenz der obotritischen Fürsten.[4]) —

[1]) Im »Mecklenburgischen Urkundenbuch« heisst es in der Urkunde Nr. 152: »per insultem Slavorum«.

[2]) Die Verfasserin meint, der Name »Doberan« rührt vom slavischen »dobra matka« (= gute Mutter). Tatsächlich bedeutet es, gewöhnlich in der Form »Dobran, Dobřan«, einen befestigten Punkt, eine Schutzstätte. — In einem Verzeichnisse des Klosters Ebrach heisst es: »Abbatia de Doberan in Slavia prope Rodestock . . .«.

[3]) Die geistliche Verfasserin meint der Ortsname habe »gusteru« (= Eidechse) zur Grundlage, bedeute sonach: Eidechsenort. Die vergleichende topische Etymologie weist auf »kost«, d. i. ein befestigter Ort, denn schliesslich waren alle älteren Klöster befestigt, also eine Art Burgen.

[4]) Die Verfasserin meint, der Ort »Ribnitz, Ribnica« habe den Namen von »riba« (= Fisch), weil man hier Fischerei betrieb. Derselbe Ortsname wiederholt sich aber oft in Gebieten ohne diese Vorbedingungen. Der Etymologie nach bedeutet der Name etwa: Grenzort (riv, riva = Ufer, Grenze; der Reif, d. i. Umgrenzung, daher die deutschen Formen oft: Reifnitz, Reifnigg u. ä. lauten.

Die ferneren Schicksale dieses Klosters bieten über die Lokalgeschichte hinaus kein weiteres Interesse mehr. — Ob dieses Kloster noch slavisch war, ist nirgends ersichtlich; augenscheinlich war es aber schon deutsch, da das erste Frauen-Konvent von Weissenfeld in Thüringen berufen wurde.

Ein sichtlicher Widerspruch ergibt sich zwischen der Schilderung der »aller Zivilisation baren Heiden in ihren dichten Wäldern und Sümpfen u. s. w.«, denn zur Zivilisation in jener Zeit gehört bereits eine selbstbewusste militärische Organisation eines Volkes, die hier unbedingt vorliegt, wenn ein gut bewaffnetes Kreuzheer von 40.000, später sogar 60.000 Mann gegen dasselbe so schwer welche Erfolge erzielt. Sie hatten auch Festungen, wo sie sich vereinigt dem Feinde entgegenstellten. Wer aber dies noch nicht als ein Kriterium der Zivilisation ansieht, betrachte sich noch die Funde in den altwendischen Gräbern daselbst, welche Bronzeidole mit prächtigen Reliefarbeiten, Dolche mit reich verzierten Goldgriffen, schön modellierte Teller mit allerlei Figuren, Münzen, alles reich mit Inschriften versehen u. a. m. enthalten. Unter solchen Voraussetzungen kann man wohl nicht mehr mit Berechtigung von einer Kulturlosigkeit jener Völker sprechen.

Desgleichen enthält die Tendenz dem Andersgläubigen die Segnungen der christlichen Religion zuteil werden zu lassen, eine wenig vorsichtige Verschleierung eines offenen Eroberungszuges, wenn die Glaubenssendung sozusagen »aus Versehen« von 60.000 Mann begleitet wird. Ueberdies ist es bekannt, dass zu jener »Wendenfahrt« schon i. J. 1108 der Aufruf erlassen wurde, doch kam es erst 39 Jahre später zur Realisierung, da man sich militärisch noch viel zu schwach fühlte. —

Solche Christianisierungs-Kriegszüge, denen die Religion lediglich zur Folie diente, um den Teilnehmern einen gewissen Siegeslohn und Beuteanteil durch Eroberung und Wegnahme des fruchtbarsten Grundes und Bodens in dem neuen Gebiete zu sichern, waren damals nichts Seltenes; und was auf diese Weise noch nicht erreicht wurde, das besorgte später noch der deutsche Ritterorden. Der eigentliche Zweck und die Ausführung stehen aber da überall im argen Widerspruche, denn, dass das Obotritenvolk bei dieser Christianisierungsmethode nicht nur die persönliche und politische Freiheit, dann Hab und Gut sowie zugleich auch die Muttersprache verlor, sieht recht wenig einem »frommen, gottgefälligen Werke« ähnlich.

K. Vaněk.

Wissenschaftliche Fragen und Antworten.

Hier werden ausschliesslich solche einlaufende Fragen veröffentlicht und fallweise beantwortet, die das Gepräge eines breiteren wissenschaftlichen Interesses tragen.

F r a g e 6. — »P r a š n á b r á n a«. — Von mehreren Seiten wurde die Eventualität erwogen, ob die Bezeichnung »Prašná brána« (S. 90) nicht etwa als »Pulvertor« (st. »Grenztor«) aufzufassen sei.

A n t w o r t. — Eine apodiktische Entscheidung, ob dieser oder jener Umstand bei der Namenbildung massgebend war, ist heute allerdings schwer zu treffen, doch deuten alle Nebenumstände dahin, dass der erste Ausleger recht zu haben scheint. Hiefür spricht Folgendes: wir wissen einmal nicht, seit wann dieses Tor schon besteht; es kann ja auch bereits älter sein, als unsere Annahme der Einführung des Schiesspulvers für Kriegs- oder Sprengzwecke (Ende des XIV. Jahrhundertes). Weiters ist es ausgeschlossen, dass jemand den Pulverbedarf für eine Festung in einem Torturme aufbewahren wird, denn dies wäre das militärisch Ungeschickteste, was man in dieser Hinsicht tun kann. Geht nämlich ein Pulverdepot, das nicht einmal irgendwo in der Umfassungsmauer untergebracht werden darf, im Falle einer Explosion in die Luft, so entsteht eine Bresche, die bei einem Tore, wo ohnehin schon die notwendige Oeffnung die Verteidigung schwächt, umso gefährlicher ist. — Der Name müsste allerdings richtig »Pražná brána« geschrieben werden. — Die Lokalhistoriker finden vielleicht über die Anfänge dieses Tores welche weitere Daten; möglicherweise war dies auch jenes Tor, bei welchem Herzog Oldřich i. J. 1004 durch eine Kriegslist Prag überrumpelte.

F r a g e 7. — O f f i z i e l l e R i c h t i g s t e l l u n g d e r O r t s n a m e n. — Von mehreren Seiten liefen Ermunterungen ein, wir sollen im Sinne der auf Seite 165 gegebenen Vorschläge weiter wirken.

A n t w o r t. — Für die Richtigstellung der Ortsnamen im sprachlich-historischen Sinne wird unentwegt gearbeitet; wenn aber all dies Bestreben in der Praxis unwirksam bleibt, so ist dies nicht unsere Schuld; das weitere ist Pflicht der Gemeindevorstehungen und politischen Faktoren; wir geben lediglich die Aufklärung an die Hand; unsere Arbeit hört aber bereits in jener Zone auf, wo die Wissenschaft das Gebiet zum Politikum streift. Wir glauben daher damit, dass wir mehrweniger drastisch auf die Inkonsequenz und Gedankenlosigkeit bei Schaffung von topischen Doppelnamen aufmerksam machen, unsere Mission bereits erfüllt zu haben. — Es möge hier vor allem der Unterschied beachtet werden, weshalb in Galizien, Bosnien, Dalmatien doch nahezu überall ein einziger Ortsname genügt,

und weshalb nicht in den böhmischen, slovakischen, oder slovenischen Gebieten, wo so oft von der Gemischtsprachigkeit der Bewohner gleichfalls keine Rede ist? — Versuchen wir es da mit überzeugenden Beweisen zu wirken. Der Böhme fährt z. B. von Wien nach »Hulín«, der Deutsche jedoch nach »Hullein«; ein Deutscher und ein Böhme fahren von Wien nach »Berlin«, aber keiner nach »Berlein«; weshalb nun dieser Unterschied? — Wir wissen doch sehr gut, dass »Hulín« ein alter, zweifellos slavischer Begriff ist; wir wissen aber dies von »Berlin« auch, denn der Name hat sein Aeusseres seit der Zeit, als er noch einer altwendischen Ansiedlung beigelegt war, noch in keiner Weise geändert. Die Hauptstadt des Deutschen Reiches kann also ohne jede sichtbare Einbusse des nationellen Ansehens noch heute unverändert den altwendischen Namen »Berlin« führen, das reinböhmische Landstädtchen »Hulín« aber nicht!? — Von »Hullein« fährt der Deutsche dann nach »Kojetein«, der Böhme nach »Kojetín«, aber beide nach »Vsetín«! — Und was hat der Deutsche damit profitiert? Nichts, denn »tin, tyň« heisst im Slavischen: Umfriedung, abgeschlossener Raum; im Althochdeutschen bedeutet es als »ting« auch noch im Prinzipe dasselbe; die deutsche Ortsnamenbildung hat demnach weder eine geschichtliche noch eine sprachliche Berechtigung. — Von demselben »Hulín« fährt der Böhme nach »Kotojed, Postoupek, Zdounek«; der Deutsche auch. Aber nun kommt der Gallimathias: der Deutsche gebraucht diese sprachlichen Akkusativa gleichzeitig auch für den Nominativ, der in der Wirklichkeit jedoch »Kotojedy, Postoupky, Zdounky« lautet; die Stationsaufschriften sind also hier böhmisch im Nominativ, deutsch im Akkusativ angebracht. Was dieser Stumpfsinn bezwecken soll, bleibt wohl für jedermann ein Rätsel. —

Würde da endlich und allen Ernstes die so natürliche Vereinfachung der Ortsnamenformen angestrebt werden, so kann man wohl schon heute sagen, dass es da keine seriöse Behörde auf der Welt gibt, die nicht selbst einer solchen reellen Vereinfachung alle Hindernisse hinwegräumen würde, und auf diese Art könnte dann die Arbeit systematisch auch von leichteren zu schwieriger erkennbaren Fällen übergehen. Freilich muss man aber hiezu auch die ältesten Namensformen zuvor verlässlich kennen, was in jenem Falle als erwiesen anzusehen ist, wenn auch die Etymologie des Ortsnamens der Lokalität entspricht, denn der Name selbst birgt nahezu immer auch die Entstehungsgeschichte der betreffenden Lokalität in sich. Weshalb soll aber nun diese lokale Urgeschichte durch eine sinnlose Verballhornung des topischen Namens verderbt oder verdunkelt werden,

und noch dazu von demjenigen, dem das sprachliche Verständnis hiefür überhaupt fehlt!

Bibliographie.

Alle einlangenden Werke werden grundsätzlich mit Titel, Verlag und Preis angeführt; jene, welche altslavische Themata berühren, auch kurz besprochen, eventuell noch später eingehender gewürdigt. — Unaufgefordert zugesendete Werke werden nicht zurückgestellt.

Techet Carl, Völker, Vaterländer und Fürsten. Ein Beitrag zur Entwicklung Europas. — Lothar Joachims Verlag, München, 1913. — Lex., VII + 479 mit 6 Kartenskizzen, einer Bildertafel und 19 Textfiguren. — Preis geh. 12 K, geb. 14·40 K.

Die Beziehungen zwischen den natürlichen, kulturellen, sprachlichen und politischen Grundlagen unserer Völkergemeinschaften sind heute ein Hauptthema des Denkens aller Gebildeten, die durch wissenschaftliche Betrachtung der vergangenen wie gegenwärtigen auf kommende Bildungen zu schliessen sich bestreben, und in diesem Sinne übernimmt der Autor dieses Werkes objektiv die Führung. —

Im IX. Abschnitte (S. 200—221) widmet der Verfasser seine Betrachtungen im besonderen den Slaven, und man muss es vorweg sagen, auch in einwandfrei vornehmer Weise. Er befindet sich zwar auch noch im Schlepptau der Völkerwanderungstheorie im allgemeinen, aber es scheint, dass ihm dies auch schon logisch nicht mehr recht in das grosse Gefüge passte, denn auch ihm fällt es auf, dass kein äterer Schriftsteller etwas Diesbezügliches auch nur andeutet, und weist überdies auf jene Quellen hin, welche die Slaven für einen uralten europäischen Völkerzweig ansehen. — Wir führen hier nur eine Stelle (S. 107) wörtlich an, welche über das slavische Renegatentum in historisch-sozialer Hinsicht so spricht, wie eben nur ein ehrlich denkender Deutsche, der den Mut besitzt, die nackte Wahrheit auszusprechen, seine Ueberzeugung zu Papier bringen kann. Nachdem er zuvor kurz dargelegt, was der Slave, sein Blut und sein Wesen für den Aufbau der deutschen Nation bedeuten, wodurch sein Stamm allein schon zu einer »Grundlage unserer modernen Gesellschaft« (Gobineau) wurde, sagt er: »Die Ungunst der politischen Lage lässt es kaum erhoffen, dass das ehemalige Verhältnis zwischen beiden Rassen (der slavischen und deutschen) unbefangen betrachtet und untersucht werde. Niemand hasst den Slaven heute bitterer als der germanisierte Slave, der Deutsche, in dessen Blut der slavische Anteil vielleicht jeden anderen überwiegt. Man könnte fast die Regel

aufstellen, dass dieser kalte, instinktive Hass, den die Gegenseite mit gleicher Kraft erwidert, in den deutschen Stämmen so ziemlich in dem Masse zunimmt, als ihnen selbst slavisches Blut beigemischt ist, ein Verhalten, das übrigens den Mischling überall auszeichnet, der, um seine »Reinheit« darzutun, stets die Rasse des einen Elternteiles verleugnet oder desselben doch nur ungern gedenkt.«

In allen seinen Darlegungen tritt das Bestreben des Verfassers nach geordnetem, ruhigen Schauen und Erfassen sichtlich hervor. Er hält konsequent jenen Weg ein, den Jeder gehen kann, der das Leben nicht zwecklos dahinfliessen sieht, und dessen Liebe zu seinem Lande und seinem Volke nicht zugleich den Hass, die Herabsetzung und nimmerendende Feindschaft gegen andere Länder und Völker unseres Kulturgebietes zur Voraussetzung hat.

Das Werk wird Viele zu neuem Nachdenken anregen, denn es räumt mit manch altem, tief eingewurzeltem Irrtume auf und sucht manches zu beseitigen, was uns bisher als Dogma gegolten. Der echte wie der falsche Slave, sie beide finden in dem Werke so manche kräftig unterstrichene und beherzigungswerte Stelle, aber der Slave wie der Deutsche müssen sich endlich einmal dazu entschliessen, auch unangenehme Wahrheiten anhören und ertragen zu lernen. —

Werke solcher ethischer Bedeutung benötigen wir bereits auf vielen Gebieten. Dr. O. Jahn.

Talwinkler Theo, Wunschland. Des Grales erste Spiegelung. — Xenien-Verlag, Leipzig, 1914. — 160 S., Preis K 2·40.

Obige Arbeit umfasst das bretonische Gralmärchen und verwandte Gedichte. — Während ansonst in der Grallegende Parcival die Hauptrolle spielt, tritt hier Peronnik als »reiner Tor« an dessen Stelle. Auch hier sehen wir ein sympathisches Dümmlingsmärchen, welches sich in der französisch-keltischen Bretagne herausentwickelt hat, und in deren Brennpunkte die bekannte Leop. v. Schröder'sche Hypothese von den »Wurzeln der Gralsage« steht. Hier erscheint es in deutscher Umdichtung, bleibt aber in seinem neuen poetischen Gewande dem alten (erschienen 1845 in Paris, ist aber in Deutschland noch unbekannt) durchwegs treu, indem es sowohl den naiven Märchenton der bretonischen volkstümlichen Auffassung als auch den mitunter burlesken Charakter der französischen Aufzeichnung Souvestres treffend widergibt, und nur dort eigene Wege geht, wo die Sprache unzureichend ist, irgendeinen urwüchsigen Begriff in gleicher Prägnanz zu formen.

Wie der Verfasser schon im Vorworte sagt, führt er den Leser in eine unbekannte Welt vieltausendjähriger Naturmythen ein, denn der Urvorstellung von hl. Grale scheinen schon indische Ritualgesänge, germanische Edda-Lieder und kelto-slavische Märchen zugrunde zu liegen, doch ist es einstweilen schwer, hier über den Anteil der einzelnen Einflüsse auch nur approximativ ein Urteil abzugeben.

Auffallen muss jedoch dem Slaven der Name des Märchenhelden »Peronnik« als Sohn »Peruns«, weil »Perun« ein bekannt slavischer Name ist, und »Peronnik« nur ein Patronymikon zu sein scheint. Unter »perjanik« versteht der Kroate heute den Leibgardisten; es scheint daher, dass der Name slavischen Ursprungs ist, — das j ist im Französischen naturgemäss ausgefallen —, und ursprünglich auch: Wächter, Kämpfer, Beschützer (des Grales) bedeutet haben mag. —

Alle, welche die Gralsage in der Fassung Chrétiens, Eschenbachs, Wagners u. a. tiefer interessiert, können an diesem anmutigen bretonischen Gralmärchen, das hiemit in einer überaus gewählten Form in die deutsche Literatur übertragen erscheint, nicht achtungslos vorübergehen, denn eigentlich enthält dieses erst eine logisch geklärte Erzählung, welche die anderen, mehr oder weniger verworrenen, wesentlich verständlicher zu machen verspricht. Dr. A. Wisinger.

Österreichische Monatsschrift für den Orient. — Herausgegeben vom k. k. österr. Handelsmuseum in Wien (IX/1. Berggasse 16). Jahresabonnement: 15 K.

Mit dem 40. Jahrgange obiger Monatsschrift, die nun in erweiterter wie erneuter Gestalt zur Ausgabe gelangt, ist auch in der Tendenz derselben ein wesentlicher Fortschritt zur Grosszügigkeit eingetreten. Viele derbe Hammerschläge sind gutzumachen, die von einer kurzsichtigen und engherzigen Politik auf unsere alten kommerziellen Verbindungen im Oriente ausgeführt wurden, damit die wirtschaftliche Gesundung unseres Staates wieder einsetze. Hiezu ist es aber erforderlich Land und Leute, Sprache und Sitten, Kultur und Bedürfnisse derjenigen näher kennen zu lernen, von denen man einen wirtschaftlichen Nutzen heischt. Diese Wertungen hat unsere Monatsschrift sichtlich voll und ganz erkannt und trägt ihnen in einer Weise Rechnung, wie wir sie ansonst in unserem Nationalitätenstaate leider selten wahrzunehmen in die erfreuliche Lage kommen.

Die Mitarbeiter sind fast durchwegs Wiener Hochschulprofessoren mit Namen, die in der Welt des Wissens durch die Kraft ihres

Geistes und ihrer Feder längst als geadelt gelten. Die Artikel eines Jireček, Musil, Schröder, Strzygowski, Wessely u. a. beweisen, dass wir es mit ernsten Gelehrten zu tun haben, die vorurteilslos denken, schliessen und schreiben. Der Aufsatz über »Albanien in der Vergangenheit« muss auch jeden Slaven, der sich für das Altslaventum interessiert, fesseln; jener über »Oesterr. Papyrusforschung« auch jeden Ausländer überzeugen, was wir auf dem Gebiete höchster Forschungsarbeit können und vermögen, wenn wir wollen.

Zur Bekräftigung dessen sei nachstehend ein ernstes Wort des Prof. Strzygowski (S. 68) hervorgehoben, der sagt: »Während wir in Oesterreich uns immer gemütlicher, beziehungsweise ungemütlicher in der eigenen Heimat einspinnen und allmählich alle Fühler eingezogen haben, die seit dem denkwürdigen Jahre 1873 nach dem Weltverkehr ausgestreckt worden waren, haben die führenden Grossmächte mit vereinten Kräften ein ungeheuer grosses Forschungsgebiet für die Wissenschaft erschlossen, das bis dahin für kulturlose Wüste galt, Zentralasien. (Vergl. auch unseren Artikel »Reflexe der altsibirischen Kultur«; S. 166—171). Die Museen von Berlin, London und Petersburg eröffneten Abteilungen, die allen nicht gerade einseitig begrenzten Forschern einen unauslöschlichen Eindruck machen und ganz neue Arbeitsrichtungen auslösen. Wenn man bei uns bisher von diesen Dingen nichts sah und hörte, so mag das als weiterer bezeichnender Beweis für unsere Absperrung in zwei geistige Welten, die klassisch-philologische mit ihren Voraussetzungen, und die historische, auf Westeuropa beschränkte, angesehen werden. Den Bann der dadurch heraufbeschworenen Selbstentmündigung Oesterreichs im Weltverkehre mindern zu helfen, ist die Absicht des vorliegenden Artikels (»Zentralasien als Forschungsgebiet«) usw.« — Diese freimütige Enuntiation muss jeder Weitblickende mit voller Ueberzeugung bestätigen.

Möge nun der Same, den die Monatsschrift ausstreut, reiche Früchte tragen, denn jeder Hellsehende muss mit tiefem Seufzer bekennen, dass wir bisher unsere besten Kräfte für lauter häuslichen Zank und Streit vergeudeten, so dass für positive Arbeit nahezu nichts mehr erübrigte.

Wir wünschen dieser vornehm schaffenden Revue eine vorurteilslose, allseitige Beachtung und Würdigung, damit auch in Oesterreich, wo die Lehrkanzel der Weltgeschichte, der besten Lehrerin der Völker, bereits seit Jahrzehnten verwaist dasteht, endlich grosszügigere Weltanschauungen Eingang finden. J. A. Babić.

STAROSLOVAN

Heft 4.	Kremsier, am 15. Dezember 1914.	II. Jahrgang.

Ortsgeschichtliche Etymologie.

VII. Die „Teufelsmauer" in Deutschland.

(„Limes rhäticus“ oder *„transdanubicus“.)*

Die im III. Jahrhunderte entstandene und im IV. ergänzte Weltkarte des Castorius, meist und fälschlich die „Peutingersche“ genannt, zählt im Raume von den Quellen der Donau und längs derselben bis Pressburg 38 befestigte Plätze nebst deren Entfernungen untereinander, auf. Wer diese Festungen gebaut, gilt ebenso als unbekannt, wie die Zeit der Entstehung. Meist schreibt man sie allerdings den Römern zu, doch nur bedingungsweise mit einiger Berechtigung, denn sie waren wohl zweifellos die Erweiterer derselben, aber schwerlich zugleich auch die Erbauer, denn die Etymologie der bezüglichen Lokalnamen spricht entschieden dagegen; überdies ist es höchst unwahrscheinlich, dass die Römer in der verhältnismässig kurzen Zeit ihres Machteinflusses in Germanien alle diese Wehrbauten hätten von Grunde aus ausführen können. Nebstbei wissen wir, dass sich doch die Stammbewohner bei der Verteidigung gegen die vordringenden Römer auch auf fortifikatorisch vorbereiteten Punkten entgegenstellten, daher gewisse Schutzbauten unbedingt schon vor der Römerzeit vorhanden gewesen sein mussten.

Ist aber diese natürlich (Donau) und künstlich geschützte Grenzlinie schon an sich imponierend, so ist die sogenannte „Teufelsmauer“, wie der *„Limes rhäticus“* oder *„transdanubicus“* wissenschaftlich bezeichnet wurde, noch bemerkenswerter. So benennt das Volk heute jene von Kelheim an der Donau (Bayern) bis Lorch (am Rhein) und noch darüber hinaus sich ziehende Mauer, die über die steilsten Gebirge, über schroffe Abgründe, durch Flüsse und Seen, sowie die dichtesten Wälder, zum Teile noch heute gut sichtbar, führt. Sie hatte auch an 150 Türme, welche sowohl als Unterkunft für die Grenzwachen, wie auch zugleich als Späh- und Signalgebungspunkte gedient haben mussten. Überdies bildeten an den verschiedensten Punkten in dieser geschlossenen Linie Burgen, Kastelle und befestigte Lager feste Stützpunkte und militärische Standquartiere, da wir ja

sogar noch genau wissen, welche Legionen oder Legionsteile zu gewissen Zeiten da oder dort die Besatzung bildeten.

Man glaubte vorerst, dass die „Teufelsmauer“ vom Kaiser Hadrian begonnen, von seinen Nachfolgern fortgesetzt und von Probus vollendet wurde. Doch kann dies unmöglich zutreffend sein, denn aus einer Stelle des Tacitus *(Annal. libr. I, 50)* muss geschlossen werden, dass dieser langgedehnte Mauerwall, also ein Analogon zur chinesischen Mauer, schon lange vor unserer Zeitrechnung bestanden haben muss, daher deren eigentliche Entstehung mit den Römern nichts gemein hat.

Ehe jedoch in diese Erwägungen näher eingegangen wird, sei gleich der Begriff „Teufelsmauer“ näher aufgeklärt. Der Volksmund sagt allgemein, dass diese Mauer, die über die gefährlichsten Gründe führt, der Teufel selbst aufgeführt habe, doch ist diese Volksetymologie selbstredend grundfalsch. Der Name entwickelte sich aus dem slavischen „čerta“ (= Linie, Grenzlinie, Umgrenzung); die Mauer, welche eine Grenze abschliesst, nannte der Slave demnach „čertova zeď“, d. i. Grenzmauer, welcher Name sich übrigens auch anderswo oft wiederholt. Da aber „čert“ (im Böhmischen) auch Teufel bedeutet, wurde mit der Zeit das namengebende Wortmotiv in seiner Bedeutung unklar, und man griff, namentlich als daselbst die deutsche Umgangssprache die slavische ablöste, zu jener Etymologie, die am nächsten lag, und ergänzte sie noch durch entsprechende Märchen. Doch liegt gerade darin der Beweis, dass die Originalbezeichnung eine slavische war, und dass diese selbst schon älter als der römische Einfluss war, wie wir dies später darlegen wollen.*)

Dass die anfängliche Bestimmung der „Teufelsmauer“ ausschliesslich der Verteidigung einer Grenzlinie diente, ist geradezu selbstverständlich, denn jeder Besitz, den man erhalten will, muss gegebenenfalls auch verteidigt werden. Hilft da die Natur selbst, wie hier, nicht in genügender Weise mit, so muss dies technisch ergänzt werden. Solches geschah durch das Herstellen eines zusammenhängenden Erdwalles, der, nebst dem sich von selbst ergebenden Materialgraben, noch durch eine starke Mauer sowie allerlei Kampfstützpunkte verstärkt wurde. Das anbaufähige Land daselbst erhielten, wie dies

---

*) Der Verfasser folgte hier fast ausnahmslos den etymologischen Grundsätzen bei Aufklärung der topischen Namen, wie sie M. Žunkovič in seinem führenden Werke für die moderne Sprachforschung: »Die Slaven, ein Urvolk Europas« (6. Auflage, 1911) gegeben. Dass Žunkovič hiezu die unumstösslich richtige Basis gefunden, dies bezeugen allerorts die Nachprüfungen und sollen, soweit schon heute bekannt, auch die bisherigen Kriegserfahrungen dies bestätigen.

unter Kaiser Probus schon erwiesen der Fall war, die bei dieser Grenzsicherung dauernd angestellten Soldaten. Es war dies demnach eine Art Militärgrenze, wie sie in Österreich gegen die Türken eigentlich noch bis zum Jahre 1881 bestand. Die Soldaten erhielten keinen Sold, aber sie konnten vom Anbau und Ertrag der geschenkten Ländereien sich und ihre Familien redlich ernähren. Diese Massregel war ein Antrieb mehr, die Verteidigung der Grenze umso intensiver zu führen. Ein ruhiges Leben kann dies allerdings nicht gewesen sein, denn an dieser Grenze gab es nahezu ununterbrochen Kämpfe und bestätigt dies nebstbei der Biograph des Kaisers Probus.

Die Wissenschaft gibt auch ohneweiters zu, dass jene Kolonisten keine Römer, sondern Celten waren; dass wir aber unter Celten Slaven zu verstehen haben, das wissen wir nun heute auch schon. Überdies ist es nichts Unbekanntes, dass namentlich in Bayern, welches Land unser Limes zum Teile durchzieht, noch im späten Mittelalter in manchen Teilen slavisch gesprochen wurde. Weiters ist es urkundlich bekannt, dass der Gebrauch der slavischen Sprache bei Gericht im Anhaltischen erst im Jahre 1293, in Sachsen sogar erst im Jahre 1327 von Amts wegen verboten wurde, ein Beweis, dass ein guter Teil der Bewohner Südwestdeutschlands im XIV. Jahrhunderte noch immer slavisch sprach.

Wir wollen nun hier nicht etwa alle längs der „Teufelsmauer“ von den Römern bewachten oder besetzten Ortschaften etymologisch behandeln, denn dies wäre aussichtslos, da ein Name allein schon infolge von Quellenmängeln ein eigenes und vielleicht dauernd erfolgloses Studium erfordern könnte, sondern nur einige von denen, die sprachlich noch leicht erkennbar sind, um zu zeigen, dass nicht nur die Mauer selbst, sondern auch die Ortschaften längs derselben von den dort wohnenden Slaven ihre noch heute wirkende, wenn auch schon sprachlich oft bis zur Unkenntlichkeit verzerrte Bezeichnung erhalten haben müssen. Solche Namen sind z. B.:

Drakuina. — Ein Teil der sehr alten Stadt Ehingen (Württemberg) heisst heute „Drachental“. Dort wo die uralte Klosterkirche stand, soll einst die ptolomäische (?) Stadt „Drakuina“ gestanden sein. Es ist aber dies wohl nur der eigentliche Verteidigungsplatz für jenes Gebiet gewesen, denn „drak“ bedeutet im Slavischen: Kampf und „drakovina“ etwa: Kampfplatz oder Befestigung, Schutzpunkt (an der Grenze).

Ad Fines. — Jener Punkt an der Thur (Schweiz), wo die römische Provinz Rhätien gegen Westen endigte, benannten die Römer als „Ad Fines“, heute „Pfyn“. Als noch die Slaven dort wohn-

ten, hiess der Ort oder die Gegend jedenfalls noch „Vin“, also: G r e n z e, und haben die Römer den vorgefundenen Namen augenscheinlich nur angepasst. Man kann dies auch daraus schliessen, dass die weitere Grenzstadt der gallischen Nachbarprovinz wieder „Vindonissa“ (heute „Windisch“), slavisch sonach damals vermutlich etwa „Vindonice“ lautete. — Der direkte Rückschluss, dass dort, wo ein Ort „Windisch“ (einfach oder mit einem weiteren Grundworte zusammengesetzt) vorkommt, „Wenden“ wohnten, ist nicht zutreffend definiert, sondern richtiger ist es zu sagen, diesen Namen haben jene gegeben, die mit „vin“ die Grenze bezeichnen, und dies sind allerdings die Slaven, denn das lateinische „finis“ ist doch schon nur mehr eine Anpassung daran.

O p i e. — Nächst Bopfingen (Württemberg) lag der römischen Karte nach die Römerstation „Opie“. So nannte man die Verschanzungen auf einem sehr hohen, kegelförmigen Berge daselbst, der sogar auf der Kuppe künstlich abgeplattet werden musste, um Raum für die Verteidiger zu gewinnen. Der Name „Opie“ sagt nun im Slavischen, dass hier eine Umwallung war, denn „opeti“ bedeutet: ringsum spannen, umfassen. Die Römer haben sich in diesem Falle nicht einmal bemüht dem Namen eine lateinische Form zu geben.

C a s t r a S a m o l u c e n a. — Dort, wo heute der Ort Salmandingen (am Neckarflusse) mit dem kegelförmigen Berge Achalm (holm ?), der einen hervorragenden Überblick weit über die Umgebung bietet, steht, befand sich einst ein grosses befestigtes Lager, dessen Front gegen den Neckar gerichtet war. „Samoloka“ bedeutet im Slavischen etwa: befestigte Grenze, oder genauer: eingesäumte Grenze („sam, zam“ Saum, Rand, Grenze; „zamek“ Absperrung, Schloss; „loka“ Grenze, Trennung (des Besitzes).

S t r a s s. — Topische Namen dieser Wurzel werden durchwegs falsch ausgelegt, denn die lokalen Bezeichnungen „Strass, Hochstrass, Strassengel u. ä. haben mit dem deutschen Begriffe „Strasse“ nichts gemein, sondern stammen durchwegs vom slavischen „straž, straža“ (Wache, Wachtpunkt). Ein solcher liegt auch an der „Teufelsmauer“; in den mittelalterlichen Urkunden ist er meist als „strazza“ bezeichnet. — Bei diesem „Strass“ fällt es auf, dass sich hier über hundert alte Grabhügel befinden, die an Höhe und Umfang alle sonst in jenem Gebiete bekannten weit übertreffen; es müssen sonach hier hervorragende Personen befehligt haben, die sodann auch hier bestattet wurden.

Beispiele dieser Art liessen sich hier in die Hunderte anreihen, doch wollen wir hiemit nicht den gangbaren Verdacht wachrufen, als

ob es sich uns um slavische Eroberungen mit Hilfe der Etymologie handeln würde. Wir wollten hiemit lediglich zeigen, wie grundfalsch und sinnlos es ist, wenn die Limes-Forscher fortgesetzt nur von Römern und Celten (als Nichtslaven) sprechen, denn unter dieser Voraussetzung ist es aussichtslos ja auch nur einen Lokalnamen sprachlich richtig zu erklären, noch je die Wahrheit über die einstigen ethnographischen Verhältnisse daselbst herauszufinden. Sie wissen aber nun wenigstens, was die vielen „Teufelsmauern" sind, wer ihnen den zutreffenden Namen gegeben, aber zugleich auch, wer ihnen wieder aus sprachlichem Missverständnis später eine falsche Deutung unterlegt hat. K. Vaněk.

*

VIII. Die Ortsnamen mit der Vorsilbe „pre".

Ehe da zur näheren Beweisführung geschritten wird, weshalb und unter welchen Voraussetzungen ganz bestimmten Lokalitäten in ihrer sprachlichen Kennzeichnung die Vorsilbe „pre" angefügt wurde, ist es notwendig das Vorfeld für das überzeugende Verständnis hiezu zu lichten.

Im Slavischen charakterisiert jene Vorsilbe im allgemeinen den Superlativ einer Eigenschaft oder Funktion. In den Adjektiven deutet die Vorsetzung des „pre" die höchste Potenz einer Eigenschaft, bei Substantiven den höchsten Grad des Grundwortwertes, und bei Ortsnamen im besonderen den seiner Lage oder Vorbereitung für die Sicherung oder Verteidigung nach wichtigsten Ort eines gewissen Gebietes. Bei den Adjektiven „krasný-překrasný, slavný-přeslavný" u. ä. ist dies allgemein bekannt. Man erfährt aber auf diesem Wege auch, weshalb der vornehmste „stol" (Stuhl) im Altslavischen „prestol" (Thron) lautet; im Böhmischen gilt „převor" als Bezeichnung für den Prior, d. i. den höchsten unter den Verteidigern eines Klosters (vor, bor) in älterer Auffassung; „přemoc" ist die grösste Macht, also Übermacht; „přepych" deutet auf ungewöhnlichen Prunk, also: Luxus. — Analoge Verhältnisse finden wir auch im Lateinischen, denn das „prae" deutet auch auf einen gewissen Vorrang im Vergleiche zum Normalen. Der römische „praetor" war eben der vornehmste oder vorbildlichste, daher höchste unter den „tor, tur", d. i. Soldaten, und die „Prätorianer" selbst waren zugleich die Elite unter den Soldaten, ähnlich den heutigen Gardetruppen.

Die gleiche Bildung und Entwicklung weisen die Ortsnamen mit „pre" auf.

Die Orte: Pregrad, Pregrada, Prägarten, Preloka, Přelouč, Przemyśl, Přerov, Prävali, Przevorsk" u. ä. hiessen selbstredend im Uranfange nicht so, sondern nur: Grad, Loka, Louč, Mys (oder Mislje), Rov, Vali, Vorsko; erst als sie die wichtigsten oder markantesten fortifikatorischen Punkte eines Gebietes wurden, da erhielten sie in der Sprache durch das Superlativpräfix „pre" auch den erhöhten Rang unter ihresgleichen. „Pregrad" war demnach die festeste Verteidigungsanlage oder Burg unter mehreren anderen zu demselben Sicherungskomplexe gehörenden Vorsorgen ähnlicher Art. — „Preloka" und „Přelouč" müssen einst die wichtigsten Stützpunkte in einer gewissen Grenzzone gewesen sein (loka Grenze, ločiti scheiden). — Dasselbe gilt für „Przemyśl" (mis - Ecke, Grenze, Vorgebirge). Es müssen hier am Ufer des San schon in den ältesten Zeiten die für die Verteidigung so günstigen Höhen auch hiezu ausgenützt worden sein, und hat diese Erkenntnis, sicherlich unbeeinflusst durch die Etymologie des Namens, tatsächlich noch in der modernen Zeit zum Ausbaue einer starken Festung daselbst geführt. Der ziemlich imponierende San-Fluss bildete einst, wie heute, eine natürliche Abschnitts- oder Grenzlinie, und in dieser stand Przemyśl als der wichtigste und festeste Stützpunkt. — Der Kommandant eines solchen Zentralpunktes führte demnach auch den Funktionsnamen „przemyśl, přemysl", jener eines minder wichtigen nur „mysl, myslivec" u. ä., also: Grenzverteidiger, welch letzterer Begriff heute allerdings im Slavischen nur mehr die Bedeutung: Jäger, Forstwart besitzt.*)

In „Prävali, Prevalje" war analog die Hauptwallburg in einer ansonst durch Schanzen und Wälle gesicherten Gegend, in „Przevorsk" der Hauptkampfplatz (bor, vor Kampf, Kampfplatz).

In „Přerov" muss als Zentrale der Verteidigung eine Aufgrabung (rov Graben, Aufwurf) gewesen sein. Die Burghöhe in der Stadt Přerov (Prerau) ist daher, da die Etymologie kaum eine irrige sein kann, entweder künstlich hergestellt, also aufgeworfen, oder aber, falls sie natürlich vorhanden war, künstlich abgegraben worden, um die Erstürmung zu erschweren. Die Tätigkeit des Grabens ist daher unbedingt im Ortsnamen niedergelegt; ob es sich dabei um

*) So klärt sich vielleicht auch der Umstand auf, weshalb die älteste Kunde über den böhmischen Fürsten »Přemysl« so sagenhaft ist; es war dies eben nur die Kennzeichnung für den Regenten im allgemeinen, der so selbstverständlich war, wie man ja auch heute z. B. unter »car« doch immer nur den Herrscher von Russland versteht. — Die Stammesgeschichte der Herrscher aller Völker ist deshalb und an sich dunkel, weil an uns anscheinend nur deren Funktionsnamen übergekommen sind, daher wir im Zwielichte zwischen Sage und Geschichte überhaupt keine individuellen Eigennamen vorfinden können.

eine Aufschüttung oder um einen berichtigten gewachsenen Boden handelt, dies wäre bei entsprechendem Interesse noch heute leicht durch Nachgrabungen festzustellen.

Sehr bemerkenswert ist in dieser Richtung auch der Name „Pretul", wie er im Bezirke Mürzzuschlag (Steiermark) als Pretulalpe, -Bach, -Graben und für die Katastralgemeinde Pretul gangbar ist. — Der Begriff „Tul" kommt als Höhenbezeichnung nicht vereinzelt vor. Der auffallend steile Berg „Tul" südwestlich von Teschen (Schlesien) muss einmal befestigt gewesen sein oder doch als letzte Zufluchtsstätte den nächsten Umwohnern gedient haben. Die Leute wissen allerlei Sagenhaftes über diese Höhe zu erzählen; überdies wurden daselbst allerlei alte Kulturresiduen beim Graben gefunden. „Tul" hat im Slavischen die allgemeine Bewertung von Schutz, denn als „tul" benennt man den Köcher, den Schleifsteinbehälter, dann überhaupt eine Schutzhülle; „útulna" ist die Schutzhütte; das deutsche „Tüll", d. i. das Schutzgewebe (z. B. gegen Fliegen, Wespen). „Tul" als Höhenname kann daher nach den sonstigen Sprachanalogien im Altslavischen nur die Charakterisierung enthalten, dass dort ein hergerichteter Schutzpunkt, eine Zufluchtsstätte war; „pretul" jedoch wäre demnach eine Lokalität mit noch erhöhteren Sicherheitsqualitäten. Tatsächlich bildet sowohl der „Tul" wie die „Pretul"-Alpe sogar noch heute die Bezirkshauptmannschaftsgrenze.

Einer Erwähnung verdient hier auch die bekannte Redensart „in die Pretul kommen" (slovenisch: *„prišel sem v pretulje"*). Man wendet dieselbe an, wenn man in eine unangenehme moralische, materielle oder lokale Situation, in eine grosse Verlegenheit, in eine Sackgasse, also Röhre geraten ist. Ob zur Bildung dieser Redensart möglicherweise der 9 *km* lange, von hohen Wänden eingefasste „Pretul"-Graben den Anstoss gab, wissen wir heute nicht; für jeden Fall fordert das Geraten in ein langes Taldefilé, aus dem besonders schwer herauszukommen ist, im praktischen Leben zu volkstümlichen Vergleichen. Der Umstand, dass man „in" und nicht „auf der Pretul" sagt, deutet nun dahin, dass möglicherweise der Pretul-Graben für die Bildung jener Redensart vorbildlich war.

M. Žunkovič.

Slavische Geschichtsquellen.

I.

Berichte muselmannischer Schriftsteller über die Slaven bis zum Ende des X. Jahrhundertes.

Mitgeteilt von J. v. Meduna.

(Schluss.)

XIV. Im allgemeinen sind die Slaven kühn und angriffslustig und wenn sie unter sich nicht uneinig wären infolge der vielfältigen Verzweigungen ihrer Geschlechter und der Absonderungen ihrer Stämme, kein Volk der Welt könnte sich mit ihnen an Macht messen. Sie bewohnen die fruchtbarsten und an Lebensmitteln reichsten Länder, sie befleissen sich des Ackerbaues und anderer Arten von Betriebsamkeit, worin sie alle anderen Völker des Nordens übertreffen. Ihre Waren gelangen bis zu den Normannen und nach Konstantinopel[1]) und sie gelangen dorthin zu Lande und zu Wasser. Die mächtigsten Stämme des Nordens, welche sich bei ihnen angesiedelt haben, sprechen slavisch,[2]) weil sie sich mit ihnen vermischt haben, wie z. B. die Třkin,[3]) Onglin (Magyaren), Petschenegen, Rus (Normannen) und Chasaren.

XV. In den Ländern des Nordens ist der Hunger nicht die Folge von Regenmangel oder andauernder Dürre, sondern er entsteht durch Überfluss an Regen und durch Hochwasser. Mangel an Regen ist ihnen nicht schädlich, niemand fürchtet ihn wegen der Feuchtigkeit des Bodens und der grossen Kälte ihrer Länder. Sie säen in zwei Jahreszeiten, im Frühling und im Sommer, und ernten zweimal; die Ernte besteht grösstenteils aus Hirse. Die Kälte ist ihnen gesund, selbst wenn sie sehr bedeutend ist, die Hitze dagegen ist ihnen ver-

[1]) Hier bezeichnet Ibn-Jakub die äussersten Punkte des slavischen Handelsverkehrs, um zu zeigen, in welch grossem Umfange sich dieser entwickelt hatte.

[2]) Aus dieser Nachricht kann man schliessen, dass diese Nordvölker wohl mehrere Sprachen kannten, sich aber der slavischen Sprache als Hauptverkehrssprache bedienten. Wahrscheinlich hat Ibn-Jakub diese Beobachtung in Prag gemacht, wo so viele verschiedensprachige Kaufleute zusammenströmten.

[3]) Nach der von Ibn-Jakub bewirkten Beschreibung des böhmischen Reiches unter Boleslav I. urteilt Westberg, dass Fraga wahrscheinlich Böhmen, Buima aber Mähren nebst angrenzenden Teilen der Slovakei sei, womit für Trškin die überdies zum Böhmenreich gehörigen Gebiete übrig blieben, nämlich das südliche Schlesien und Kleinpolen. —

derbenbringend. Sie können nicht in die Länder Lukbardiens (Lombardei) reisen, weil die Hitze dort zu gross ist, infolgedessen sie dort umkommen. Gesundheit ist für sie (die Slaven) nur bei solcher Temperatur möglich, bei welcher sich die Mischung der vier Elemente des Körpers im festen Zustande befindet. Wenn sie aber schmilzt und siedet, trocknet der Körper und es erfolgt der Tod.[4])

XVI. Den Slaven sind zwei Krankheiten gemeinsam; kaum wird sich jemand finden, der von ihnen frei wäre. Das sind zweierlei Anschwellungen: die Rose (Ausschlag) und Geschwüre.[5]) Sie enthalten sich des Verzehrens von jungen Hühnern, weil diese, wie sie behaupten, den Ausschlag verschlimmern, aber sie essen Rindfleisch und Gänse, und das bekommt ihnen gut. Sie tragen weite Kleider, nur dass ihre Ärmel unten eng sind. — Ihre Könige halten ihre Frauen eingeschlossen und sind sehr eifersüchtig. Manchmal hat ein Mann zwanzig und mehr Frauen.

XVII. Ihre Obstbäume sind grösstenteils Apfel-, Birn- und Pflaumenbäume. Es ist bei ihnen ein merkwürdiger Vogel, welcher oben dunkelgrün ist und alle Laute des Menschen und der Tiere nachahmt, welche er hört; bisweilen gelingt es ihnen ihn zu fangen und er wird für die Jagd benützt; er heisst auf slavisch „sba".[6]) Dann gibt es bei ihnen ein Waldhuhn, welches auf slavisch „tetra" heisst. Es hat schmackhaftes Fleisch und sein Geschrei ertönt von den Wipfeln der Bäume auf einen Parasang und mehr Entfernung. Es sind ihrer zwei Arten: schwarze[7]) und buntfarbige,[8]) schöner als Pfauen.

XVIII. Die Slaven haben verschiedene Saiten- und Blasinstrumente. Eines der letzteren ist länger als zwei Ellen und eines der

[4]) Der Schlussabschnitt sticht so sehr ab von dem sonst nüchternen und streng sachlichen Charakter des Ibn-Jakubschen Berichtes, dass, wie Westberg ganz richtig meint, dieser Abschnitt eingeschoben sein dürfte. Auch ist der Inhalt selbst nicht nur phantastisch, sondern geradezu unwahr, denn dass man z. B. in den kalten Zonen jährlich zweimal sät und zweimal erntet, dagegen spricht gerade die Kälte. Desgleichen ist es absurd zu behaupten, dass der Slave stirbt, wenn er in wärmere Gegenden kommt, da dies nur bei ganz besonderen Voraussetzungen zutreffen kann.

[5]) Baron Rosen hatte »homra« mit »Rose« übersetzt, de Goeje folgte ihm aber nur bedingt und sagt, es könnte Ausschlag, vielleicht Masern oder Scharlach bedeuten. Und wirklich werden in Spanien heute noch die Masern mit »fombra« benannt.

[6]) Die Bezeichnung »spak« für den Star wird bei den Slaven wohl existiert haben, da dieser Vogel im Polnischen und Kleinrussischen »szpak«, im Böhmischen »špaček« (diminutif) heisst. — Möglicherweise ist darunter auch der Spottvogel gemeint, den die Slovenen »spak« nennen, und entspricht dieser gleichfalls der obigen Schilderung.

[7]) Auerhahn.

[8]) Gold- und Silberfasan ?!

Saiteninstrumente hat acht Saiten; dessen Innenseite ist flach, nicht gebogen. Ihre Weine und berauschenden Getränke werden aus Honig bereitet.[9])

*

NACHWORT.

Hiermit endigt der Bericht, welchen der jüdische Handelsmann Ibrahim Ibn-Jakub über die Reise in die slavischen Lande vor 950 Jahren verfasste Ruhig, sachlich und objektiv gehalten, machen seine Aufzeichnungen überall den Eindruck der Wahrhaftigkeit. Nach allem zu urteilen war er ein vielgereister Mann, welchen zum Besuche so zahlreicher Länder wohl ausschliesslich Handelsinteressen bewogen haben dürften. Überall berichtet er über die Erzeugnisse des Bodens und des Gewerbefleisses; er gibt die Ausfuhrartikel an, mitunter bei Anführung der Warenpreise. Neben den teueren Pelzwaren aus den nordischen Gebieten waren damals die Sklaven aus den Ländern der Elbeslaven, aber auch aus anderen Ländern, der kostbarste Ausfuhrartikel nach den Küstengebieten des Mittelländischen Meeres und dessen Hinterländern. Dieser Handel lag fast ausschliesslich in den Händen der Juden, welche schon zu jener Zeit durch ausgebreitete Sprachkenntnisse sich hervortaten und aus diesem Grunde geeigneter waren zum Besuche entfernter Länder und zur Anknüpfung von Handelsverbindungen, als die Araber. Die Handelsreisen der Juden waren zudem erfolgreicher, weil sich in allen Handelszentren wohlhabende jüdische Kolonien befanden, die reisenden Israeliten somit bei den Glaubensgenossen nicht nur Unterkunft, sondern auch wertvolle Auskünfte bekamen. Insbesondere in Prag, wo sich Ibn-Jakub am längsten aufhielt, wird er bei der dortigen grossen und reichen Judengemeinde gastliche Aufnahme gefunden haben. Die den Verkehr zwischen der christlichen und mohammedanischen Welt vermittelnden jüdischen Kaufleute hiessen Radaniten, und denselben dürfte auch Ibn-Jakub seiner ausgebreiteten Sprachkenntnisse wegen zuzuzählen sein. Ausser der hebräischen, und vermutlich auch der griechischen, war er gewiss auch der damals ebenso verbreiteten romanischen Sprache kundig. Die letztere gebrauchte er bei dem Empfange durch Kaiser Otto den Grossen in Magdeburg, der, wie Widukind ausdrücklich hervorhebt, die romanische Sprache beherrschte, was begreiflich ist, weil Otto der Grosse eine Italienerin zur Gemahlin und überdies sonst Gelegenheit hatte, durch jahrelangen Aufenthalt in Italien sich die Sprache dieses Landes anzueignen.

[9]) Diesen Absatz hat Al-Bekri dem Ibn-Rosteh entlehnt; er stimmt wörtlich überein mit dessen Mitteilung auf Seite 95.

Ibn-Jakub rühmt die Sprachkenntnisse der in Magdeburg eingetroffenen bulgarischen Gesandtschaft, was übrigens nicht Wunder nehmen kann, da zu einer in fremde Länder reisenden Gesandtschaft ausser den Dolmetschen überhaupt sprachkundige Mitglieder gewählt werden. Dass Ibn-Jakub der slavischen Sprache mächtig war, ist wohl selbstverständlich. Bei seiner weiten Reise auf dem europäischen Festlande vom Adriatischen zum Baltischen Meere, also durch fast ausschliesslich slavische Länder, dann bei seinem Aufenthalte und kaufmännischen Verkehre in Prag, wo, seiner Angabe nach, Slaven aus allen Weltgegenden mit Waren sich einfanden, war die Kenntnis der slavischen Sprache unerlässlich. In seiner Eigenschaft als Kaufmann hatte er übrigens schon in seinem Geburtslande Nordafrika, dann in dem nahen Sizilien Gelegenheit gehabt, mit Slaven zu verkehren, da sich hier wie dort slavische Kolonien gebildet hatten.[10]) Kulturhistorisch und linguistisch von besonderem Werte ist Ibn-Jakubs Bericht deshalb, weil er, der vielgereiste Kaufmann, der mit Slaven aus aller Herren Länder in persönlichen Verkehr trat, in seinen Aufzeichnungen immer nur von der „slavischen Sprache" und niemals von deren Differenzierung in verschiedene Idiome Erwähnung tut. Hieraus kann mit vollem Rechte der Schluss gezogen werden, dass damals, — vor 1000 Jahren —, die slavischen Stämme in der Verkehrssprache noch kaum wesentlich abweichende Dialekte kannten. Ibn-Jakub, der ausgezeichnete Kenntnisse der Slavenländer besass, mit Slaven kaufmännisch verkehrte und genau berichtete, hätte über fühlbare Dialektunterschiede gewiss Mitteilung gemacht. Bei den Preussen, einem litauischen Volke, hebt er ausdrücklich hervor, dass deren Sprache ihren Nachbarn, den Slaven, unverständlich sei.

Nächst Prag hatte sich Ibn-Jakub am längsten in der bedeutenden Handelsstadt Magdeburg aufgehalten u. zw. zweimal, nämlich auf der Durchreise von Prag zu den Elbeslaven, und dann bei der Rückkehr von diesen nach Prag. Magdeburg, das ehemalige Devin, am Elbestrom gelegen, zunächst ein Beobachtungsposten, später ein befestigter Verteidigungspunkt, blieb bis in die neueste Zeit ein starker und strategisch wichtiger Waffenplatz.[11]) Zur Zeit von Ibn-Jakubs Reise war der wertvolle Besitz bereits in deutschen Händen und durch Editha, die Gemahlin Otto des Grossen, eben neu erbaut, da es im Jahre 924 von den Magyaren zerstört und dann wieder zu kommer-

[10]) Siehe den Bericht des arabischen Schriftstellers ibn-Haukal über die Slaven in Palermo und Nordafrika. (Seite 20—21.)

[11]) In der neueren Kriegsgeschichte spielt Magdeburg eine bekannte Rolle durch die i. J. 1806 erfolgte unrühmliche Uebergabe dieser starken Festung seitens des preussischen General Kleist an die Franzosen.

zieller Bedeutung emporgewachsen war, wo die nach den Slavenländern reisenden Kaufleute, also auch die *judaei mercatores*, zahlreich sich einfanden. Otto der Grosse hatte die Bedeutung Magdeburgs sehr wohl erkannt und für dessen Hebung sehr viel getan; er gründete hier das Mauriz-Kloster, dem er unter anderem fünfzehn slavische Familien schenkte und bereicherte es fortwährend mit neuen Gütern, da er Magdeburg als Sitz des künftigen Erzbistums erkoren hatte.[12]) Mit Vorliebe besuchte der Kaiser diese Stadt und hier war es auch, wo er im Jahre 965 die bulgarische Gesandtschaft und den auf der Durchreise begriffenen Juden Ibn-Jakub empfing und ihm unter anderem die Mitteilung über den Staat der Weiber machte. Der Kaiser dürfte den reisenden Kaufmann wohl deshalb zu sich zitiert haben, um Auskünfte über fremde Länder zu erhalten. Der Aufenthalt Otto des Grossen in Magdeburg im Jahre 965 ist dadurch erwiesen, dass in der Zeit vom 26. Juni bis 9. Juli 965 zu Magdeburg datierte Kaiserurkunden vorliegen.

Betreffs der Etymologie von Magdeburg hat sich eine Nichtübereinstimmung bei den Orientalisten ergeben, indem von einigen dieser Stadtname in dem schwer zu enträtselnden arabischen Texte mit Merseburg übersetzt wurde. Demzufolge liessen sie alle früher geschilderten Ereignisse in diesem Orte abspielen, d. i. sowohl den Aufenthalt Ibn-Jakubs, als auch seinen und der bulgarischen Gesandtschaft Empfang durch Kaiser Otto I. Der erste Teil des Wortes lautet im Texte *mazn, mezn,*[13]) demzufolge de Goeje Marzbrg, Merzeburg übersetzte, welcher Konjektur Baron Rosen beipflichtete; Westberg liest jedoch im Texte „Madibrg" und entscheidet sich für Magdeburg, gibt aber auch die Möglichkeit zu, dass dieses Wort „Mezibrg" lauten könnte, ohne daraus weitere Folgerungen zu ziehen. Aber gerade diese letztere Auslegung lässt direkte auf Magdeburg schliessen und man braucht hiezu nicht den Umweg über Madibrg zu machen. Bei Magdeburg teilt sich die Elbe in zwei gleich mächtige Arme, die alte Elbe und die Strom-Elbe, eine 4000 Meter lange und 1000 Meter breite Insel einschliessend, vorzüglich geschaffen zu einer widerstandsfähigen Befestigungsanlage. Es befindet sich dort heutzutage die Zitadelle der von 13 Forts umgebenen preussischen Lagerfestung. Es kann keinem Zweifel unterliegen, dass be-

[13]) mazn, mezn. Für die kurzen Vokale gibt es in der arabischen Schrift nur drei Zeichen (für a, i und u mit ihren Nüanzen) und auch diese werden nur in gelehrten Werken geschrieben, sonst ausgelassen; a und e werden mit demselben Schriftzeichen ausgedrückt.

[12]) Für die Deutschen besass Magdeburg hohen Wert als Ausfallstor gegen die Elbeslaven.

reits die Slaven diese vorzüglich geeignete Örtlichkeit für Sicherungszwecke ausnützten, dort ihr Devin anlegten und befestigten und zum Unterschiede von anderen Sicherungsposten Devin Mzibrg, kurz Mezibrg nannten, was im Slavischen zwischen beiden Ufern liegend bedeutet, eine Benennung, welche der Örtlichkeit angepasst ist. Durch die deutsche Übersetzung von Devin (deva, Magd, Mädchen) in Verbindung mit „brg“, entstand dann „Magdeburg“ (statt „Magdeberg“).

Es entwickelte sich auch ein Widerstreit bezüglich des Jahres, in welchem Ibn-Jakub seine Reise ausführte; doch alle Umstände drängen zur Annahme des Jahres 965, von welchen wir nur folgende anführen wollen: Ibn-Jakub bezeichnet Otto den Grossen als Huta, König der Rum (von Rom). Dieser Titel ward ihm aber erst im Jahre 962 zuteil, nach der Krönung durch den Papst, daher ist dieses Jahr die untere Grenze für die Reisezeit. Nakun, welchen Ibn-Jakub als Fürst der Obotriten namhaft macht, starb anfangs des Jahres 967, womit die obere Grenze fixiert ist. In der zwischen den ermittelten Grenzen fallenden Zeitdauer weilte Otto I. bloss in den Jahren 965 und 966 in Sachsen, ohne dass dessen Anwesenheit in Magdeburg während des Jahres 966 sich nachweisen liesse, während sein Aufenthalt im Jahre 965 in dieser Stadt durch die — wie oben angegeben — dort im Sommer 965 unterfertigten Kaiserurkunden festgestellt ist, womit 965 als Reisejahr zweifellos nachgewiesen ist. Nach dieser Konstatierung ist es auch nicht schwer die Jahreszeit festzustellen, zu welcher Ibn-Jakub sich in Eouropa aufhielt. Da er die Auerhahnbalze kennt, welche in Mitteleuropa von Mitte März bis in den Monat Mai dauert, so wird er die Reise wohl mit Beginn des Frühjahrs, welches in den Mittelmeerländern sehr frühzeitig erscheint, angetreten haben. Nach längerem Aufenthalte in Prag, wo ihm seine zahlreichen und wohlhabenden Glaubensgenossen den Aufenthalt erspriesslich gestalten konnten, und wo er Gelegenheit hatte, die Marktverhältnisse dieser „reichsten Handelsstadt“ kennen zu lernen, traf er zum Sommerbeginn in Magdeburg ein. Nach längerem Verweilen auch in dieser Handelsstadt, wo durch das gleichzeitige Residieren des Kaisers Otto des Grossen und durch das Eintreffen fremdländischer Gesandtschaften ein reges Leben sich entfaltete, setzte er seine Handelsreise fort, um die Länder der Elbeslaven zu besuchen. Es blieb ihm Zeit genug zur Verfügung, um nach der Rückkehr aus diesen Gebieten und nach abermaligem längeren Aufenthalte in Prag und einer Reise nach Polen noch im Herbste den Rückweg in die entfernte Heimat antreten zu können. Bei der Rückständigkeit der damaligen Kommunikationen, namentlich in den Alpen-

ländern, ist es ausgeschlossen, dass Ibn-Jakub die Hin- oder Rückreise zur Winterszeit zurückgelegt hätte. Auch erwähnt er mit keinem Worte etwas von Schnee und Eis und den anderen Erscheinungen des mitteleuropäischen Winters, dessen Naturphänomene auf einen Einwohner Afrikas doch stets mehrweniger tiefen Eindruck machen müssen. Die Reisezeit umfasste also Frühjahr, Sommer und Herbst des Jahres 965. —

In die Heimat rückgekehrt, schrieb Ibrahim Ibn-Jakub das Gesehene und Erlebte nieder und lieferte hiemit für die Beurteilung der slavischen Welt vor etwa 1000 Jahren eine Geschichtsquelle, welche, von einem intelligenten und nicht voreingenommenen Augenzeugen herrührend, ebenso wertvoll als interessant ist, tiefeingewurzelte Vorurteile zerstört und eine unwahre Geschichtsschreibung korrigiert. Seine Ausführungen über lebhaften Handel, die Geldzirkulationsmittel und steinernen Häuser in Prag, über den Bau von Burgen, Überbrückungen von Gewässern und Morästen, über Bodenprodukte, Obstkultur und Erzeugnisse des Gewerbefleisses beweisen, dass die von mancher Seite in der Welt verbreiteten Angaben über die damalige Unkultur der Slavenvölker der Wahrheit durchaus nicht entsprechen. Wenn Ibn-Jakub ausdrücklich hervorhebt, dass in Prag steinerne Wohngebäude vorhanden waren, so geschah dies offenbar aus der Ursache, weil zu damaliger Zeit im allgemeinen primitivere Verhältnisse herrschten, und wenn er im Jahre 965 Prag bereits als „reichste Handelsstadt" bezeichnet, so bedarf es denn doch, um auf diesen Standpunkt zu gelangen, einer langen Dauer kultureller Entwicklung in Stadt und Land. Dieser Konstatierung gegenüber nehmen sich die Angaben des deutschen Professors Bernhard Gruber seltsam aus. Derselbe schreibt, dass vor dem Jahre 1140 in Böhmen nur kunstlose Holzbauten existierten, dass selbst die Burg und der Prager Dom, welcher bis zum Jahre 1142 zum wiederholten Male abbrannte, bis zu diesem Zeitpunkte aus Holz aufgeführt waren.

Es ist selbstverständlich, dass ein reisender Handelsmann auch den landesüblichen Wertzeichen seine Aufmerksamkeit zuwendet. Ibn-Jakub berichtet umständlich über die in Prag zu Kaufzwecken verwendeten leinenen Tüchelchen und betont, dass hiefür alle möglichen, auch die kostbarsten Waren erhandelt werden können. Hiemit wird die Angabe Helmolds (Geschichtsschreiber des XII. Jahrhundertes) bestätigt und verständlicher gemacht, welcher in seiner *„Chronica Slavorum"* erzählt, dass die Slaven in den Ostseeländern leinene Tücher als Zahlungsmittel benützten. Diese altslavischen Wertzeichen können daher als Vorläufer der jetzt in allgemeiner Verwendung befindlichen Bank- und Staatsnoten angesehen werden.

Ibn-Jakub berichtet aber auch sonst über Dinge, die ihm auffielen, weil sie in seiner afrikanischen Heimat unbekannt waren; so spricht er sich z. B. über den Star sehr umständlich aus, welcher Vogel wegen seiner Fähigkeit, Menschenworte nachzusprechen, Lieder nachzupfeifen, wegen seiner Munterkeit und anderen trefflichen Eigenschaften seit jeher beliebt war, wie kaum ein anderer Stubenvogel, und da lässt es sich begreifen, wie Ibn-Jakub zur Bekanntschaft mit dem Star gekommen ist. Auch ein anderer befiederter Inwohner Mitteleuropas, der Auerhahn (in der arabischen Übersetzung „tetra", russisch „teterev", böhmisch „tetřev", polnisch „cietrzew"), erregte so sehr seine Aufmerksamkeit, dass er ihn in seinen Reisebericht aufnimmt und ausführlich beschreibt. Da sich dieses Waldhuhn am liebsten in mit Laubholz gemischten Fichtenwäldern aufhält, so dürfte es Ibn-Jakub während seiner Reisewanderungen durch die damals sehr ausgedehnten Waldungen beobachtet haben und zwar im Frühjahre zur Balzzeit, daher auch der von ihm angeführte Vergleich mit dem Pfau zutreffend ist.

Für einen Reisenden aus den heissen Himmelsstrichen, die Mangel an Regen haben, mussten die klimatischen Verhältnisse der „Länder des Nordens", wie sie Ibn-Jakub nennt, sich sehr fühlbar machen und besonders unangenehm werden in den regenreichen Gebieten der Ostalpen, welche er bei der Hin- wie Rückreise im Frühjahre und im Herbst durchquerte. Er verzeichnet auch die Feuchtigkeit des Bodens und die grosse Kälte der besuchten Länder, mit der Bemerkung, dass in allen Ländern des Nordens Hungersnot nicht Folge des ausbleibenden Regens und anhaltender Dürre ist, sondern des Überflusses an Regen und andauernder Nässe. Anderseits schildert er die Wirkungen der hohen Temperatur in der lombardischen Tiefebene, indem er diesbezüglich sagt: „Und die Slaven können nicht in das longobardische Gebiet reisen wegen der Hitze, die für die Slaven verderbenbringend ist." In diesen Worten mögen sich persönliche und seiner Glaubensgenossen Erfahrungen widerspiegeln, welche sie sich als Karawanenführer nordischer Sklaven erworben hatten. Diese Sklaven, zusammengekoppelt und mit eingekauften Waren schwer belastet, mussten die unwegsamen Alpen überschreiten und in der Poebene angelangt, mögen sie wohl mehr vor Entkräftung, als infolge grosser Hitze zusammengebrochen sein. Dieser Passus scheint die Eigenschaft Ibn-Jakubs als Sklavenhändler zu bestätigen, sowie auch, dass sein Bericht für jene Glaubensgenossen geschrieben war, welche mit gleicher Ware handelten.

Die Wehrverhältnisse der slavischen Reiche — weil ausserhalb des Reisezweckes gelegen — werden von Ibn-Jakub nur gelegentlich

berührt, doch sind einige Angaben nicht ohne Interesse. So erwähnt er z. B. vom Lande der Obotriten, dass die Leute Nakuns mit Harnischen, Helmen und Schwertern gut ausgerüstet sind und über viele Pferde verfügen, dass feindliche Heere in das mit vielen Morästen bedeckte Land nur mit Schwierigkeit eindringen können und dass die Festung Azzan eine grosse Stärke besitzt. Bei Meškos Reich wird von einer ständig aufgestellten, also disziplinierten Truppe Kunde gegeben, für welche, inbegriffen die Familien, der Herrscher väterlich sorgte. Die Bedeutung dieser stehenden, der Kriegszucht unterworfenen und gut eingeübten Wehrmacht musste sehr hoch eingeschätzt werden, wenn behauptet wird, dass einhundert derselben an kriegerischem Wert zehnhundert anderer Bewaffneten gleichkommt. Die in Prag erzeugten Sättel, Zäume und Lederschilde werden wohl vornehmlich für die kriegerische Ausrüstung der zum Waffendienst einberufenen Bewohner des Landes bestimmt gewesen sein; ganz korrekt beschreibt er auch den Bau von Befestigungen.

Ibn-Jakub hat für seine Aufzeichnungen sich wahrscheinlich der hebräischen Sprache bedient, denn sie waren zunächst für seine reisenden Glaubensgenossen bestimmt. Die Juden des vorigen Jahrtausends und auch noch mehrere Jahrhunderte nachher verständigten sich unter einander in dem ihnen zuständigen hebräischen Idiom, indes sie sich jetzt im grössten Teile von Europa — ohne Rücksicht auf die Nationalität der Landesbewohner — im gegenseitigen Verkehre der deutschen Sprache bedienen. Zudem finden sich im Texte einzelne hebräische Wörter, so z. B. ist ein solches der Name Azzan für Nakuns Burg im Obotritenlande. Als unslavische Benennung in einem ganz slavischen Lande fand es die Erklärung, dass es im Hebräischen „gross" bedeutet. Der Übersetzer in die arabische Sprache fügte diese Bedeutung dem Worte Azzan bei, indem er (Absatz III des Reiseberichtes) sagt: Von der Brücke bis zur Festung (oder Burg) des Nakun sind etwa 40 Meilen, sie heisst Azzan und bedeutet die „grosse Burg".

Abraham Ibn-Jakubs Reisebericht ist der Nachwelt nicht im Originale zugekommen, sondern in der durch Al-Bekri († 1094) veröffentlichten arabischen Übersetzung, die aber auch erst im vorigen Jahrhunderte in der Bibliothek der Nur-i-Osmanie-Moschee zu Konstantinopel aufgefunden worden war. —

T. Szymonovicz:

Das alte Bardentum bei den Polen und Ruthenen.

Es ist eine vielbekannte Tatsache, dass die Freude an dem Volksgesange bei den Slaven in den letzten Dezennien auffällig zurückgegangen ist, und dies umso intensiver, je höhere Wogen die politischen Leidenschaften geworfen.

Bei den Serben und Bulgaren ist vielleicht durch den Befreiungskrieg so manches wieder aufgefrischt worden; es ist erfreulich, den Slovenen wie auch Slovaken in Gesellschaft noch immer leicht zum Singen zu bereden; doch die frühere heitere, gesellig gehobene Stimmung und namentlich eine schöpferische Tätigkeit ist nicht mehr so leicht zu finden, wie ehedem. Am schlimmsten steht es heute in Böhmen, wo das ganze öffentliche wie private Leben durch ein Dutzend krankhaft ehrgeiziger Demagogen derart zerfetzt und vergiftet ward, dass der gesellige Verkehr ein äusserst vorsichtiger und zurückhaltender wurde, und was da noch gruppenweise behandelt wird, ist fast ausschliesslich nur politischer Quatsch und Tratsch. Eine freie, erhebende Stimmung ist schwer mehr loszulösen, daher auch der Gesang nicht mehr auf seine Rechnung kommen kann; von origineller Produktivität ist schon gar keine Rede mehr, selbst die böhmischen Theater, oder richtiger das Publikum, ziehen es vor französische oder deutsche Stücke anzuhören, statt den herrlichen Melodien heimischer Kunst begeistert zu lauschen. Das einst so lieder- und musikkundige, nebstbei so natürlich heitere Volk der Böhmen hat im verwichenen Vierteljahrhunderte auf diese Art vollkommen seine frühere Charakteristik eingebüsst. — Nicht viel besser steht es bei den Polen, wo sich seit jeher das ganze Volksleben ausschliesslich durch Kleinlichkeiten zersplittert. Etwas günstiger stehen vielleicht die Verhältnisse noch bei den Russen und Ruthenen.

Es ist heute sehr am Platze in dieser Hinsicht mit dem Einst Vergleiche anzustellen, weil sich die Unterschiede schon sehr abheben. Wir folgen hier teilweise dem historischen Gemälde, das K. Wójcicki im Jahre 1843 in Jordans „Slavischen Jahrbüchern" über die Barden bei den Polen und Ruthenen darstellte, obschon es auch bereits zu jener Zeit mit dem Singen und Sagen in der Volkspoesie sehr misslich stand. Schon Alexander Chodźko musste bekennen, dass „jene polnischen Sänger und Guslaspieler, die mit den benachbarten Druiden wetteiferten, wer die Seinen am nachdrücklichsten zur

Schlacht anfeuere oder sie am besten beim Mahle ergötzen kann, ausgestorben sind. Ihre Lieder sind verstummt, ja längst aus dem Gedächtnis der Enkel entschwunden, und ihre Harfe verwittert in Vergessenheit." —

Freilich hat auch der Zeitgeist und der soziale Fortschritt mit so mancher Gewohnheit rücksichtslos aufgeräumt, die einst sozusagen überall ein selbstverständliches Asyl fand. Ein vagabundierender Dudelsackpfeifer oder dichtender Sänger auf der Walze findet heute mit all seiner „Kunst" bei der Polizei oder Gendarmerie kein duldsames Verständnis mehr; im engen Kreise des Dorfes findet sich aber wenig Gelegenheit zu poetischen Inspirationen oder bezahlten Improvisationen.

Wójcicki schreibt, dass schon damals (um das Jahr 1816) die alten Lieder, diese Denkmäler entschwundener Jahre, immer weiter in Vergessenheit gerieten; lediglich im Munde der Landleute erhielt sich ein schwacher Wiederhall dunkler geschichtlicher Erinnerungen, als des spezivisch slavischen Charakters, Wesens und Geistes.

Selten sah man damals schon die „kobza" (Leier mit 3 Saiten), nur selten begegnete man noch einem erwerbsmässig umherziehenden „dudarz" (Dudelsackpfeifer, „duda" Sackpfeife), und dennoch gab es deren unter Stephan Batory eine solche Menge, dass der Reichstag von 1578 verordnete, von jedem „dudarz" eine Jahresabgabe von 24 damaligen Groschen zu erheben. — Der Dudelsack und die Leier widerhallten auf den Burgen der „pany" (des hohen Adels) und den Höfen der „szlachta" (die Edelleute, niederer Adel); selbst der Ritter, wenn er mit bestäubter Rüstung aus dem Felde heimkehrte, schämte sich durchaus nicht, auf der „kobza, duda" oder „bandura" (kleinrussische Laute) zu spielen. Als der berühmte Held Fürst Samuel Korecki, genannt „der türkische Donnergott", nach einer unglücklich ausgefallenen Schlacht in türkische Gefangenschaft geriet, spielte er fleissig auf der „kobza" und tröstete so seine unglücklichen Gefährten.

Die „kobza", bisweilen auch „koza" oder „duda" genannt, war vornehmlich in den Gegenden der oberen Weichsel, die Leier und „bandura" hingegen mehr bei den Ruthenen im Gebrauche. An Spielern auf solchen Instrumenten gab es eine ausserordentliche Menge; viele waren in Städten und Dörfern ansässig, viele wanderten jedoch ständig umher und durchzogen spielend und singend Dörfer, Schlösser und Gehöfte. Manche brachten es sogar bis zu einer gewissen Virtuosität; so war z. B. im Dorfe Czortowice (zwischen dem Dnjestr und Prut) ein russischer Bauer allgemein bekannt, der mit seinem

Spiele, seinen Liedern und Tänzen die Edelleute im weiten Umkreise ganz besonders zu entusiasmieren verstand.

Bei den Polen wie Ruthenen gab es aber auch noch einen besonderen Stand an Volkssängern, die je nach dem lokalen Sprachgebrauche als „lirniki, kobzari, spiewacy“, im Litauischen im Besonderen als „vajdeloci“ benannt wurden. Es waren dies zumeist blinde Männer, jedoch nicht von Natur Blinde oder Erblindete, sondern solche, die sich gewöhnlich selbst blendeten oder aber von ihren Eltern zu diesem Zwecke geblendet wurden, denn das Gewerbe der Sänger und Guslaspieler setzte das körperliche Gebrechen der Blindheit sowohl bei den Süd- wie Nordslaven geradezu voraus. Es handelte sich dabei wohl in erster Linie nicht so sehr darum, auf diese Art ein erhöhtes Mitleid zu erwecken, sondern durch die Blendung wuchs die hiezu notwendige Gedächtnisschärfe, weil die äusseren Eindrücke die Psyche des Blinden nicht mehr wesentlich beeinflussen. Es ist ja sonst nahezu undenkbar, dass sich ein solcher Sänger ein derart fabelhaftes Liedgedächtnis aneignen könnte, wie es z. B. der Bosnier Palko Vojniković war, der 86.000 Verse epischer Volksdichtungen frei zu rezitieren vermochte.

Rührend war der nicht selten sich darbietende Anblick eines solchen blinden Greises, wenn er, den Quersack über die Schulter, auf seinen jugendlichen Sohn oder Enkel gestützt, durch Dörfer und Gehöfte dahinwanderte. Der Greis setzte sich nieder und spielte entweder selbst auf der Leier, oder es dreht der Junge die Wirbel als Begleitung zum Gesange des Alten, je nachdem ein andächtiges oder ein weltliches Lied oder aber eine trauervolle „duma“ (elegisches Gedicht) angestimmt werden soll. Allein der echte Sänger beginnt weder eine triste „duma“ noch eine lustige „kołomyjka“, ehe er nicht das Lied vom hl. Nikolaus gesungen, das immer nahezu den gleichen Wortlaut hatte: „Keinen grösseren Beschützer gibt es auf Erden, als den hl. Nikolaus; auf ihn ruht alle unsere Hilfe, all unser Verstand; er rettet den Gefangenen, die Waise, die Witwe. Hast du gesündigt und betest zu ihm, so führt er dich auf den Weg der Wahrheit, verjagt von dir die reissenden Wölfe und verscheucht des Teufels Hinterlist. Hort der Waisen, Pfleger der Armen! — Um was du ihn auch bittest, in allem hilft er dir; und wenn der Tag des schrecklichen Gerichtes naht, so ist er der Schutz und Schirm der Sünder.“ Erst dann folgen, je nach Wunsch und Situation, andere Lieder.

So ziehen die beiden von Dorf zu Dorf, von Hof zu Hof; der Blinde füllt allmählich seinen Quersack mit Lebensmitteln und seine Taschen mit Geld, und kehrt dann vergnügt zu seiner Hütte zurück,

um in sorgloser Genügsamkeit das eben Erworbene zu verzehren. Dass er indes sinnen musste beim neuen Rundgange auch wieder neue Lieder zu bringen, ist wohl naheliegend; diese behagliche Zeit wurde daher wenigstens für die poetische „Arbeit" verwertet.

Man möchte nun glauben, ein solcher Mann sei dabei der Ärmste unter den seinen. Mit nichten. Gewöhnlich gehörte dieser „panienko" (Herrchen) oder „did", wie man sie bei den Ruthenen gewöhnlich bezeichnete, zu den reichsten Leuten der allerdings recht armen Umgebung. Im ganzen Dorfe gibt es keine reichere Stube, als die seinige; kein Mädchen kleidet sich so gut, wie die Tochter des „panienko", und er selbst steht gross da in Ansehen und Achtung bei allen Bewohnern eines gewissen Umkreises. Was Wunder, dass der in solcher Sorglosigkeit lebende Vater seinen eigenen Enkel blendet, damit sich das ehrwürdige Geschlecht des „did" (Grossvaters) und das stolze Metier des Dorfbardentums in der Familie weiter erhalte, denn der „panienko" weiss keine höhere Ehre, als auf viele Generationen seines Stammes als Liedersänger hinweisen zu können.

So roh und herzlos nun uns Modernen die vorsätzliche Blendung eines Menschen erscheinen mag, der ideale Grundgedanke dabei verleiht der barbarischen Sitte nach allem doch eine gewisse Abolition. Aus einem Hexenprozesse um das Jahr 1550 in Krakau geht sogar hervor, dass die Blendung zu dem Zwecke, um mühelos sein Leben zu fristen, eine Art „Gefälligkeit" war, denn in einem Dialoge, der später dichterisch gefasst wurde, gesteht die Hexe offen ein:

„Was anderes führte ich einstmals noch aus:
Einem Vetter, gar alt, stach die Augen ich aus;
Doch ein Unglück für ihn war das nimmermehr;
Jedweder gab, wenn er so zog einher
In seiner Blindheit und Dürftigkeit
Ein Hellerlein gern ihm und schnell bereit."

Zeigte sich einmal ein Dudelsackpfeifer im Dorfe, so lief das Volk in Haufen zusammen. Er redete es nun gewöhnlich mit folgenden Worten an: „Habt ihr, gute Leutchen, schon die neueste Neuigkeit gehört?", was natürlich immer verneint wurde. Sang er nun etwas Historisches, oder behandelte er ein Thema der vaterländischen Sage, so leitete er dies ähnlich ein, wie es auch in zwei Dichtungen der Königinhofer Handschrift und im Igor-Liede geschieht: er bezeichnete im allgemeinen kurz den Stoff, und erweckte Interesse, indem er bat, gut achtzugeben. Ebenso wurde oft am Schlusse noch eine kurze pädagogische Phrase angefügt.

Der polnische Adel, der in früherer Zeit mit treuer Liebe am Vaterländischen hing, hielt die heimische Musik in hohen Ehren. Die Edelleute verstanden selbst auf der „kobza“ zu spielen und hielten sich auf ihren Burgen oder Höfen sogar ständige Dudelsack- oder Banduraspieler, die eine Art Pagen waren und als „kozaczek“ benannt wurden; am längsten hielten die ruthenischen Edlen daran. — Wenn sich ein Adeliger zum Gastmahle begab, so ging immer ein zu seinem Hofe gehöriger Musikant voraus, der auf der „kobza“ spielte. Der treffliche Maler Orlowski malte das ausgezeichnete Bild, das zwei polnische Edelleute, von einem Gelage heimkehrend, darstellte; sie gehen lustig, mit geröteten Gesichtern, einher und schlagen mit ihren Säbeln planlos herum; hinter ihnen taumeln trunkene Diener; dem ganzen Zuge hüpft aber ein fröhlicher Bandurist voraus, der sowohl spielt als singt.

Sänger und Spieler nahmen im Leben hoher Personen oft eine wichtige Rolle ein. So tröstete den königlichen Prinzen Jan Kazimierz, der in Frankreich gefangen gehalten wurde, in seinem Missgeschicke am nachdrücklichsten ein Banduraspieler. Christophor Zborowski verwendete sogar seinen Leibbanduristen Wojtaszek zu wichtigen Missionen; derselbe gab dann in der Folge dessen Briefe heraus und deckte zugleich die Verbindungen seines Herrn mit den Feinden des Vaterlandes auf.

Dass Gesang und Spiel seinen Mann reichlich nährte, ersieht man daraus, dass der Edelmann in Polen, wenn er infolge Verschwendung zugrundeging, auf die Frage, was er jetzt machen werde, kurzerhand sagte: „Ich werde jetzt auf der „kobza“ oder Laute spielen und mich davon nähren.“ —

Freilich wechselte auch mit der Zeit die Bevorzugung dieses oder jenes Instrumentes; es herrschte auch hier eine Art Mode. Einige Zeit hindurch war besonders der Dudelsack beliebt. Ein Scherzgedicht erzählt z. B. von einem Edelmann, der nach keinem anderen Instrumente tanzen konnte, daher bei der eigenen Hochzeit verlacht wurde. Dasselbe lautet:

Ziemianin się ożenil, nasz prostak u dwora,
Nie umiał tańcovać bez dudy potwora:
Pannę mu wywiedziono, pięć piszczków zagrało,
Chłopisko jako wryte, pośród izby stało.

„By mi jechać do domu, ja nie pojdę tego,
A co ja wiem, jako z nich mam słuchać którego!“ —
Aż mu potém gdzieś chłopa z dudami nabyli
Ledwo pana naszego w tanek wyprawili.[1]) —

[1]) Unser Simpel, der Landjunker, heiratete nach einem Hofe (zu einem

Im XVI. Jahrhunderte war besonders der masowische Dudelsack beliebt. Unter den Dudelsackbläsern gab es sogar eine Art Virtuosen, die besonders dadurch weitbekannt wurden, dass sie auf ihrem Instrumente die Wallfahrer begleiteten und in der Kirche fromme Lieder spielten. Im Alter pflegten sie das Instrument dann vor ein Heiligenbild in der Kirche zu hängen, denn z. B. Kaspar Miaskowski ratet im Jahre 1622 seinem Schwager offen: „Nagle du deinen Dudelsack wo neben der hl. Gertrude an; aber mit ihm zugleich auch alle Geigen und Tänze, und deine Verfolgungen des schönen Geschlechtes usw.“ —

Aber schon gegen das Ende des XVI. Jahrhundertes wurde der Dudelsack weniger geachtet; es verdrängte ihn die „kobza“. Doch auch diese musste im XVII. Jahrhunderte wieder der serbischen Geige („gusla“) und dem Zimbal zum Teile weichen, denn die Vorliebe für das Ausländische gewann immer mehr an Boden. Die Hauptursache des Verfalles war die zur Mode gewordene italienische Musik, das Überhandnehmen ausländischer Musiker und dabei selbstredend das automatische Zurückdrängen der bodenständigen Instrumente durch die vollkommeneren ausländischen. Und doch verdanken wir gerade diesen Dudelsack-, „kobza“-, „bandura“-, „gusla“- und Leierspielern die Überlieferung unserer ältesten, schönsten und originellsten Lieder, an denen die slavischen Völker, wenn auch gewiss ein grosser Teil für ewig verloren gegangen ist, noch immer so überreich sind, wie kein anderes Volk der Welt. Diese Sänger und Spieler waren die wirklichen Repräsentanten und Träger der Tradition des altslavischen Liedes und der melodiösen Volksmusik in jener Zeit, als an das Verbuchen derselben noch niemand dachte, da sie zu allgemein bekannt waren, denn in ihnen lebte, wie das ruthenische Lied vom alten Widort sagt, weiter fort die alte Zeit:

„Stari zamki evo znajut,
Vin bil davnih učil vas;
V evo pisnjah otživajut
Zmerlij lita, zmerlij čas.“ — [2])

grösseren Edelmanne), doch der Tölpel konnte ohne Dudelsack nicht tanzen. Man führt ihm die Braut vor, fünf Pfeifer spielen auf; das Bürschchen sitzt aber, wie angewurzelt, mitten in der Stube. — »Und sollt ich auch so nach Hause ziehen, so tanze ich nicht, denn wie soll ich wissen, auf welchen (von den fünf) ich hören soll!« Erst als man e i n e n Dudelsackpfeifer auftrieb, da brachte man unser Herrlein endlich zum Tanzen. —

[2]) »Die alten Schlösser kennen ihn,
die alten Taten lehrt er euch,
in seinen Liedern leben auch
die toten Jahre, die tote Zeit«.

J. Ružička:

Kulturbilder aus altslavischer Zeit.

II. Belege aus der Königinhofer Handschrift.

(Schluss.)

In der Königinhofer Handschrift klagt Záboj:

„Otčik zajide k otcem,
ostavi v dědině dietky svoje i svoje l'ubice . . .“[1])

Dass unter den heidnischen Slaven, namentlich bei den sozial hochstehenden Personen derselben, die Vielweiberei ziemlich allgemein war, ist durch die Chronisten genügend erwiesen. So erzählt Nestor, der russische Fürst Vladimir, mit dem Epitheton: „schöne Sonne“, hatte Kinder mit den verschiedensten Fürstentöchtern, und besass Hunderte von „Liebchen“ in Višegrad (Kiev), Bjelograd, Brest usw. — Herbort (um 1200) erzählt, dass sich der pommersche Herzog Vartislav vom Bischof Otto von Bamberg taufen liess, und bei dieser Gelegenheit „angesichts des Volkes feierlich 24 Beischläferinnen abschwören musste, die er der Landessitte gemäss noch zu seiner Gemahlin genommen hatte.“ — Überdies hatte doch Karl d. G. (768—814), wie Eginhard erzählt, als „römischer Kaiser“ ausser sieben Frauen noch eine Menge „Kebsen“. Es gehörte daher sozusagen zum guten Tone und zur Darlegung der hohen gesellschaftlichen Stellung, mehrere Frauen oder Nebenfrauen zu besitzen. Dass aber dies bei den Ärmeren nicht der Fall war, ist naheliegend, da der Kostenstandpunkt dies von selbst diktierte, analog wie auch der arme Moslim auch nur eine Frau hat.

Weiter heisst es in derselben Dichtung:

„I jedinú družu nám iměti
po púti všiej z vesny po moranu.“[2])

In jener Zeit, es muss dies im VII. und VIII. Jahrhunderte gewesen sein, als gewaltsame Christianisierungsversuche von Passau aus in Böhmen versucht wurden, sollte demnach die Monogamie eingeführt werden, wogegen sich die Böhmen eben mit Waffengewalt wehrten, denn es bedeutete dies eine radikale Neuerung. Die Sitte und Moral der alten Slaven sah daher darin, mehrere „Genossinnen“

[1]) »Der Vater ging zu den Vätern ein,
hinterliess im Lande Kinder und Liebchen . . .«

[2]) »Nur eine einz'ge Genossin sollen wir mehr haben
auf dem ganzen Wege von der Jugend bis zum Grabe«.

zu haben, etwas Selbstverständliches, Normales. So erzählt Fredegar, dass König Samo, nach Art der heidnischen Fürsten, 12 Frauen hatte. Ebenso weiss Nestor, dass es bei verschiedenen russischen Völkerschaften keine Eheschliessung im heutigen Sinne gab; sie hatten 2--3 Frauen, und holten sich solche anlässlich von Festen und geselligen Vereinigungen. Und der christliche böhmische Fürst Oldřich nahm sich Božena zur Frau, ohne dass dabei weiter eine Sprache wäre, ob und wie die erste Ehe gelöst wurde.

Beachtenswert ist hiebei auch die bildliche Anwendung der Begriffe „vesna" und „morana". Den Slaven gilt „vesna" allgemein als Frühling, d. i. als Personifikation der jährlich neu erwachenden Natur. Die volkstümlichen Vorstellungen gehen meist dahin, dass die „vesna" mit den Wandervögeln zugleich eintreffe; ein russisches Lied sagt:

„Žavoronki priletite,
krasnu Vesnu prinosite . . ." oder:
„Priletěl kulik iz zamorja
priněs Vesnu iz nevolja . . ." [3])

Die Slovaken nennen den Frühling auch „prvesnja". — Überdies wurde der weiblichen Personifikation auch eine männliche zugesellt, nämlich „vesnik". Dieser ist identisch mit dem Ritter Juri (Georg), dem es obliegt die Mächte des Winters zu besiegen und das Erwachen der Natur zum neuen Leben hervorzurufen. Er hellt das Firmament auf, spendet Gesundheit und Schönheit, lässt den Tau fallen und warmen Regen, um die Erde zu befruchten; doch endet seine Herrlichkeit mit dem „kres", d. i. dem Johannisfeuer.

„Morana" (auch: Morena, Marena, Marinočka, Marzana, Muriena, Mamurienda) gilt als die Personifikation des Absterbens, des Todes, und ist bei den Slaven identisch mit dem Winter, dem Schlafe der Natur. Deren Herrschaft wird eben von der „vesna" abgelöst, daher man die „morana" überall rasch beseitigen will, sie daher symbolisch erschlägt, ertränkt, verjagt u. ä. — Die Gebräuche, „den Tod hinauszutragen", haben sich vielfach bis heute erhalten, und konnte diesen tiefeingewurzelten Glauben selbst die christliche Religion nicht vollends ausrotten. In Mähren wird z. B. die „marena" oder „smrtholka" (Todesmädchen) als ein Popanz aus Hadern, den man mit farbigen Bändern und Kränzen schmückt, auf eine Stange gesteckt und zuletzt verbrannt oder ins Wasser geworfen. — In

[3]) »Flieget, ihr Lerchen, herbei,
Bringt schönen Frühling herbei!«, oder:
»Vom Meeresstrande flog eine Schnepfe zu,
und brachte den Frühling aus dem Gefängnis«.

Schlesien wie in der Oberlausitz wickeln die Mädchen einen Strohwisch in weisse Linnen, befestigen ihn an eine lange Stange und tragen ihn unter Trauergesängen herum, bis ihn zuletzt das stärkste Mädchen eiligst aus dem Dorfe trägt. Die übrigen Beteiligten werfen nach dem Popanze mit Steinen und Holzprügeln, werfen ihn schliesslich ins Wasser oder verschleppen ihn auf die benachbarte Dorfflur, namentlich wenn man mit den Nachbarn nicht im guten Einvernehmen lebt. Die Lausitzer trugen noch vor einem Jahrhunderte den Winter in Gestalt eines Hastermannes unter Fackelbeleuchtung auf eine Höhe, genannt „smrtný kámen" (Totenstein). Rückkehrend sangen sie:

„Smerć smy vuhnali, ljeco zaso pšivedžemy . . ."[4])

In der Slovakei singt man:

„Vyniesli sme, vyniesli sme, Murieno ze vsi,
priniesli sme, priniesli sme Maj nový do vsi . . ."[5])

In Böhmen pflegt man zu singen:

„Již nesem smrt ze vsi, nové léto do vsi . . ." oder:
„Smrt plyne po vodě, nové léto k nám jede . . .", oder:
„Smrt jsme vám zanesli, nové léto přinesli . . ."[6])

Das Hinaustragen des Todes, das sich als heidnische Sitte trotz des Christentums unverändert erhalten, mussten die Kirchensynoden vom Jahre 1366 und 1384 namentlich den Böhmen verbieten, denn diese pflegten weiter den Tod unter Gesang und abergläubigen Zeremonien jährlich zum Flusse zu tragen, und ertränkten ihn dort unter höhnischer Freude, er könne jetzt niemand mehr schaden, da er aus dieser Gegend vertrieben sei. Die Sitte blieb aber weiter, wie dies historisch noch in dem XVI.—XVIII. Jahrhunderte beglaubigt ist, und besteht auch da und dort ebenso noch heute. — Ähnlich war es in Polen, wo im Jahre 1420 der Posener Kirchenfürst genötigt war eine ähnliche Anordnung zu treffen, die aber gleichfalls ohne sichtlichen Erfolg blieb.

Dass „morana" eine Personifikation des Todes bedeutet, ersieht man aus jener Stelle der Handschrift, die den Todeskampf Vlaslavs nachstehend schildert:

[4]) »Den Tod jagten wir hinaus, den Frühling bringen wir wieder«.

[5]) »Wir trugen, wir trugen den Winter zum Dorfe hinaus,
wir bringen, wir bringen das Frühjahr ins Dorf «. (Kollár, Zpiewanky, I, 4.)

[6]) »Wir tragen schon den Tod aus dem Dorfe hinaus und das junge Jahr hinein«, oder:
»Der Tod schwimmt schon davon, das junge Jahr naht . . .«, oder:
»Den Tod trugen wir fort, das junge Jahr bringen wir . . .« —

„Vlaslav strašno po zemi sě koti,
i v bok i v zad vstáti nemožěše;
morena jej sypáše v noc črnú.
kypieše krev ze silna Vlaslava,
po zelené trávě v syrú zemiu teče.
Aj, a vyjde duša z řvúcéj huby,
vyletě´na drvo a po drvech šemo tamo,
doniž mrtev nežžen.“[7])

Die bildliche Darstellung: „morena jej sypáše v noc črnú“ ist daher hier volkstümlich aufgefasst, und setzt sich dasselbe Bild konkreter Vorstellungen dann noch fort, denn nach dem Volksglauben irrt die Seele so lange von Baum zu Baum herum, bis der Körper von der Erde verschwindet, d. h. entweder verbrannt oder begraben wird. Es ist daher hier ein gediegener Beweis geboten, dass die alten Slaven an das Fortleben der Seele nach dem Tode ernstlich glaubten, und hat sich an diesem Glauben beim Übergange zum Christentume ebensowenig etwas geändert, wie ja auch die Erinnerung an die Verbrennung der Leichen in der heidnischen Zeit bis heute dadurch lebend geblieben ist, dass unsere Friedhöfe tausendfach die Aufschrift „Friede seiner Asche“ aufweisen, denn die Asche ist und bleibt stets nur das Produkt des Verbrennungsprozesses.

Nach dem slavischen Volksglauben ist die Seele des Menschen vom Körper völlig getrennt oder trennbar. Bei den Slaven glaubte man seit jeher, dass sie sich anlässlich des Todes nur vom Körper trennt, und sagen die ältesten Überlieferungen dieser Art stets und ziemlich gleichlautend, dass die Seele, wenigstens die erste Zeit, dort verbleibt, wo der Verstorbene lebte. Erst später verlässt sie, wie die russischen Totenklagelieder andeuten, den irdischen Aufenthaltsort des Körpers und begibt sich zur Sonne, zum Mond und den Sternen, oder aber in einen Wald oder Fluss, oder auf einen hohen Berg, mitunter auch in die grauen Wolken oder zum blauen Meere. — In Bulgarien findet am 40. Tage nach dem Tode eine Familienmahlzeit am Grabe des Toten statt, denn man glaubt, dass hiemit die Grenze des irdischen Wandels der Seele des Verstorbenen erreicht ist.[8]) —

[7]) »Vlaslav windet sich grässlich am Boden,
kann sich weder seit- noch rückwärts erheben;
der Tod ihn bedeckt mit dem Dunkel der Nacht.
Blut entströmt dem starken Vlaslav,
fliesst übers grüne Gras in die trockene Erde.
Sieh, da entweicht die Seele aus dem brüllenden Munde,
fliegt empor auf den Baum und auf den Bäumen hin und her,
bis der Tote verbrannt ward.

[8]) J. Máchal. Slovanské bajeslcví. S. 20 u. 32.

Auch die Huzulen halten daran, dass die Seele nach dem Tode noch ene Orte begehe, die der Verstorbene im Leben vorwiegend betreten.[9])

Die Polen glauben, dass nach dem Tode die Seele den Körper sofort verlasse, jedoch an seiner rechten Seite so lange verharre, bis der Leichnam nicht ordnungsmässig bestattet ist.[10]) — In ähnlicher Weise erzählt ein polnisches Märchen, dass die Seele des Verstorbenen eher keine Ruhe findet, bis nicht die Bestattung beendet ist.[11]) — In einer böhmischen volkstümlichen Ballade heisst es, dass die Seele in Gestalt einer Taube erst dann den Körper verlasse, bis dieser ordnungsmässig bestattet ist.[12]) — In einem mährischen Liede heisst es, dass die Seele in Gestalt eines Vogels den Körper verlasse und sich sodann auf einer Wiese oder in einem Heine aufhalte. In einem solchen heisst es:

Duše z těla vyletěla,
na zelenú lúku sedla,
a tam sobě naříkala,
až se lúka rozléhala.[13])

Oder:

Vylecěla duša z cěla,
žaden neví kaj lecěla;
sedla ona na hajiček,
na ten zelený travniček.[14])

Die Lausitzer Serben glauben, dass die Seele überhaupt nicht gleich nach dem Tode dahin abgehe, wohin sie gehört, sondern dass sie vorerst in der Luft irre und warte.

Dass sich die Seele nach dem Tode vom Körper trennt, daran glaubten auch die alten Russen, was schon aus der Stelle im Igor-Liede: „*vejut dušu od tjela*“ („man worfelt die Seele vom Leibe“) hervorgeht. Ebenso ist auch hier der Weg angedeutet, den die Seele aus dem Körper nimmt, denn es heisst: „ . . . *izroni (Izjaslav) žěměјužnu*

[9]) Prof. Šuchěvič, Huculčizna. Krakau. 1912. II. S. 260.

[10]) Zbiór, II. S. 127 und 48. —

[11]) Erben, Vybrané báje etc. S. 109.

[12]) Erben, Prostonárodné české písně, S. 25.

[13]) Die Seele flog aus dem Leibe,
setzte sich auf die grüne Wiese,
und wehklagte dort für sich,
so dass es über die Wiese erscholl. (Sušil, Moravské písně, S. 25.)

[14]) Die Seele flog aus dem Leibe,
niemand weiss, wohin sie flog:
sie setzte sich entweder auf ein Bäumchen
oder auf diese grüne Wiese.

dušu iz hrabra tjela črez zlato ožerelije", d. h. „er stosst die edle Seele aus dem tapferen Leibe durch den goldenen Halskragen". — Dieselbe Vorstellung wiederholt sich (ausser Vlaslav) auch noch im Gedichte „Jelen" („Der Hirsch"):

„Vyrazi z junoše dušu, dušicu,
sě vyletě pěkným táhlým hrdlem,
z hrdla krásnýma rtoma."[15])

Im Einklange hiemit sind auch andere Stellen in den Dichtungen der Königinhofer Handschrift. So sagt der Dichter als Záboj Luděks Schild mit der Streitaxt entzweischlägt und dessen Brustkorb eindrückt:

„I uleče sě duše těžka mlata,
i mlat i dušu vyrazi . . .",[16]) oder, als nach dem siegreichen Kampfe betreffs der Gefallenen erzählt wird:

„Tamo i vele duš těká
sěmo tamo po dřevech,
jich bojie sě ptactvo i plachy zvěř . . ."[17])

Ähnliche Parallelen, welche alle die gleiche Ansicht des heidnischen Slaven, dass die Seele mit dem Tode den Körper verlasse, bestätigen, wiederholen sich in altslavischen Sagen, Märchen und Mythen fortgesetzt.

Weiters klagt Záboj über die sonderbaren Zumutungen der Fremden:

I vyháně z hájev vše krahuje,
i kací bozi v cuzej vlasti,
takým sě klaněti zde,
jim oběcati oběť.
I nesmiechu sě bíti v čelo před bohy,
ni v súmrky jim dávati jésti.
Kamo otčík dáváše krmě bohóm,
kamo k něm hlásat chodivaše,
posěkachu vše drva,
i rozhrušichu vše bohy."[18])

[15]) »Er schlägt aus dem Krieger die Seele, das Seelchen;
sie entweicht durch den schönen schlanken Hals;
aus dem Halse über die roten Lippen«.

[16]) »Die Seele erschrickt vor der schweren Streitaxt,
die Streitaxt auch die Seele ausschlägt . . .«

[17]) Dort irrt eine Unzahl von Seelen
hin und her auf den Bäumen;
es fürchtet sie der Vogel wie das scheue Wild . . .«

[18]) Alle Sperber verscheucht er aus den Hainen,
und den gleichen Göttern, wie im fremden Lande,

Und später wird dieser Umstand nochmals hervorgehoben:

„Aj bratře, ti-sě nám krušichu bohy,
ti-sě nám kácechu dřěva
i plašichu krahuje z lesov . . .“,[19])

was man wohl als eine ungewöhnliche Freveltat angesehen haben muss.

Jene geschilderten Religionsgebräuche erhielten sich aber hartnäckig fort bis tief in die christliche Zeit. Der böhmische Fürst Břetislav (1034—1055) sah sich sogar genötigt, nachdem das Volk vom alten Aberglauben nicht nachlassen wollte, alle Zauberer, Wahrsager und Traumdeuter aus dem Lande zu jagen, die heiligen Bäume und Haine umzuschlagen oder auszuroden, denn man versammelte sich überall weiter zu bestimmten Zeiten und aus alter Gewohnheit daselbst, brachte Gaben und Opfer den daselbst bestatteten Ahnen, und frischte auf diese Weise die unterbrochenen Traditionen auf. — Das Homiliar von Opatowitz musste noch im XII. Jahrhunderte das Opfern von Tieren bei bestimmten Bäumen und Quellen sowie das Anbeten von Götzen verbieten. — Die Christian-Legende (X. Jahrhundert) bezeugt, dass die Böhmen damals noch immer dem Götzendienste huldigten, Götterstatuen verehrten und ihnen unter geräuschvollen Zeremonien Opfer brachten, meinend, dass in diesen Skulpturen tatsächlich Götter wohnen. Desgleichen erzählt Kosmas († 1125), dass sich die Böhmen damals noch wie Heiden verhielten, denn sie verehrten Haine, einzelne Bäume, Felsen, Quellen oder alte Opferstätten, und beugten sich vor tauben und stummen Götzenstatuen, was sonach die angeführten Stellen der Handschrift nur wieder bestätigen.

Die Königinhofer Handschrift unterscheidet aber in Záboj nicht nur den tapferen Krieger, sondern auch den hervorragenden Sänger, denn es heisst dort:

„Aj ty Záboju, ty pěješ srdce k srdcu
piesňú z středa hořě!

sollen auch wir uns beugen,
ihnen gleiche Opfer bringen.
Nicht mehr sollen die Stirne schlagen wir vor den Göttern
oder ihnen gar im Dämmerlichte Speisen reichen.
Dort, wo der Vater den Göttern Speisen zu reichen,
dort, wo er hinzugehen pflegte sie anzurufen,
dort fällte man alle Bäume
und zerschlug alle Götterbilder«. —

[19]) »Ei, Bruder, diese da zertrümmerten unsere Götter,
diese da fällten die Bäume
und verscheuchten aus den Wäldern die Sperber . . .«

Jako Lumír, ky slovy i pěniem
bieše pohýbal Vyšehrad i všě vlasti,
tako ty mě i všu bratř.
Pěvce dobra milujú bozi!"[20])

Hier wird Záboj sonach mit dem sonst unbekannten Sänger der Vorzeit, Lumir verglichen, wobei durch die Worte „slovy i pèniem" eben festgestellt wird, dass er nicht nur sang und sein Saiteninstrument meisterte, sondern selbst auch die Worte dazu dichtete. — Für jeden Fall standen Leute mit diesen Gaben einst in hohem Ansehen beim Volke, da die Handschrift noch zufügt, dass solche hervorragende Sänger die Götter selbst lieben.

Ein solcher Sänger wird auch im russischen Igor-Liede erwähnt; es ist dies der „Seher Bojan, die Nachtigall verwichener Zeit".

Schon Šafařík erwähnt in seinem Werke „Slavische Altertümer" (I. S. 267) diesbezüglich folgendes: „Sicher ists, dass schon bei den Altslaven der Volksgesang durch eine besondere Gruppe vorgebildeter und geeigneter Sänger gepflegt wurde." Es müssen dies sonach diese Lumírs, Zabojs und Bojans hervorragende und allgemein bekannte Sänger gewesen sein. Der Einfluss solcher Personen war jedenfalls ein ungewöhnlicher, wenn man hört, dass Lumír mit seinem Gesange „den Vyšehrad bewegte und alle Lande", wenn Bojans hoher Geistesflug besonders hervorgehoben wird, und wenn Záboj, der Hauptheld bei der Befreiung Böhmens von der Fremdherrschaft, auch noch als gottbegnadeter Sänger und „varito"-Spieler die Begeisterung für seine Pläne im Volke erhöhen kann.

Es ist daher auch nicht verwunderlich, wenn unsere Altvorderen im Gesange anderen Völkern so unendlich weit voraus waren. Wo ein Slave weilt, dort ertönt auch bald Gesang, denn jede besondere Tätigkeit wird mit dem Gesange eingeleitet. Mit Gesang zog er in den Kampf, mit Gesang bezeugte er den Göttern wie hohen Personen seine Verehrung und mit Gesang begleitete er jede besondere Phase seines Lebens. Bodjanski schreibt über den Gesang der Slaven: „Das Lied, das ist des Slaven Vergangenheit und Geschichte, der Mittelpunkt des Wissens und Glaubens, die lebende Tradition der Ahnen, das Denkmal der geheiligten Erinnerungen, das spre-

[20]) »Ei, Záboj, du singst vom Herzen zum Herzen
ein Lied vom tiefsten Weh!
Wie Lumir, der durch Wort und Sang
rührte den Vyšehrad und alle Lande,
so rührst du uns und alle Brüder.
Ja, die Götter lieben einen wackren Sänger!«

chende Jahrbuch vergangener Zeiten. In den Liedern spiegelt sich, wie im klaren Wasser, ohne jede von fremder Seite beeinflusste Trübung, das reale Bild jenes einstigen Lebens, wie es mit seinen Schönheiten wie Schattenseiten in Wirklichkeit war." – Ähnliches sagt Gogol betreffs der kleinrussischen Volkslieder: sie kennzeichnen alles, mag es sich nun um Poesie, Geschichte oder die Grabhügel der Vorfahren handeln."

An Volksgesängen war und ist der Slave unter allen Völkern der reichste. Für jeden Anlass und für jede Zeit hatte er eigene Lieder. Er sang die „koleda" zur Weihnachts- wie zur Sommersonnenwende-Zeit; Klagelieder um den Totensonntag; Frühlings-, Sommer- und Erntelieder, Liebeslieder wie auch „Gstanzln", wenn er nachts zur Geliebten „fensterln" ging[21]; Trauriges, Ernstes, Heiteres, Übermütiges, wie es eben der Anlass bot. — Und geht man erst der Entstehungszeit derselben nach, so gelangt man weit in das Heidentum und in Zeiten, die sich zahlenmässig nicht annähernd begrenzen lassen. Es tauchen da noch immer mythische Gottheiten auf; Vilen und „rusalkas" spielen da eine hervorragende Rolle, denn sie sind es, die den herrlichen Gesang pflegen; übernatürliche Wesen, wie der Wassermann, die Trut, die Mart, die weisse Frau (Tod), Drachen und Schlangenköniginnen greifen da entscheidend in die Schicksale des Menschen ein. Hervorragend ist der Grundzug des kriegerischen Geistes in allen seinen Phasen mit dem Slaven verwoben, denn vor der Ära der stehenden Heere war der Mann vor allem Krieger, wie sich dieses auf dem Balkan bis heute noch originell widerspiegelt, daher auch der unbändige Sinn für die Freiheit und die Liebe zu den Waffen. Kann man dieses sozusagen natürliche Heldenzeitalter treffender und kürzer zum Ausdrucke bringen, als dies z. B. im Igor-Liede geschieht, wo der Dichter die hervorragende Verlässlichkeit der Kurjanen als Krieger schildert, wenn er nur auf deren Kindheit weist, denn: „sie sind bei Trompetenschall geboren, unter Helmen gewiegt, mit der Lanzenspitze gepäppelt." —

Erwähnenswert ist es auch, dass dem Slaven die übernatürlichen Wesen nicht immer imponieren. So erzählt ein serbisches Heldenlied, wie der Vojvode Miloš einen Wettgesang mit der Vila Ravijojla in der Miroč-Planina eingeht, wobei es sich herausstellt, dass er doch ein grösserer Meister im Gesange ist; sie tötet ihn dafür mit zwei Pfeilen, indem sie ihm den einen in den Hals, den anderen ins Herz schiesst.

[21]) Man hört bisweilen die Bemerkung, dass z. B. die Slovenen keinen Ausdruck für das »Fensterln« hätten, trotzdem der Begriff »vasovati, v vas iti« (zu nächtlichem Besuche gehen) bei ihnen doch allgemein gebräuchlich ist; ungezählte Lieder behandeln dieses Thema.

Aus diesen Liedern erfahren wir auch manches, was die bisherigen Ansichten über kulturell-soziale Verhältnisse einer Revision zu unterziehen zwingt. So heisst es immer, die Wappenentstehung sei den Franzosen und Deutschen zuzuschreiben; dies stimmt nicht, denn wir wissen, dass die römischen Statthalter Rhätiens schon ein Wappen mit neun Burgen führten, und hatten bereits die Schiffe der Griechen wie Perser bei Salamis Flaggen mit verschiedenartigen Wappenbildern im Gebrauche. Ähnlich hat auch der Ritter Zděslav in der Königinhofer Handschrift („Das Kampfspiel") auf seinem Speere den Kopf eines Auerochsen als Sinnbild, und wird dies geschichtlich begründet, weil sein Ahne einen wilden Ur erschlug. Überdies galt nach Adam von Bremen (II, 11) der Auerochsenkopf als Wappenbild der Redarier und tragen alle Radegast-Figuren auch diese Skulptur auf der Brust zur Schau. Wie alt aber diese Statuen sind, lässt sich nicht einmal auf 1000 Jahre begrenzt aussprechen; es geht jedoch daraus die Tatsache hervor, dass die heutige Heraldik ihre Basis nicht dort sucht, wo sie zu suchen ist.

Hiemit wurde der Inhalt der ältesten und bedeutendsten böhmischen Heldengesänge nur ein wenig berührt; aber schon dieses zeigt, dass sie bis heute eigentlich nicht einmal oberflächlich studiert, daher auch nicht verstanden sind; wer demnach dies alles für ein Fälschungsprodukt hält, der kennt eben den genauen Inhalt und auch dessen Kausalitäten nicht. Jedes Detail der Dichtungen zeigt, dass sie zu einer Zeit enstanden sind, als ihre Sprache wirklich lebte und die darin geschilderten sozialen und kulturellen Verhältnisse derartige waren, wie sie eben geschildert werden. Sind jedoch die Dichtungen erst im Jahre 1817 entstanden, dann stammen sie nicht von Hanka her, sondern von Wesen, die nicht irdischer Provenienz sind, — die einzige Erklärung und Lösung für alle jene, die diese Perlen zeitgemässer Dichtung den Slaven, und namentlich der böhmischen Nation, missgönnen; für die ernste Wissenschaft werden sie für alle Zeiten ein reicher Born der Information über die wirklichen Kulturverhältnisse der Altslaven sein und bleiben, und diesen inneren Wert wird ihnen keine Akademie der Welt mehr streitig machen. — *Habent sua fata libelli!* —

M. Žunkovič:

Ein altböhmisches Minnelied.

Die bisher als „Minnelied des Königs Wenzel" („Milostná píseň krále Václava") bekannte Handschrift des böhmischen Landesmuseums entdeckte der Kreuzherrnordenspriester und Universitäts-

bibliothekar Johann Zimmermann in Prag am Deckel eines alten Manuskriptes im Jahre 1818. Auf dem gleichen Pergamentblatte befand sich nebst sonstigen Schriftfragmenten auch das schon in der Königinhofer Handschrift enthaltene Gedicht „Jelen" („Der Hirsch"). Beide Dichtungen waren auf einem Blatte in Folio (oder wenigstens Quartform) in der Mittelkolonne geschrieben, denn man sieht, dass die Texte in drei 3·5 *cm* breiten Kolonnen in zwei Etagen rangiert waren. Weiters ist bekannt, dass zugehörige Partikel Zimmermann durch den Luftzug enttragen wurden, als er sie bei offenem Fenster trocknete. — Die Handschrift wurde vom Finder dem damaligen Oberstburggrafen Franz Grafen Kolovrat für das Landesmuseum übermittelt; Zimmermann bemerkte in der Widmungszuschrift, dass er sie dem XII. Jahrhunderte zuschreibe und den Text für das älteste bisher bekannte böhmische Gedicht halte.

Im Jahre 1823 nahm Hanka das „Minnelied" in das 5. Bändchen seiner „Starobylá skladánie" („Alte Dichtungen") auf und fügte zum Vergleiche das inhaltlich gleiche deutsche Lied „Kiunig Wenzel von Beheim" bei. In der Vorrede bemerkt er, dass diese Handschrift wenigstens 100 Jahre älter sei als die Königinhofer, sowie, dass sie viel kerniger sei als die schwulstige, bereits gereimte deutsche Übersetzung.

An eine Fälschung der Handschrift dachte durch 30 Jahre niemand, denn Dobrovský, der doch in dergleichen Dingen äusserst misstrauisch war, hielt sie stets für echt, nur schrieb er sie bei näherer Prüfung dem XIII. Jahrhunderte zu. In einer Rezension der Ausgabe dieser Handschrift von Hanka (1829) sagt Palacký noch, dass sie ganz sicher aus der Mitte des XIII. Jahrhundertes stamme; er hält sie auch im Jahre 1839 für echt, nur bemerkt er („Geschichte von Böhmen"), „es sei ein süsses Verbiage ohne bestimmte Handlung und Idee". Für echt hielt sie auch Graf Thun (1845) und Jungmann (1849). Als erster trat der Germanist Josef Haupt auf, der sie im Jahre 1847 in den „Berichten über die Verhandlungen der kgl. sächsichen Gesellschaft der Wissenschaften" in Leipzig als Fälschung erklärte, doch widerlegten noch im selben Jahre die „Slavischen Jahrbücher" diese Verdächtigung in entschiedener Weise, umsomehr als Haupt gar nichts Positives vorzubringen wusste.

Dieses Intermezzo bewog aber W. Nebeský in Prag und Jul. Feifalik in Wien eine weitere Untersuchung des Gedichtes wie der Handschrift nach jeder Seite hin anzustrengen und namentlich die Beziehung derselben zu König Wenzel I. (1230—1253) zu klären. Da aber niemand entschieden für oder gegen die Echtheit der Handschrift

auftreten wollte oder konnte, kam Feifalik im Jahre 1856 eigens nach Prag und drang in den Musealausschuss zur Berufung einer Kommission, welche das Pergament, die verwendete Tinte und vor allem die Schrift überprüfen soll. Bei diesem Anlasse kam es zu jener unerhörten Gauklerei, die bereits auf S. 142—143 geschildert und in den Tafeln III und IV auch demonstrativ klargelegt wurde. — Von dieser Zeit an (1857) wurde diese Handschrift nicht mehr beachtet und wanderte, analog wie alle übrigen fälschlich als Unterschiebungen bezeichneten altböhmischen Handschriften des Museums in die eigene „historische" Schublade mit der Etikette „Falsa". Dass aber jemand später die Handschrift nochmals näher besehen oder nachgeprüft hätte, ob sich jene Kommission nicht vielleicht doch irrte, fiel niemandem mehr ein, d. h. man war froh, dass es so gründlich gelungen ist die ganze Öffentlichkeit irrezuführen.

In der Schrift „Die gefälschten böhmischen Gedichte aus den Jahren 1816—1849" (Prag 1868) behandelt sie Dr. J. Hanuš als eine bereits erwiesene, daher abgetane Fälschung Zimmermanns, welcher sich angeblich damit ein „dämonisches Vergnügen machte, den böhmischen Literaten ein rachsüchtiges Schnippchen zu schlagen." — Nun, den Beweis für diese Behauptung ist Hanuš in allen Teilen schuldig geblieben und dessen Zusatz, Zimmermann hatte übrigens gar nicht die sprachlichen Kenntnisse etwas derartiges aus dem Deutschen in das Altböhmische zu übertragen, wird dadurch erklärlich gemacht, dass er sagt: „Zimmermann fand eine altböhmische Übersetzung des deutschen Minneliedes aus dem XV. Jahrhunderte vor und schrieb sie mit Lettern des XII. Jahrhundertes um (!). Wieso auf dasselbe Blatt auch das Gedicht „Jelen" in gleicher Schrift gelangt, das erst wenige Monate vorher durch die Veröffentlichung der Königinhofer Handschrift bekannt wurde, darüber bringt Hanuš keinerlei Licht, aber der „kommissionelle" Humbug vom Jahre 1857 bietet hiefür den nötigen Kommentar.

Im „Athenäum" (S. 355, 1886) führt Jos. Truhlař auch diese Handschrift als Fälschung an und basiert sich dabei wieder auf Urteile vom Jahre 1857; so blieb der einmal gemachte Fehler fortan und ungeprüft weiter in Kontinuität.

Das isolierte Pergamentblatt mit dem Minneliede und „Jelen" gehörte einst offenkundig einer grösseren Gedichtsammlung an, denn die „*Carmina bohemica*" werden schon in sehr alten Schriften erwähnt, es müssen sonach solche einst tatsächlich vorhanden gewesen sein. Es ist auch sicher, dass gerade dieses Pergamentblatt einer solchen angehörte, denn die Textreste anderer Dichtungen weisen

noch die erhaltenen Ränder der Nachbarkolonnen auf. Es ist übrigens nicht ausgeschlossen, dass sich weiteres Material noch irgendwo vorfindet, ähnlich wie z. B. bis heute vom Nibelungenliede 30, vom Parcival an 55 Texte oder doch Fragmente gefunden wurden.

Für eine Fälschung dieser beiden Gedichte spricht nichts, für die Echtheit folgendes:

a) gehört die Handschrift ihrem Äusseren nach, wie man allgemein glaubt, ungefähr dem XII. Jahrhunderte an; wahrscheinlich ist sie aber noch älter, wofür die verwendete Tinte, falls sie eisenhältig war, sprechen würde, weil sie durch die lange Oxydation schon tiefschwarz wurde; eine genaue chemische Untersuchung mit den modernen Mitteln der Chemie wäre daher dringend geboten, da wir sonst nur empirische Vermutungen aussprechen können. Leider hat der Text durch die vandalische Überprüfungsmethode im Jahre 1857 mit allerlei Reagenzien an Leserlichkeit empfindlich eingebüsst;

b) die Handschrift ist kein Palimpsest, wie man im Jahre 1857 festgestellt haben will. Sollte aber bei den bisherigen Aufnahmen der Palimpsestphotographie noch nicht irgendeine Farbe des Spektrums berücksichtigt worden sein, so möge der Ausschuss des Landesmuseums in Prag als Besitzer der Handschrift dies ergänzen, denn wir wollen doch nur die Wahrheit wissen;

c) die Handschrift muss bei der Auffindung (1818) frisch geschrieben, daher neu gewesen sein, was auf den „ersten Blick“ leicht zu erkennen war; und dies fiel gerade zu jener Zeit, als immer neue „Fälschungen“ entdeckt wurden, sonderbarerweise gar niemandem auf?!

d) beide Gedichte sind wieder nur Fragmente, denn allen beiden fehlt der Schluss. Für ein Bruchstück ist aber hier gar kein Grund, namentlich wenn jemand damit wirklich die perverse Tendenz verfolgt haben sollte, die altböhmische Literatur zu heben oder zu vermehren, denn das Gedicht „Jelen“ war schon kurz vorher v o l l s t ä n d i g bekannt, und das „Minnelied“ liegt ja auch, allerdings nur im deutschen Texte, abgeschlossen vor; dass aber jemand seine geradezu divinatorischen Kenntnisse dazu verausgaben würde, um poetische Bruchstücke, also Dichtungen ohne Vollwert zu verfassen, würde eher auf eine geistige Gestörtheit schliessen lassen;

e) ist es höchst unnatürlich, dass jemand auch noch weitere Gedichte verfassen wird, um sie dann zum Teile wegzuschneiden, denn die Schrift in den Nachbarkolonnen geht derart an den Schnittrand aus, dass sie einst unbedingt eine Fortsetzung haben musste;

f) hat diese Handschrift Hanka gefälscht, wie man gleichfalls annehmen wollte, um seinen sonstigen „Fälschungen“ mehr Glaubwürdigkeit zu verschaffen, dann war Zimmermann nicht der Fälscher und die Handschrift nichts destoweniger wieder frisch geschrieben; das „Minnelied“ war aber ebenso, wie die Königinhofer Handschrift, schon bei der Auffindung natürlich alt und defekt. Aus der deutschen Übersetzung des „Minneliedes“, die Hanka (1829) verfasste und veröffentlichte, geht jedoch klar hervor, dass Hanka selbst den Inhalt in allen Teilen gar nicht verstanden; wer aber das poetisch wie inhaltlich tadellose Original nicht versteht, der hat es auch unmöglich verfasst.

Das „Minnelied“, um welches es sich hier ausschliesslich handelt, ist in poetischer Hinsicht äusserst logisch und gefühlvoll und lässt auf einen geistreich-sensiblen Dichter schliessen. Die lakonische Kürze des böhmischen Textes mit seiner Pragnänz im Vergleiche zu dem doppelt umfangreicheren, im schwulstigen Minnesängerstile gehaltenen deutschen Texte zeigt unbedingt dahin, das der böhmische Text der ursprüngliche war. Es ist nämlich nicht fassbar, dass ein altböhmischer — oder auch moderner — Dichter aus einem so breitspurigen deutschen Gedichte ein derart konzises und kerniges altböhmisches Poem hätte schaffen können. Der beste Beweis dafür, dass das böhmische Gedicht das Original ist, und dem deutschen lediglich als Vorlage diente, geht schon daraus hervor, das der deutsche Übersetzer seinerzeit genau dieselben Übersetzungsfehler machte, wie später Hanka, was man am deutlichsten bei folgender Stelle sieht: *„žel lásku zapudi,*
žel tieši, láska tuží.“

Der mittelhochdeutsche Übersetzer sagt dafür:

„mit leide liebe wart geiagt
das leit was fro die liebe klagt. (!)“ —

Hier steckt schon der Beweis, dass der alte deutsche Text dem böhmischen nachgedichtet wurde, und war dem Nachdichter nicht bekannt, dass gerade im Böhmichen „tužiti“ — erstarken, in sonstigen slavischen Sprachen aber klagen bedeutet. Hanka aber, der es wissen konnte, übersetzte das Wort auch so wie sein Vorgänger, denn er sagt:

„Sehnsucht bannt die Minne,
Sehnen labt und Minne klagt“ — statt:
„Sehnsucht macht die Liebe wurzelfester,
Die Sehnsucht labt, die Lieb erstarkt.“

Hiemit ist der Vorwurf, dass das Gedicht unlogisch und voll von Kontradiktionen sei, bereits zum grossen Teile behoben, und

wird auch kein böhmischer Dichter, der nicht durch den alten deutschen Text verführt wird, jene Begriffe so auffassen. Andererseits hat der deutsche Übersetzer wohl das Altböhmische nicht vollkommen verstanden und war auch kein logisch denkender Mann, da er eben einander so scharf widersprechende Gedanken ruhig aneinanderfügte, ohne den Unsinn zu fühlen, was nie dem Dichter, wohl aber dem Translator leicht passieren kann.

Der Sprache nach, gehört das „Minnelied" etwa in das XI.—XII. Jahrhundert. Als eine Art Leitfossil für diese Altersklassifikation kann der Laut „g" angesehen werden, der hier nur mehr einmal in einem gewöhnlichen Worte („gdyž; vorletzte Zeile) vorkommt, was ein Fälscher kaum begehen würde, zwei eng verwandte Begriffe so verschieden zu schreiben, wie gerade hier z. B. die beiden Begriffe „kehdy" und „gdyž".

Vergleicht man nun das „Minnelied" mit den sonstigen altböhmischen Dichtungen, so zeigt sich, dass die Dichter ganz verschiedene, eine bedeutende lokale Spannung der Spracheigenart bekundende Personen waren, da z. B. hier die Begriffe „sirdce, laska, lubiti, cieličko" gebraucht werden, die sich sonst in dieser Form nicht wiederholen.

Nachstehend folgt das Originalgedicht, dem die diakritischen Zeichen beigesetzt sind, sowie zugleich die deutsche Übersetzung, in welcher Worttreue und Wohlklang tunlichst berücksichtigt wurden. Titel hat das Originalgedicht keinen.*)

Z velikých dobrodružství	Bei so manchem Abenteuer
milost mi vyievi	hat Liebe mir gezeigt
sladikú dostoinost;	süsse Anhänglichkeit;
jaz steniu syrdečenstviém,	vom Herzen seufze ich,
kehdy pomniu na to.	wenn ich mich des erinnere.
O kaké laskavosti	Dolch welche Liebeshuld

*) Hanka bot folgende Uebersetzung dieses Gedichtes, womit jedoch nur gezeigt werden soll, wie inferior das poetische Können desselben, und wie berechtigt Palackys Kritik unter solchen Prämissen war.

Wohl aus manchem tücht'gen Strauss	Dennoch, — ob sie gleich nicht schuld —
Kundete mir Liebe	Grimmes Weh mir schuf sie.
Wonnig süsse Würde.	Tragen muss ichs fort in mir,
Ja vom Herzen seufz' ich tief,	Frage nicht, wenns nage. —
Wenn daran ich denke,	Heisse Lieb erfüllt mein Herz;
Ach, nach welcher Liebeshuld	O der süssen Wonne! —
All mein Sinn sich sehnet;	Meines Sehnens höchstes Ziel,
Dass ich also schöner Maid	Himmel meinem Auge,
Mich darf allwärts rühmen.	Alle meine Seligkeit,

želeie mysl moie,
ieiž tako lepú dievu
chlubiti si mohu! —
Obako bez úhony
sve lásky, da žel krut,
ieiž vesdie nositi dyrbiu,
neproše koho rve. —
Pudi mie mysl lubiti,
o blaze mi, o blaze!
Najvyššié žadost moie,
spasenie očima,
vše — že blaženstvié moie
přiide očima
w laskavé syrdce moie. —
Rostieše milost viéce
v jasnieišiém učastenství
syrdce mysl — že iéi otdach.
Ona tie prud všech slasti
početié — že veselé. —
Moie radost, moi žel
jak róže, z pupy idúcie,
po rose sladce žže.
Celovach nedná ústa,
o blaze mi, o blaze!
To mysliú nevymysli,
spasen přiezniú tvú. —
Žel lásku zapudi,
žel tieši, láska túži.
Milost mie bude viniti;
viniti — mie nemóže,

ersehnen meine Gedanken,
seit ich einer so schönen Maid
mich nun rühmen darf! —
Dennoch meine Liebe makellos
sie schafft mir bittres Weh,
denn tragen muss ich sie stets,
sie fragt nicht, obs bedrückt. —
Zu lieben treibet mich mein Sinn.
o Wonne mir, o Wonne!
Mein höchster Wunsch,
Erlösung für die Augen,
alle meine Seligkeit
gelangt schon durch die Augen(weide)
in mein liebend Herz. —
Die Liebe wächst noch an
zu lautrer Sympathie,
wenn Herz und Sinn sich ihr ergibt.
Sie ist aller Wonne Born,
ist der Anfang schon erfreulich. —
Meine Lust, meine Sehnsucht
gleicht der knospenden Rose,
die nach süssem Taue lechzt.
Küssen möcht' ich ihren Honigmund,
o Wonne mir, o Wonne!
Den Gedanken erfass ich nicht,
erhört von deiner Gunst! —
Sehnsucht macht die Liebe wurzelstärker
die Sehnsucht labt, die Lieb erstarkt.
Die Liebe mag mich zeihen,
doch sie kann mich zeihen nicht.

Kam mir durch das Auge
In das liebewarme Herz.
Liebe wuchs zur höheren Macht,
Wuchs in klarem Mitgefühl,
Herz und Sinne weiht ich ihr.
Sie ist aller Wonne Born,
Quelle meiner Seligkeit,
Meine Lust, mein Sehnen!
Wie die Ros', der Knosp' entkeimt,
Lechzt nach süssem Taue;
Küsst ich ihren Honigmund —
Wonne mir, o Wonne,

Die kein Sinn ersinnen mag! —
Selig durch dein Lieben!
Sehnsucht bannt die Minne,
Sehnen labt, und Minne klagt.
Minne zeihet mich der Schuld;
Kann mich nimmer zeihen,
Dass den Leib, der strahlt von Huld,
Reizend, süssverlockend,
Dass ich liebend ihn umfing,
Doch in sittgen Minnen.
All mein Herz gefangen nahm
Diese Maid . . . . .

že obiech ieié stvúcié,
ladne, sladké, luzné,
cztomilé cieličko,
a wše woliú cudnú.
Nebo gdvž syrdce moie
aiela ta die (va) . . .

weil ich umfasst ihren strahlenden,
reizenden, süssen, lockenden.
wonniglichen Leib,
doch alles mit keuschem Sinnen.
Denn als diese Maid mein Herz
gefangen nahm . . . . .

(Schluss fehlt.)

Die deutsche, wie bereits erwähnt, inhaltlich abgeschlossene Übersetzung des böhmischen Originales lautet nachstehend:

Kiunig Wenzel von Beheim.

Us hoher avantùre ein suesse werdekeit
hat mine an mir ze lichte betaht.
ich sufte us herzeliebe suuenne ich denke dar
do si mir gab ze minneklicher arbeit
als ich in wiunsche hete gedaht
so zart ein wib des ich mich iemer ruemen tar
und doch also das es ir nicht ze vare ste
si gab in grosser liebe mir ein riches we
das muos ich tragen iemer me
in ruoche wem es ze herze ge.

Mich bat min muot das ich der liebe kúnde nam
so wol und wol mich iemer me
min vollú ger min ougenweide und all min heil
do si mir durch diu ougen in das herze kam
do muoste ich werben bas danne é
gegen der vil klaren losen alze lange ein teil
herze und sinne gab ich ir ze dienste hin
all miner froeide urspring unde ein anbegin
si gab mir des ich iemer bin
fro und ist doch min ungewin.

Recht, alsam ein rose dú sich us ir klosen lat
wenne si des suessen touwes gert
sus bot si mir zuker suessen roten munt
swas je kein man zer werlte wunne emphangen hat
das ist ein wiht ich was gewert
so helfe berndes trostes ach der lieben stunt
kein muot es niemer me durch denket noch vol sagt
was lebender selde mir was an ir gunst betaget

mit leide liebe wart geiagt
das leit was fro die liebe klagt.

Dü minne darf mich strafen ruomes zwar sin darf
swie gar ich umbevangen het
ir klaren zarten suessen losen lieben lip
nie stunt min wille wider ir kúsche sich entwarf.
was das sich in min herze tet
mit ganzer liebe das vil minnekliche wib*)
min wille was dien ougen und dem herze leit
dem liebe zorn das ich so truten wechsel meit
diu ganze liebe das besneit
und ouch ir kúschú werdekeit.

Nu habe er dank der siner frowen also pfleg
als ich der reinen senften fruht
ich brach der rosen niht und hat ir doch gewalt.
sie pflag mis herzen ie und pfliget noh alle weg
ey wenne ich bilde mir ir zuht
so wird min muet an froeiden also mannigvalt
das ich vor lieber liebe nicht gesprechen mag
al mines trostes wunsch und miner selden tag
nieman so werde nie gelag
als ich do min dü liebe pflag.

J. Slovák:

Die Ornamentik als Dokument alter slavischer Kultur.

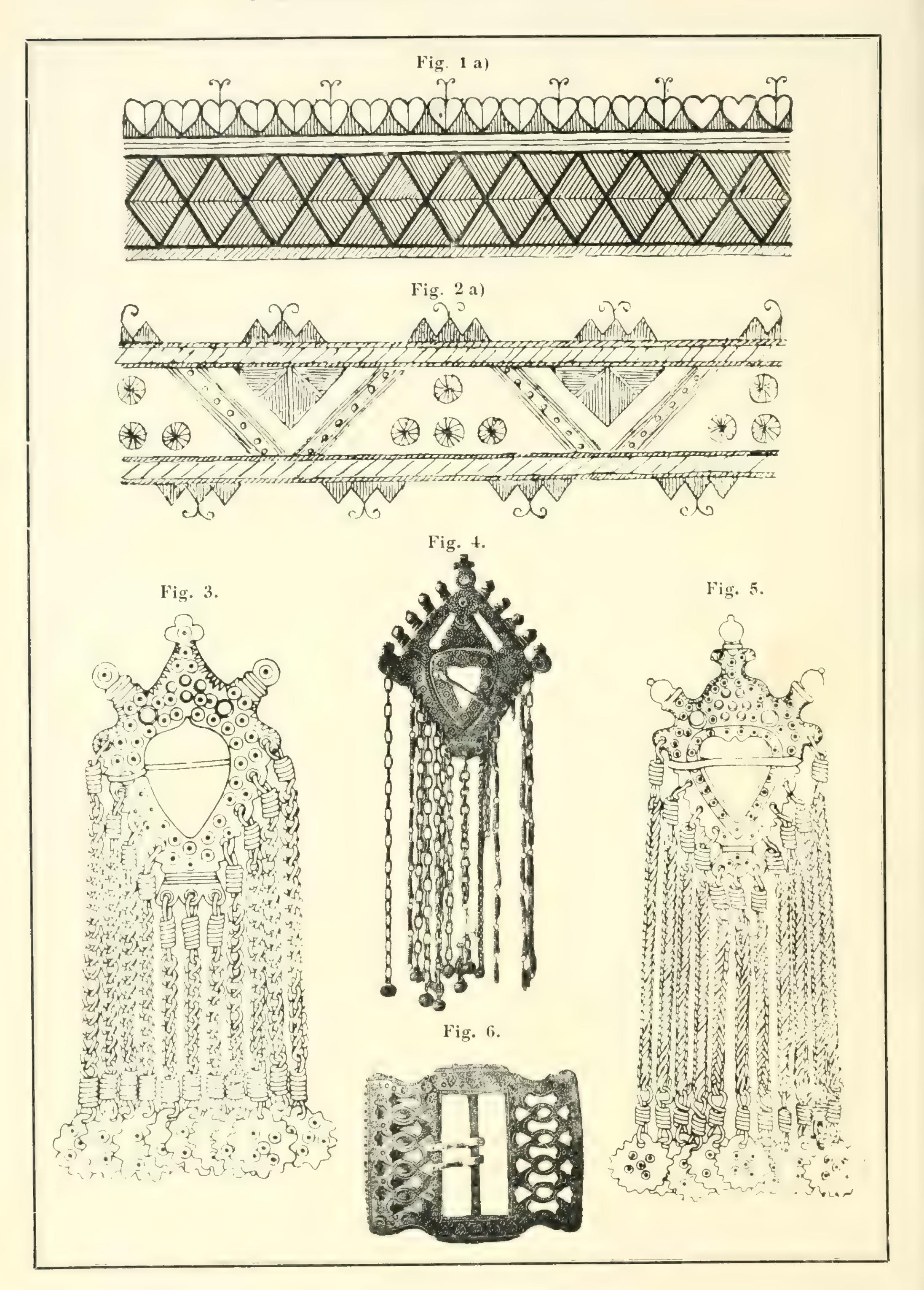
Wer sich einigermassen mit Ausgrabungen der prähistorischen Zeit befasste oder nur die prähistorischen Fundobjekte studierte, dem müssen die eigenartigen Verzierungen an den alten keramischen Erzeugnissen, sowie mitunter auch an beinernen und bronzenen Gegenständen auffallen.

Besonders weisen die zierlichen Ornamente auf den Tongefässen der sogenannten Hallstatt-Periode (in unseren Gegenden vorherrschend in Obřan, Plátenice, Bilany und den meisten vorhistorischen Ansiedelungen — „hradisko“ — in Mähren, Böhmen, Ungarn usw.) überall die gleiche stilvolle Gruppierung von Linien, Dreiecken, kreisrunden oder punktierten Verzierungen, die zur Bewunderung herausfordern.

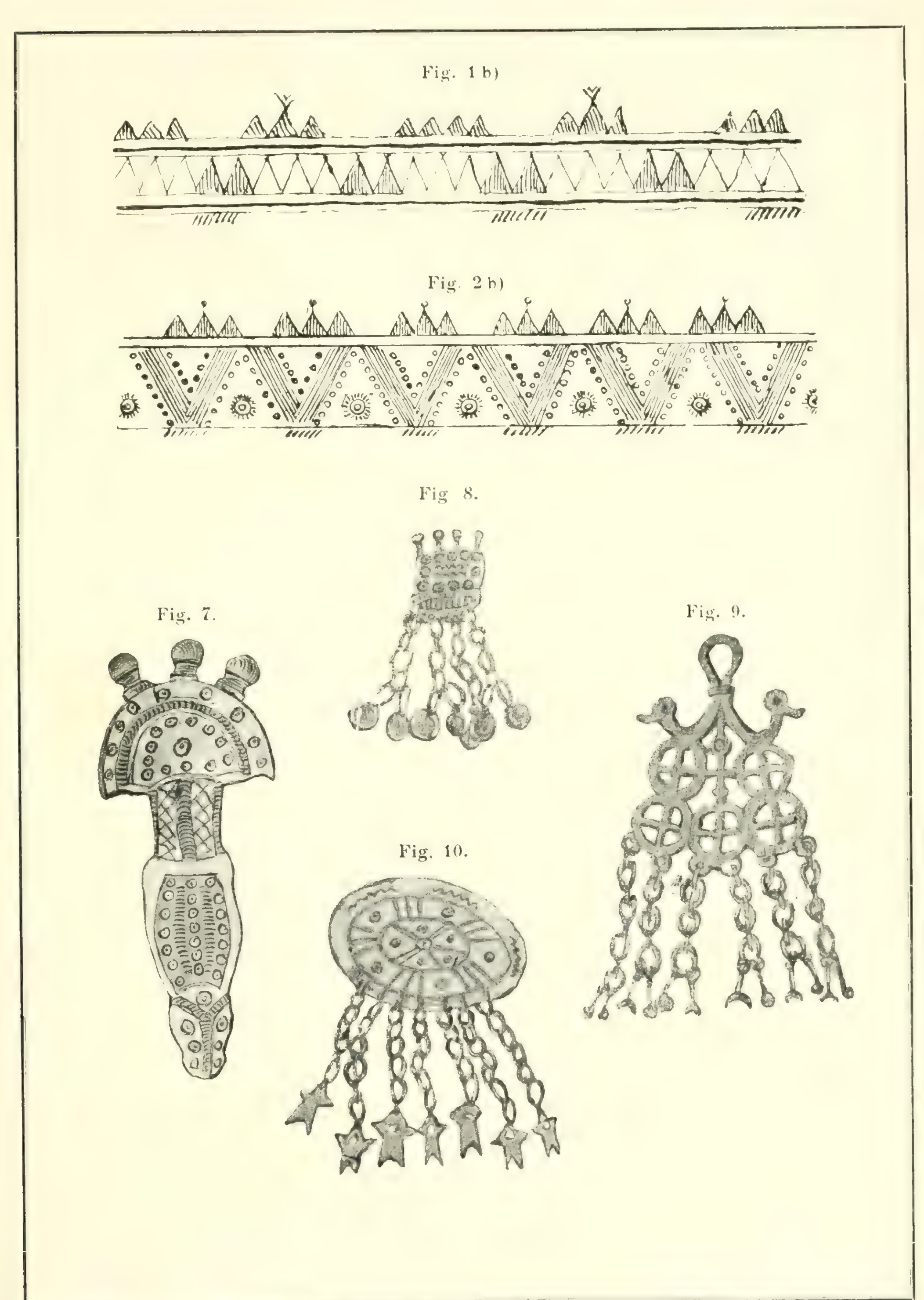
*) Hier bricht der böhmische Text ab, d. h. die Fortsetzung ist auf dem Pergamentblatte abgeschnitten.



Neuzeitliche Stickereien, Anhängsel u. Schnallen slovakischer Provenienz.



Prähistorische Urnenornamente und Bronzegegenstände.





Die Ornamente dieser alten Keramik sind in die weiche Urnenoberfläche in peinlichst genauer und fortgesetzt in derselben typischen Art eingegraben, so dass niemandem die Feststellung entgehen kann, dass die Ornamentik aller Fundobjekte der genannten Periode immer die gleiche oder doch eine auffallend ähnliche ist, ja, man gewinnt den Eindruck, als wären diese Fabrikate in ganz Mitteleuropa bis hinauf in die Baltischen Provinzen, dann bis zur Adria und zum Schwarzen Meere, Erzeugnisse eines Ortes und eines Töpfers oder Metallarbeiters.

Aus dieser Tatsache geht aber weiter hervor, dass in allen diesen Gebieten ein homogenes Volk lebte, das überall die gleichen Bestattungsgebräuche pflegte und überall denselben Geschmack bei der Erzeugung oder Wahl der Grabbeigaben bekundete; ja, wir wissen noch mehr: dieselben Grabbeigaben mit denselben charakteristischen Ornamenten waren erwiesenermassen durch viele Jahrhunderte, wahrscheinlich aber durch etliche Jahrtausende in Kontinuität.

Die Archäologen, Historiker wie Sprachforscher beschäftigt nun seit vielen Jahrzehnten die Frage, welches Volk es gewesen, das diesen natürlichen und doch hohen Kunstsinn besass, wie es hiess und wohin es später verschwunden ist. Die römischen Geschichtsschreiber erzählen zwar in einem Atem, dass die Urbevölkerung in Europa ein Volk war, das man im allgemeinen als „Kelten“ bezeichnete. Wir glauben ja dies, aber es will uns niemand offen sagen, wohin dieses Volk später verschwunden oder mit wem es vom heutigen Gesichtspunkte aus zu identifizieren ist. Doch die Antwort ist gar nicht schwer, nur muss man sie mutig und überzeugend aussprechen: jene Kelten decken sich mit den Slaven von heute. Ein Beweis hiefür ist längst erbracht: alle Fluss-, Berg- und Ortsnamen, die wir von den Kelten übernommen haben, sind nämlich slavisch, d. h. sie bezeichnen nur in der slavischen Sprache das, was sie eben sind oder was sie darstellen.

Es taucht aber allmählich, wie aus einem schwindenden Nebel, ein weiterer Beweis hiefür auf. Die Archäologen haben durch gründliche Vergleiche festgestellt, dass die Ornamentik der Keltenzeit durchaus nicht ausgestorben oder mit dem Volke verloren ist, sondern dass sie in der slovakischen Nationalstickerei, die doch allgemeine Bewunderung auslöst, geradezu ununterbrochen fortlebt.

Die slovakische Nationalstickerei mit ihren stilvollen Motiven ist es vor allem, welche eine auffallende Ähnlichkeit mit der Ornamentik der Hallstatt-Periode aufweist. Die alten Stickereien der mährischen wie ungarischen Slovaken haben dieselben Motive und die

gleiche Ausführung, wie sie sich auf den Graburnen und sonstigen vorhistorischen Objekten vorfinden; auch auf ihren Ostereiern, dann den verschiedenen Erzeugnissen der Hausindustrie aus Holz, Bein Blech oder Metall aus neuerer Zeit wiederholen sich immer die Verzierungen der ältesten Zeit, obschon ihnen die prähistorischen Vorlagen unbekannt sind. Kein anderes Volk in Europa kann sich mit so zierlicher und stilvoller Ornamentik ausweisen, wie gerade das slavische, und darunter besonders die Slovaken und die Balkanslaven.

Wären hiebei nur einzelne Fälle solcher Ähnlichkeit oder Übereinstimmung vorhanden, so müsste man einen Zufall annehmen; da aber durchwegs die nationalen Ornamente der mährischen, ungarischen und Balkanslaven so auffallende Gleichheit mit den vorhistorischen Ornamenten aufweisen, ist es geradezu zweifellos, dass diese Völker die direkten und autochthonen Nachkommen jener vorhistorischen Bewohner sind.

Vor etwa vier Jahrzehnten, als man diese Entdeckung machte begann das Sammeln solcher Stickereien und gehörte es einige Zeit sozusagen zum guten Tone, sich mit dem Besitze einiger solcher Originalstücke rühmen zu können. Es entstand nun eine wahre Sammelwut mit derlei Objekten, was zur Folge hatte, das sie in alle Welt verschleppt wurden, so dass es heute schon äusserst schwierig ist, ein altes Stück schöner slovakischer Volksstickerei zu sehen und zu erhalten; überdies ist die Industrie seither im Absterben begriffen, als Surrogate weniger mühelos und billiger fabriksmässig erzeugt werden.

Als in den achtziger Jahren bei einem archäologischen Kongresse, unter Vorsitz des bedeutendsten Archäologen Virchow, die zufällig dem Kongresse vorliegende mährische Nationalstickerei mit den keramischen Ornamenten der Hallstatt-Periode verglichen wurde, fasste man den bedeutungsvollen Beschluss: „Die Ornamentik der hallstättischen Periode ist mit der Ornamentik der mährischen Nationalstickerei enge verwandt." — Diese fachmännische Erkenntnis bestärkt jedermann weiter darin, dass die alte Ornamentik im Vergleiche mit der neuen nichts weiter ist, als eine direkte Fortentwicklung der bodenständigen Kunst unter denselben ethnographischen Prämissen.

In der Beilage [Tafel VI *a)* und VI *b)*] sind etliche Muster von vorhistorischen und neuzeitlichen Verzierungsmotiven gegenübergestellt. In Fig. 1 *a)* und 2 *a)* sind Bordüren von Hemdärmeln slovakischer Stickereien aus Ung.-Hradisch und Kyjov abgebildet; Fig. 1 *b)* und 2 *b)* zeigen hingegen die Bordüren von prähistorischen Urnen

aus Obřan (Mähren) und Sopron (Ungarn). Bei allen vier Bordüren fällt das Dreieckmotiv auf, welches sinnvoll gruppiert, ein recht zierliches Bandornament bildet.

In 2 a) und 2 b) ist die Ähnlichkeit besonders auffallend, denn das gleiche Gruppieren von je drei Dreiecken, auf dem mittleren eine Art Fahne, ferner der in der Mitte in dreieckige Flächen geteilte Raum, ausgefüllt mit kreisrunden Verzierungen, macht die beiden Bordüren wirklich „enge verwandt“.

In Fig. 3—6 sind neuzeitliche Bronzeanhängsel und eine Schnalle aus Novohrad, Orava und Liptov als Erzeugnisse der Slovaken in Ungarn dargestellt; in Fig. 7—10 sind ähnliche Erzeugnisse aus prähistorischer Zeit zu sehen, die alle von Ausgrabungen in Ungarn stammen. An allen diesen Anhängseln fällt die grosse Ähnlichkeit der Ausführung, die Form sowie die Ornamentierung (kleine Kreise in der Mitte mit Punkten) auf. Auch die Form des Kopfes bei Fig. 3, 5 und 7 ist auffallend ähnlich; die spiralförmigen Windungen an den beiden Kettenenden in Fig. 3 und 5 sind auch jedem Archäologen genügend bekannt, denn er findet derlei Spiralen sehr häufig in Brandgräbern.

Der Zweck dieser kurzen Darlegung war lediglich die neugeschichtliche Forschung auf die vergleichende Ornamentik von Einst und Jetzt zu lenken, denn auch darin liegen greifbare Beweise für die Identität der Kelten und Slaven, wenn man auch davon ganz absieht, dass wir hiefür sogar direkte Beweise besitzen, denn auf jenen spät prähistorischen Erzeugnissen haben sich die Erzeuger selbst vielfach in runenähnlichen Zeichen verewigt, und werden jene Schriftzeichen, soweit bis heute schon verlässliche Lösungen vorliegen, auch als slavische Worte gelesen.

Altslavische Schriftproben.

X. Ein Marmor-Palimpsest von Südrussland.

Der russische Feldmarschall Suvorov fand bei der Besitznahme des Krim i. J. 1777 daselbst uralte Erdumwallungen, welche man anfangs gewohnheitsgemäss für solche römischen Ursprungs ansah. Bei der Aufgrabung wurden verschiedene Altertümer gefunden, wovon jedoch das meiste verständnislos verschleppt wurde; selbst eine nahezu 3 m hohe Marmorsäule, die allerdings nur ein Bruchstück ist, aber eine Inschrift aufweist, wurde nicht entsprechend gewürdigt. Sie

stand später lange unbeachtet in einem Hofraume in Petrograd und gelangte dann in den Besitz des Fürsten Potjomkin; später fand sie ihre Aufstellung in den Gärten des Fürsten Radzivil in Russisch-Polen. Ueber ihr weiteres Schicksal oder den heutigen Verbleib konnte einstweilen nichts Sicheres mehr festgestellt werden.

Die Inschrift, welche Kenner weder als griechisch noch als lateinisch bezeichneten, die aber auch keinem der bekannten Alphabete der Tataren, Perser, Chinesen, Araber oder Türken angehört, ist auch deshalb bemerkenswert, weil hier zwei verschiedenartige Schriften übereinander eingemeisselt sind, sonach hier ein steinernes Palimpsest vorliegt. Die jüngere Inschrift wurde später allerdings von Archäologen bestimmt als eine altslavische erkannt; die ältere, mechanisch zerstörte Inschrift, ist in bezug auf ihre sprachliche oder ethnische Zugehörigkeit nicht bekannt, muss aber besonders alt sein; man hält jedoch dafür, dass sie in Aegypten ausgefertigt wurde. Diese Annahme hat zwar eine sehr geringe Wahrscheinlichkeit, aber sie fand darin ihren Boden, dass man neben der Säule auch noch das Fragment eines marmornen Sphynxkopfes mit einer ähnlichen Inschrift fand, wie es die zerstörte auf der Säule ist. Man glaubte daher, beide Stücke stammen aus Aegypten, weil die Schriftcharaktere auch viele Aehnlichkeit mit jenen auf ägyptischen Mumien haben.

Ueber den Zweck der Säule stellte man allerlei vage Vermutungen auf. Am meisten fand die Ansicht Beachtung, dass sie vom ägyptischen König Sesostris stamme, der auf seinen Eroberungszügen überall Säulen errichten liess, und namentlich weil Herodot (II. 102, 103, 106) erzählt, er habe auf diesen Säulen allerorts die Tatsache verewigt, ob sich ihm ein Volk tapfer entgegenstellte oder ob es sich feige ergab; in letzterem Falle wurde am Schlusse der Inschrift immer eine weibliche Scham skulpturell angefügt. Ist diese Erzählung an sich höchst unglaubwürdig, da die Bewohner solche beschämende Wahrzeichen gewiss sehr bald vernichtet hätten, ist Sesostris selbst nur ein sagenhafter König, der übrigens in den Kaukasusländern keine Eroberungen machte. — Andere meinten, die Säule stamme vom Bosporanenkönig Leukon II., der in Pantikapäum (Chersones) residierte. Es sei dies ein Reichsgrenzzeichen gewesen und gehörte die Schrift einer kaukasischen (?) Sprache an. Freilich wusste man sich da wieder keinen Rat, wie man dies mit der Inschrift auf dem Sphynxfragmente in Einklang bringen soll, denn an die Möglichkeit, dass eine solche Skulptur doch nicht unbedingt ägyptisch sein muss, wagte noch niemand zu denken.

Immerhin ist man aber damit der augenscheinlichen Bestimmung der Säule als G r e n z z e i c h e n bereits wesentlich nähergekommen. Schon die erste Schrift enthielt wahrscheinlich nur eine Orientierung über die Grenze. Als aber gelegentlich die Besitzgrenze wechselte, musste natürlich auch die Inschrift geändert werden. So kommt es auch, dass die spätere Schrift, wie meistens auch bei Pergament-Palimpsesten, senkrecht über die erstere zieht, d. h. die ältere läuft horizontal, die jüngere aber von oben nach unten. — Dass aber Herodot diese Säulen alle den Aegyptern zuschrieb, ist naheliegend, denn er kannte ausser den Griechen und Aegyptern überhaupt keine anderen Kulturvölker an.

Ein eigentümliches Zusammentreffen bringt aber vielleicht auch einige Klärung in die sprachliche Zugehörigkeit der älteren Schrift, denn diese kann eine slavische Runeninschrift sein, analog wie sich eine solche auch auf der ägyptischen Mumienbinde im Landesmuseum in Zagreb (vrgl. auch: »Slav. Runendenkmäler, S. 109) vorgefunden, und die offenkundig einen slavischen Text enthält. — Die alten Slaven schrieben eben einmal mit Runen, mag dies nun in Europa, Asien oder Afrika gewesen sein. Um aber dies zu erfassen und solche Rätsel lösbar zu machen, muss man jedoch vorerst mit den heutigen Vorurteilen über die einstige Kulturlosigkeit der Slaven radikal brechen.*)

V. T. Ugorskij.

Sammelstelle für altslavisches Sprachgut.

»**Krčmar**« = Wirt, Gasthausbesitzer. Dieser Begriff kommt in gleicher Bedeutung schon in einem altpreußischen Gesetze v. J. 1307 in der Form »Krätschmar« vor. — Die so häufigen Familiennamen »Kratschmer, Kretschmer« im Deutschen sind daher nur ein verballhorntes »Krčmar«. Ž.

»**Krvarina**«. — Hiemit bezeichnen die Balkanslaven sowie die Albanesen seit altersher das B l u t g e l d, das S ü h n g e l d, denn unter gewissen Vorbedingungen kann man einen Totschlag, einen missglückten Mord oder eine schwere Verwundung statt der »Blutrache« auch mit Geld sühnen. Das Wurzelwort ist »krv, krev« = Blut.

*) Leider konnte hier kein Bild, daher auch keine verlässliche Lösung der Inschriften gebracht werden, da die Sendung eines alten Werkes (Olenin), das jene Reproduktion enthält, infolge Kriegsausbruches nicht mehr rechtzeitig der Redaktion zukommen konnte. Nichtsdestoweniger wurde der Artikel schon deshalb veröffentlicht, damit jene Inschrift nicht vergessen und deren Text später entziffert und öffentlich mitgeteilt werde.

»Šct«. — In alten Urkunden wird die Münze »scotus, scat, scatus« vielfach erwähnt und als eine solche lateinischen Ursprungs angesehen. Augenscheinlich ist aber »scotus« nur die romanisierte Form für »šct« (analog wie der Lateiner »scola« sagt, der Slovene »šola«, der Deutsche »Schule«), das im Slavischen als eine Münzeinheit für die Zolltaxe galt, und in der Raffelstettner Zollordnung (904 oder 906) tatsächlich als G r e n z a b g a b e bei Pasierung der bayrisch-oberösterreichischen Grenze vorgeschrieben war. Die Slovenen verstehen noch heute unter »sotar« den F l u r-, G r e n z w ä c h t e r; die ursprüngliche Form muss aber »šct« (= Grenze) gelautet haben, da sie sich in dieser Form sowohl als häufiger Orts-, Volks- und Familienname erhalten hat, wie z. B. in: Soteska, Suteska (= Grenzschlucht, Engpass, der zugleich eine Grenze bildet), Skotitas (Ort in Lakonien) Scotusa (Stadt in Thessalien), Schott, Schottwien, Schöttel, Schöderberg, Schottland (Scotia) u. a. — Auch in der nautischen Sprache haben die »Schotten« eine sinnverwandte Bedeutung; so nennt man nämlich jene eisernen Wände im Schiffskörper, die das eindringende Wasser bei einem Leck b e g r e n z e n sollen. — Im Deutschen bildete sich aus der Form »scat, scot« dann der Sammelbegriff S c h a t z, d. i. eine grössere Zahl von »scats«. — Ž.

»Trapeza«. Auf Seite 66 wurde beim Begriffe »trapeza« erwähnt, dass man den Tisch nach der Mahlzeit a u f h e b t, d. h. an die Wand befestigt, weshalb er auch mit Charnieren versehen ist. So scheint es aber auch in Frankreich oder in Bayern gewesen zu sein, denn im Parcival schreibt Eschenbach, dass die Tische rings im Saale standen und dass man dann die Tische hob, um tanzen zu können. Es macht den Eindruck, als wären auch hier die trapezförmigen Tische nur an Charnieren befestigt und zur Wand geklappt worden, wenn man Raum zum Tanzen gewinnen wollte, da man über zwei so grosse Räume eben nicht verfügte. Demnach muss man die alte deutsche Sprechweise »den Tisch aufheben« für »die Mahlzeit beenden« auch wörtlich nehmen und sie nicht als eine haltlose Redensart ansehen.

Es ist überdies bekannt, dass die Kroaten in Slavonien und Bosnien das Wort »trapeza« fast durchwegs als »trpeza« aussprechen. Es ist wahrscheinlich, dass sich erst aus der Form dieser Tische dann der geometrische Begriff »Trapez« bildete. B.

»Tul«. — Eine Ergänzung der Erklärung dieses altbekannten Begriffes (s. S. 67) bietet auch der Umstand, dass in den böhmischen Gegenden (übrigens auch anderswo) d e r S c h l e i f s t e i n b e h ä l t e r der Mäher gleichfalls »tul« genannt wird, da er ja auch eine Art

K ö c h e r ist. — Es ist unfassbar, wieso so viele böhmische wie sonst slavische echte, schöne und allgemein gebräuchliche Begriffe bei der Aufnahme in die Wörterbücher übersehen werden konnten; es ist daher noch eine grosse Arbeit zu verrichten, ehe diese Unzukömmlichkeit wieder gutgemacht wird. S.

Viha (böhm.), veha (slov.) — So benennen die meisten Slaven ein S t r o h s i g n a l, den S t r o h w i s c h als Warnungs- oder Orientierungszeichen; namentlich kommt dieser Begriff in alten böhmischen Urbarien wiederholt vor. — Im Deutschen bildete sich hiefür, der üblichen Diphtongierung folgend, der Begriff W e i c h e, d. i. jene Stelle, die gekennzeichnet ist, um nicht betreten zu werden, der man daher a u s w e i c h e n muss. H.

»**Ven**«. — Altslav. = Grenze. Im »Wessobrunner Gebet«, einer althochdeutschen Handschrift aus dem Anfange des IX. Jahrhundertes, findet sich schon die erweiterte Form »wenti« in derselben Bedeutung vor. Der bildlich wie sprachlich verwandte deutsche Begriff ist: w e n d e n, d i e W e n d e, d. h. die Zeit oder der Ort, welche eine Handlung b e g r e n z e n. H.

»**Vondan**«. — In der Romanze »Das Kampfspiel« der Königinhofer Handschrift kommt dieser Begriff in der Bedeutung: e r s c h ö p f t, e n t k r ä f t e t in den Versen:

»I tak uondána běsta,
oba z dráhy vystúpista«. (Als nun beide e r s c h ö p f t waren, traten sie aus dem Kampfplatze.)

Man hielt dies nun allgemein für einen Germanismus, doch ist dies vollkommen unlogisch, denn weshalb soll das Zeitwort »vondati« (= herausgeben) ein Germanismus sein, da es geradeso gebildet ist, wie etwa »izdati« (= ausgeben, verraten), »oddati« (= abgeben), »vydati« (= ausgeben, ausliefern?) — Auch die Slovenen gebrauchen den Begriff »vundan« in gleichem Sinne, und hat sich bei diesen gleichfalls die Ansicht eingelebt, als ob dies ein arger Germanismus wäre, was natürlich auch unzutreffend ist. Ž.

»**Zeman, Zemjanin, Zemjenik**«. — Die Etymologie dieser Hoheitsbegriffe, welche in den verschiedensten Formen und seit den ältesten Zeiten bei den Nordslaven im Gebrauche standen, scheint im deutschen Worte G r u n d h e r r am prägnantesten wiedergegeben zu sein. Das Grundwort ist »zemlja, země« = die Erde, der Grund, der Kulturboden. In der Mythologie der alten Preussen erhielt der Begriff sogar schon einen mythologischen Wert; man glaubte, dass dies der Gott der Landleute war, was ja organisch richtig ist, wenn man den

Grundherrn eben als ein höheres Wesen ansah. — Im Altböhmischen — wie z. B. in der Königinhofer Handschrift — hat der Begriff »zeman« und »zemanka« die Bedeutung von: Edelmann, Edelfrau. — Ž.

Wissenschaftliches Allerlei.

Nochmals: »Hat der »Barbar« Attila Münzen geprägt?

Der Artikel »Hat der »Barbar« Attila Münzen geprägt?« (3. Heft, S. 242) hat mit dem Apell an die Oeffentlichkeit eine weitere Klärung gebracht.

Der k. k. Obergeometer Fr. Kačena (Prag) sandte der Redaktion eine Attila-Münze zu; derselbe kam seiner eigenen Mitteilung nach auf folgende Art zu dieser numismatischen Kuriosität. — Er erhielt i. J. 1894 als Geometer in Bosnien den Autrag einen Teil der staatlichen Wälder im Kreise Bos. Gradiska (Berbir) zu vermessen, die an deutsche Kolonisten übergeben werden sollten. Diese zogen auch ein und begannen ihre Kulturarbeit. Beim Graben eines Brunnens fanden sie im Schotter eine grössere verkrustete Münze. Sie kochten sie in Milch aus, rieben sie sodann mit einem Tuche ab und glaubten nun, da sie gelb schimmerte, sie bestehe aus Gold, obschon das relativ leichte Gewicht dagegen sprach. Als der Geometer gelegentlich bei den Kolonisten zu tun hatte, zeigten sie ihm die Münze und fragten ihn nach Alter und Wert derselben. Er erklärte ihnen nach entsprechender Besichtigung, die Münze sei aus Bronze, habe daher keinen Edelmetallwert, sie gehöre aber ihres Alters sowie ihrer Seltenheit wegen in ein Museum. Sie widmeten ihm nun die Münze mit dem Bemerken, er möge sie behalten, falls sie für ihn Interesse habe, umsomehr er ihnen viel Gutes erwiesen habe.

Seither blieb die Münze in Verwahrung jenes Geometers, der sie sorgfältig hütete, zumal er in keinem Museum auch nur eine ähnliche vorfand; so oft er sie jedoch jemandem zeigte, musste er hören, dass sie ein Falsifikat sei.

Diese in Fig 1a) und 1b) in Originalgrösse dargestellte Münze ist jedoch tatsächlich kein Original, aber auch keine Fälschung, sondern nur eine verkleinerte Nachprägung einer offenkundig echten Attila-Münze, wie eine solche im »Römerwalle« von Passau gefunden wurde, und besitzt der Verfasser auch eine solche, deren Fundort aber nicht mehr bekannt ist, da sie schon längere Zeit einer

numismatischen Sammlung angehörte. Fig. 2 zeigt die Aversseite der echten Attila-Münze in Originalgrösse.*)

Wir wollen nun die Münze Fig. 1 abtun. Dieselbe als ein Falsum zu bezeichnen ist niemand berechtigt, da sie auch niemanden täuscht. Sie ist schon einmal nicht gegossen, wie die Vorlage, sondern geprägt; sie ist viel kleiner gehalten, als die Vorlage; sie trägt die Zahl

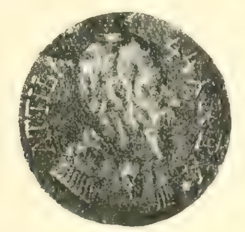


Fig. 1a)



Fig. 1b)

»441«, womit wohl die Einnahme Aquilejas festgelegt sein soll, die auf der Vorlage fehlt und nebstbei unmöglich ist, weil die christliche Aera erst im VI. Jahrhunderte vom Abte Dyonisius Exiguus angeregt wurde und erst im VIII. Jahrhunderte praktische Ver-

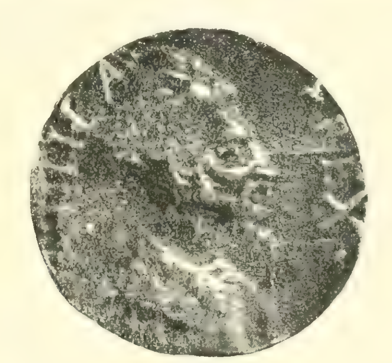


Fig. 2.

wertung anzunehmen begann. Ueberdies muss der Nachmodelleur eine abgewetzte Vorlage gehabt haben, nachdem er die Details der Hauptfigur nicht voll erkannte, was noch später dargelegt werden soll. Diese Nachprägung ist daher ein eigenartiges Kuriosum, das wahrscheinlich für Numismatiker hergestellt wurde, was bekanntlich

*) Die Reversseite ist jener in Figur 1b) gleich, aber hier nicht illustrativ dargestellt, weil sie ziemlich stark abgewetzt ist. — Da auch die Nachprägung der bisherige Besitzer dem Verfasser verehrte, können Interessenten nun beide Münzen beim Verfasser besichtigen oder nachprüfen. — Die Meinung, dass die Passauer Münze aus Silber und vergoldet sei, dürfte wohl ein Irrtum sein; wahrscheinlich ist sie auch aus Messing.

in jenen Fällen erfolgt, wenn ein Original höchst selten, in festen Händen oder überhaupt nur in einem Exemplare vorhanden ist. Wann die Nachprägung erfolgte, ist deshalb schwer zu bestimmen, weil die Münze einerseits recht neuzeitlich aussieht, andererseits aber die Fundstelle dagegen spricht, denn sie wurde etwa 30 cm tief an der Grenze der Humus- und Schotterschichte gefunden. Dahin konnte sie wohl nur durch die Pflugschar eingedrungen sein; doch standen daselbst i. J. 1894 schon mehr als hundertjährige Eichen, es wäre denn, dass sich infolge der Inundationen in verhältnismässig kurzer Zeit eine so beträchtliche Humusschichte gebildet hätte. Das Alter dieser Nachprägung muss daher doch mit mindestens 200 Jahren angesetzt werden. — Diese Nachprägung verdient — abgesehen vom Liebhaberwert — in bezug auf die künstlerisch hochgespannte Ausführung in der Münzprägekunde gewiss eine entsprechende Beachtung.

Von unvergleichlich höherem Werte ist jedoch die Münze in Fig. 2, denn sie bringt uns überraschende Aufklärungen über Dinge, die wir wohl schon ahnten, aber bisher doch zu wenig kulturdokumentarisch belegt vorfanden.

Die Münze ist aus Bronze gegossen; die Umschrift »Attila rex« und »Aquileja« ist wohl ziemlich derb ausgefallen, hingegen ist die Hauptfigur gut gelungen. Da aber zugleich eine Oese mitgegossen ist, diente diese Münze wohl auch kaum je als Zahlungsmittel, sondern dürfte überhaupt gleich als Medaille erzeugt worden sein. Es war dies demnach entweder eine Erinnerungsmedaille an Attila als Sieger von Aquileja, oder aber galt das Stück als Talisman oder Amulett für die Krieger, was aus folgendem geschlossen werden kann.

Es stellt sich hier eine neue überraschende Bestätigung ein, dass die wendisch-heidnischen Devotionalien, wie sie in Žunkovičs Werke: »Slavische Runendenkmäler« (S. 17—45) beschrieben sind, doch echt sind, nachdem hier wieder dieselben Voraussetzungen, wenn auch in einer ganz anderen Form, auftauchen. Die richtige Erklärung für das Aversbild der Medaille wird aber erst auf dieses hin möglich. In der Hauptfigur ist nämlich durchaus nicht das Portrait Attilas angebracht, sondern in dieser hat der Medailleur nur in äusserst genialer Weise den menschlichen Kopf mit jenem eines Löwen kombiniert, was schliesslich auf den ersten Blick auffällt. Dass dabei die Physiognomie Attilas weitgehendst berücksichtigt wurde, ist wahrscheinlich, denn z. B. die südslavische, typisch herabgebogene Nase behielt der Künstler bei, trotzdem er dabei das äussere Gepräge des Löwenkopfes durch Vorschiebung des Mittelgesichtsstückes hervorbringen musste. — Ueberdies sitzt auf dem Kopfe eine Gans und auf dem Brustharnisch ist auch nicht ganz zufällig ein Stierkopf in Relief angebracht. Die Hauptfigur trägt also hier genau so die Trias der militärischen

Kardinaltugenden tierallegorisch zur Schau, wie alle Radegast-Statuetten nordwendischer Provenienz, die überdies slavische Runeninschriften aufweisen. (Vergl. Fig. 3—5.) Der Löwenkopf deutet auf den persönlichen Mut, der Stierkopf auf die Stärke und die Gans auf die Wachsamkeit des Feldherrn, des Kriegsgottes oder des Kriegers im allgemeinen.*)

Fig. 3.



*) Dass die Gans ein weit verlässlicheres Tier für die nächtliche Wachsamkeit ist als der Hund, scheint den militärischen Kreisen heute nicht mehr bekannt zu sein. Die Gans hört das subtilste Geräusch, und gibt solches, je näher es kommt, mit einem immer lautlich gesteigertem Gegacker an. — Die kapitolinischen Gänse bilden jedoch, soweit bekannt, die einzige geschichtliche Erwähnung dieses ergänzenden Hilfsmittels für den Wachdienst in den Fortifikationen.

Unsere Medaille gibt uns auch sonst verschiedene wertvolle Aufklärungen. — Vor allem ist es klar, dass ihr Alter ein mit Attila synchronistisches ist, sie daher ungefähr aus dem Jahre 450 stammen muss, denn es ist völlig unverständlich, dass jemand nach Attilas Tode ihm in dieser Form eine Ehre erwiesen hätte, da ja hiezu — wenigstens geschichtlich — nicht der geringste Anlass zu entdecken

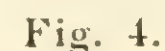


Fig. 4.



Fig. 5.

ist. — Eine weitere Bedeutung hat die Medaille auch für die Aufklärung der altslavischen Kulturgeschichte, denn sie zeigt, dass die Altslaven tatsächlich Bronzeskulpturen erzeugten und dass sie die militärischen Haupttugenden schon in ältesten Zeiten allegorisch darstellten, denn die Idee für die bildlichen Darstellungen der Medaille wie der Devotionalien hat jedenfalls einen gemeinsamen Ursprung, und ist in beiden Fällen von hochwertiger künstlerischer

Konzeption. Augenscheinlich ist aber die Medaille weit jünger, als die Devotionalien, doch muss zur Zeit, als die Nachprägung (Fig. 1) erfolgte, der Umstand mit den drei allegorischen Soldatentugenden schon in Vergessenheit geraten sein.

Besonders willkommene Ergänzungen gibt uns aber die Medaille auch betreffs des Zeitalters Attilas, denn sie bringt neue Beweise zu, dass alle geschichtlichen Daten über die Hunnen unwahr oder in der dermaligen Fassung unmöglich sind. Die Figur selbst ist mit Panzer und Kettenhemd bekleidet; das stimmt recht wenig zu den bekannten Schilderungen über die völlige Kulturlosigkeit der Hunnen. Auf Attila, die »Geissel Gottes«, werden Denkmünzen geprägt; wer soll einem solchen Wildling par excellence eine solche Kultur- und Kunstehre erwiesen haben, falls keine begründete Veranlassung vorlag? Tat man es aus Servilismus, wofür eventuell die lateinische Umschrift sprechen würde, so beweist dies nur wieder, dass es damals doch eine relativ hohe Kultur gab. — Weiters wird Attila als überaus hässlich geschildert; dieses Urteil ist wahrscheinlich erst der Medaille entnommen, und konnte demnach nicht anders ausfallen, denn ein Tituskopf kann aus dem Zusammenfliessen eines Mannes- und eines Löwenkopfes niemals werden. Solche Kombinationen waren aber einst tatsächlich gangbar, weil sich analoge Bilder auch bei den wendischen Bronzeskulpturen vorfinden.

Wir wissen aber heute auch, dass die geschichtlichen Ereignisse der Hunnenzeit gefälscht oder entstellt sind, weil sie durchwegs Behauptungen enthalten, deren eine die andere aufhebt. Nach allem, was bis jetzt zu entnehmen ist, war Attila ein hochangesehener s ü d s l á v i s c h e r Fürst. Die bekannte Erzählung, dass ihm die byzantinische Kaiserstochter Honoria heimlich einen Heiratsantrag stellte, würde auch dafür sprechen. Desgleichen die Heirat der Burgunderfürstin Krimhilde, denn die Brautfahrt ging über Wien donauabwärts; eine tiefere Klärung kann jedoch in diese unverständliche Begebenheit erst kommen, bis die Urquelle des Nibelungenliedes aufgedeckt sein wird. — Nach Attilas Tode verloren sich die Hunnenhorden angeblich in den Volga-Steppen und das Volk löschte sich selbst auf der Völkertafel aus. So die Geschichte. Aber im VIII. Jahrhunderte fallen die Hunnen — es waren dies angeblich Kroaten — in Kärnten ein; im X. Jahrhunderte gab es in Norddeutschland ein mächtiges Hunnenvolk, mit dem der deutsche Kaiser ein Bündnis schloss. Im XII. Jahrhunderte wohnten Hunnen nördlich des Schwarzen Meeres, wie das Igor-Lied sagt. Auf den Katalaunischen Feldern, deren Lage man überhaupt nicht kennt, die aber vor allem am Balkan zu suchen sind, wurde Attila angeblich vollkommen geschlagen, woraufhin ihm

aber der Kaiser von Byzanz den Tribut erhöhte, also Vorkomnisse, die jeder nüchternen Logik Hohn sprechen. Nach allem ist auch zu bezweifeln, ob Attila je Aquileja zerstörte, denn es scheint eher, dass er das Gebiet und die Stadt eroberte, und dort, wenn auch nur vorübergehend, residierte.

Es wird daher dringend notwendig die Zeit Attilas von Grund aus und unter Heranziehung aller ältesten geschichtlichen wie kulturellen Belege völlig von neuem zu durchforschen, denn die ganze Völkerwanderungsepisode in der Geschichte scheint nichts weiter als ein gut erfundener Trick zu sein, um die Bodenständigkeit der Slaven in Europa zu verdunkeln und gerade diese europäische Grundkultur, auf die später allerdings andere Reiser aufgepfropft wurden, unglaubwürdig zu machen. Doch die helle Sonne der objektiven Forschung bringt immer weiteres Licht in diese Falschmünzerei der Völkergeschichte.

M. Žunkovič.

»V. Hanka fecit?«

(Beitrag zur neuen Lesung des Kryptogrammes in der Handschrift von Grünberg.)

Es handelt sich uns hier nicht darum die ziemlich umfangreichen Abhandlungen über die Echtheit der Handschrift von Grünberg noch zu vergrössern, sondern nur um einen Erklärungsversuch des rätselhaften Kryptogramms auf Seite 4, 3. Zeile von unten (s. auch Tafel V.).

Im Jahre 1899 kombinierte, dichtete, eliminierte, drehte und wendete Prof. L. Dolanský jene Zeichen so lange herum, bis er ein »V. Hanka fecit« herauslas, welche »Entdeckung« die Gelehrten wie Laien derart hypnotisierte, dass die Handschrift von Grünberg, wie auch jene von Königinhof, von nun an, wie selbstverständlich, als notorische Fälschungen angesehen wurden; einer einfachen Nachprüfung unterzog aber unglaublicherweise jene »Entdeckung« niemand.

Die Lesung Dolanskýs ist jedoch völlig unhaltbar und nebstbei direkte bei den Haaren herbeigezogen, wovon wir uns schon aus der Kopie des Kryptogramms in Palacký-Šafaříks Werke: »Die ältesten Denkmäler der böhmischen Sprache« (1840) mühelos überzeugen können (s. Fig. 1). Die Stelle ist ein Chronogramm, dessen vier erste Buchstaben als **An Di**, d. i. »Anno Domini« zu lesen sind; die weiteren Zeichen deuten folgerichtig eine Jahreszahl an, u. zw. augenscheinlich eine dreiziffrige; deren Lesung muss jedoch unentschieden bleiben, bis vielleicht durch weitere Vergleiche mit alten Chronogrammen eine positive Deutung herbeigeführt wird.

Was mit dieser Stelle in der Grünberger Handschrift geschehen ist, bleibt ein Rätsel. Tatsache ist, dass an dieser Stelle paar Textworte sein müssten, die der Zusammenhang des Inhaltes erfordert. Diese sind jedoch nicht dort; hingegen hat jemand später den leeren Zeilenrest mit obigem Chronogramm ausgefüllt, ein folgender ihn aber wieder mit Zinnober überstrichen, so dass später erst die Photographie die untere Schrift hervorzaubern konnte. Doch hat der Ueberstreicher dafür gesorgt, dass der nun gedeckte Text nicht völlig verloren gehe, denn er hat ihn auf die Farbfläche in punktierter, daher weniger auffallender Manier übertragen.

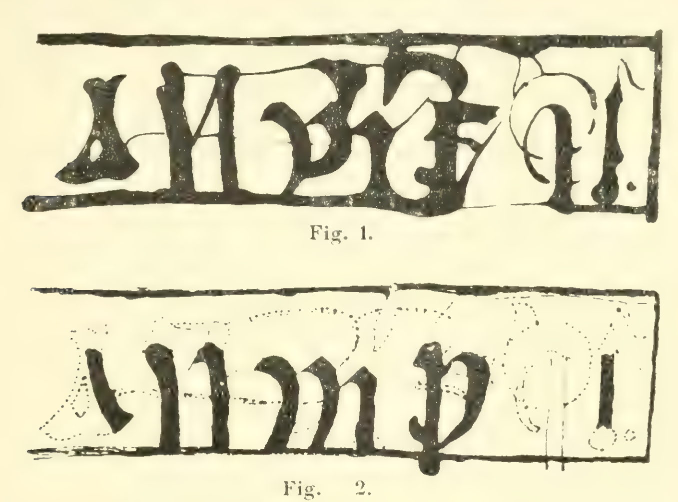


Fig. 1.

Fig. 2.

Lesen wir nun die Stelle als »An. Di.«; so lesen wir natürlich; wie gelangt aber Dolanský zu seinem Resultate: er dreht gleich das A um, um das erwünschte V zu erhalten; er dreht das D um und erhält das notwendige a; das vierte Zeichen (offenkundig i) passt ihm nicht; er lässt es aus, indem er es mit dem d zu einem gotischen n gestaltet; ein k kombiniert er aus den oberen Schnörkeln und dem selbstkonstruierten n; der sechste Laut, ein a, enthält angeblich auch ein e, c und j; letzteres ist jedoch als i zu lesen; er braucht diese, daher dichtet er sie zu; das f und t dreht er jedoch nicht um. Dolanský findet im Kryptogramm lateinische wie gotische Buchstaben vermischt; wir nicht. Er liest auch ein »fecit«, weil er es hiezu braucht; dass es im Kryptogramm nicht steht, auch als Abbreviatur nicht, liegt ausser Zweifel. Bei Anwendung einer solchen gewalttätigen Gymnastik lässt sich schliesslich aus jedem Texte alles lesen, was man haben will.

Hanka, welcher dieses Chronogramm eingeschmuggelt haben soll, um sich als genialer Fälscher selbst ein Denkmal zu setzen, wie dessen

Gegner behaupteten, las diese Stelle als »u niei stasta« (»bei ihr standen«), andere deuteten sie wieder anders; die wahre, handgreifliche Lösung brachte jedoch niemand. Die in Fig. 2 besonders hervortretenden dunklen Striche, die ein »geistreicher« Prager Universitätsprofessor als »lump« (Hanka) entdeckt haben wollte, sind keine Buchstaben für sich, sondern es hat offenkundig jemand in längst vergangener Zeit das verblasste Chronogramm nachgebessert, damit es wieder leserlicher werde.

Hiemit ist, wie wir glauben, das berüchtigte »V. Hanka fecit« aufgeklärt und der falsche Alarm, den Prof. Dolanský hiemit verursachte, hoffentlich dauernd beigelegt. Ob die Grünberger Handschrift nun weiter als echt oder als gefälscht gehalten wird, ist einerlei; wir wollten hiemit lediglich beweisen, dass der »sensationellste« Beweis für die Fälschung derselben schon im Prinzipe falsch, daher völlig wertlos ist; dass aber auch diese Schriftstelle sehr alt ist, darüber besteht wohl kein Zweifel. — Jos. Vl. Hrubý.

Anmerkung der Redaktion. — Dem Uneingeweihten wirft sich die Frage auf, wieso es je möglich war, auch nur einen Gläubigen für diese sichtlich haarsträubende »Entdeckung« Dolanskýs zu finden, da sie ja doch nur von einem Phantasten oder pathologisch Belasteten stammen konnte. Wer jedoch den subtilen Zweck der Fälschungserklärung der altböhmischen Handschriften seitens gewisser böhmischer Universitätsprofessoren sowie die Psychologie ungesunden Strebertums kennt, findet auch den festen Boden für diese Möglichkeit. — Dem Professor Masaryk handelte es sich seinerzeit, wie einst dem Herostratos, sich auf irgendeine Weise rasch einen Namen zu machen. Dazu schien ihm das Wegwerfen des Wertes der schönen altböhmischen Handschriftenliteratur pro forma, — denn den wirklichen Wert konnte sie deshalb doch niemals einbüssen —, wie geschaffen, um unter dem Mantel geheuchelter Deutschfreundlichkeit rascher seine Ziele zu erreichen. Unter Masaryks Helfershelfern hat nun Dolanský mit seinem »V. Hanka fecit« wohl den unsinnigsten Beitrag hiezu geliefert. —

Die Magyarisierungsmethode der slavischen Ortsnamen.

Im 2. Hefte des »Staroslovan« war auf Seite 164 folgender Satz zu lesen:

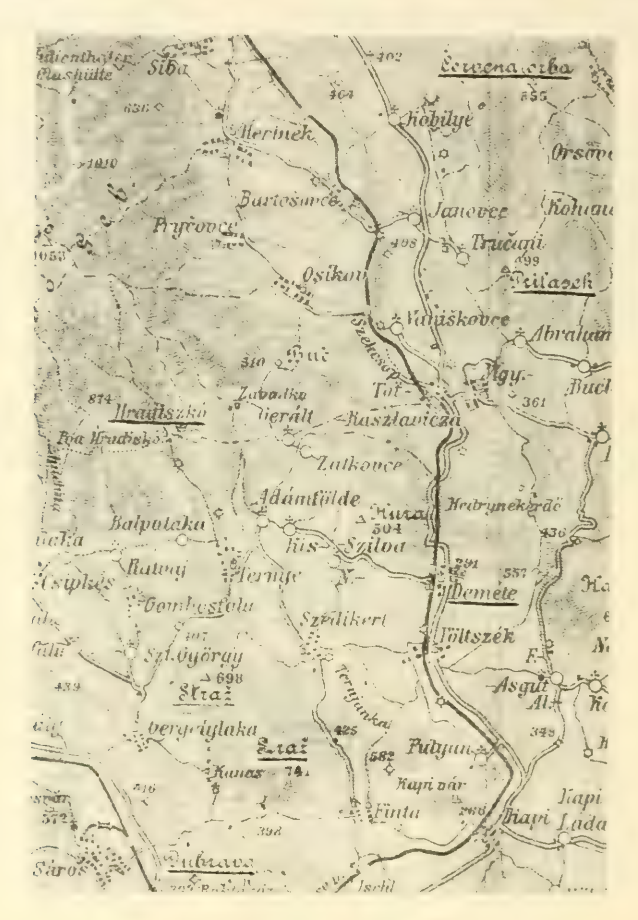
»Die Militärkarten haben einen wichtigeren Zweck, als eine Ablagerungsstätte von Etymologien beschränkter politischer Beamten zu sein. Truppen- und Generalstabsoffiziere wissen da manche Episode zu erzählen, die durch solche Willkürlichkeiten schon im Frie-

den zu grossen, mitunter recht unangenehmen Folgen führte; der Feldzug 1866 in Böhmen hat auch schon so manchen bedenklichen Fingerzeig hiezu gegeben; und ist es gänzlich ausgeschlossen, dass wir unsere Militärkarten im Ernstfalle nicht mehr benötigen werden? -- Für solche gefährliche Witze ist dies jedenfalls das unrichtigste Feld usw.« — Dieses am 15. Juni 1914 ausgesprochene prophetische Wort hat sich bereits erfüllt.

Um nun ein anschauliches Bild zu geben, wie sich die Metamorphosen des magyarischen Chauvinismus bei der Unterdrückung oder Verballhornung der slavischen Ortsnamen schichtenweise präsentieren, wird im Nachfolgenden ein kleines Gebiet, zwischen Bartfeld und Eperies gelegen, illustrativ geboten. Das eine Kartenbild zeigt die Ortsnamenformen, wie sie noch in der Generalkarte v. J. 1909 offiziell gebräuchlich waren, das zweite jene v. J. 1911, um darzulegen, was in Ungarn an Magyarisierung der Ortsnamen innerhalb zwei Jahren amtlich geleistet wird.

Es seien hier nur einige krasse Differenzen hervorgehoben, die mitunter sogar einen tragikomischen Charakter tragen, weil sie offen hinweisen, dass es sich dabei den Magyaren durchaus nicht darum handelt den Kriegszweck zu fördern oder die Geschichte oder Sprache berichtigen zu wollen, sondern nur darum, dass die Ortsnamen ihre slavische und geschichtlich begründete Originalität und Bedeutung einbüssen, d. h. ein magyarisches Gepräge erhalten. Ist aber schon an sich etwas Unnatürliches nicht von Dauer, so weiss man auch, dass das bodenständige Volk solche Kunst- und Zwangnamen überhaupt nicht anwendet oder in absehbarer Zeit nostrifiziert. So wurde z. B. aus »Kobilje« zuerst ein »Kobilye« und dann (1911) ein »Lófalu«. Der magyarische Ortsnamenschuster ging dabei folgend vor: da »kobila« im Slavischen S t u t e bedeutet, meinte er, der Ortsname sei identisch mit »Stutendorf« und übersetzte diesen Namen ins Magyarische als »Lófalu«, d. i. P f e r d e d o r f. — Dass dieser Ort zuerst »Kopilje«, also etwa: S c h a n z e n o r t, W a l l g e b i e t (»kopati« = graben) lautete, davon hatte der Magyarisator natürlich keine Ahnung, und so fiel ein ehrlicher historischer Ortsname einer wahnwitzigen sprachlichen Brutalität von Amts wegen zum Opfer. Die Dorfbewohner — es ist ein rein slovakisches Dorf — fühlen zwar weiter diese alberne Vergewaltigung nicht; sie lachen nur darüber, denn als ich nach dem Ortsnamen fragte, nannten sie ihn unisono »Kobilje«. Mein Hinweis, dass auf der Ortstafel doch »Lófalu« steht, wurde dahin aufgeklärt, dass auf der Tafel allerdings ein ungarischer Name aufgeschrieben sei, aber um diesen Namen schert sich niemand.

Weiter wurde »Janovce« zu »Berczalja«, hingegen »Vaniškovce« zu »Iványos«; »Bartošovce« zu »Bartosfalva«, »Osikov« zu »Osziko«. Besonders erbärmlich erscheint aber bei dieser Barbarei die Namensänderung der Orte »Hradiszko« und »Pod Hradisko«, — siehe schon die Inkonsequenz in der Schreibweise des s —, in »Radoskö« und



Generalkarte a. d. J. 1909.

»Radosköalja«, wobei es sich dem Magyarisator lediglich um die Verunreinigung des Originalnamens handelte, damit dessen Slavizität verwischt wird und die Erkenntnis, dass hier einst ein s l a v i s c h e s »hradisko« (= Wallburg) stand, dem magyarischen Geschichtsfälscher nicht weiter im Wege stehe.

Gegen derlei barbarische Sprachperversitäten sollte sich schon längst die ganze wissenschaftliche und Kulturwelt energisch gestellt haben. Freilich werden alle diese sinnlosen Namen mit jenem Mo-

mente wieder gegenstandslos, als einmal eine grosszügige sprachliche Aufhellung der allgemeinen Ortsnamenbildung einsetzen wird, denn da wird man mit der sprachlichen Entkernung doch wieder die alten Ortsnamen, die sich glücklicherweise in den verschiedenen Werken originell erhalten haben, hervorholen, alle gewaltsam kon-



Generalkarte a. d. J. 1911.

struierten Namen aber vollends ignorieren müssen. — Welche Nachteile diese chauvinistischen und im Prinzipe eigentlich auch unpatriotischen Geschmacklosigkeiten der militärischen Sache im jetzigen Kriege brachten, darüber kann jedoch erst, bis eine Uebersicht da ist, ausführlicher gesprochen werden.

Sonderbar ist es aber, dass z. B. die slavischen Höhennamen in derselben Gegend, wie: Straž (zweimal), Prilasek, Buč, Červena orba, Hura u. ä. sogar die Magyaren nicht besonders interessieren, weil

sie dieselben so belassen, wie sie sie vorgefunden haben. Der Grund liegt zweifellos darin, dass ein Ortsname doch in politischer Hinsicht ein dankbareres Magyarisierungsobjekt ist, als irgendeine Höhe, auf der man nicht einmal auffällig eine Namensänderungstafel anbringen kann, und wo es noch aussichtsloser ist bei der nahezu ungemischt slovakischen Bevölkerung mit der zwangweisen Umbenennung einen praktischen Erfolg zu erzielen.

Die politische Seite dieser Gewalttätigkeiten mag uns im allgemeinen irrelevant bleiben; vom rein wissenschaftlichen Standpunkte hingegen haben die Magyaren mit dem Ueberfalle auf die geschichtliche Integrität der Ortsnamen der Mitwelt durchaus keinen Kulturbeleg geboten. Hptm. A. J.

Der böhmische Adel vor dem Jahre 1620.

Karl v. Bienenberg, der i. J. 1778 das Werk: »Versuch über einige merkwürdige Altertümer im Königreiche Böhmen« (Königgrätz) ausgab, veröffentlicht darin (S. 133/III.) das böhmische Epitaph des i. J. 1620 am 1. Feber,*) also vor der Schlacht am Weissen Berge, verstorbenen Edlen Heinrich von Slavata, und fügt hieran folgende Bemerkung:

»Man merke wohl, dass diese Aufschrift in der Landessprache gesetzt seye, welches zum Beweis dienet, dass damals der Adel noch nicht die Nationalsprache verkennet, sondern eine wahre Ehre hieraus gezogen hatte, dessen Verlaugung und gefällige Nachgaffung gar bald nach der Weisenberger Schlacht auf die Art erfolgte, dass dermal Menschen gefunden werden, die fast keine, weder böhmische noch deutsche Sprache, mehr recht verstehen«.

Seither hat der böhmische Nationaladel, bis auf sehr wenige rühmenswerte Ausnahmen, auf seine eingentliche Abstammung völlig vergessen, und ist bisher auch kein Fall zu verzeichnen, dass sich jemand bestrebt hätte, seinen germanisierten Namen wieder durch den ursprünglichen zu ersetzen, obschon man bei vielen dieser Adelsgeschlechter den Originalnamen noch heute sehr gut weiss. F. H.

*) Bei diesem Epitaph fällt die Angabe der Sterbestunde »zwischen 23 und 24 Uhr« auf. Das Zählen der Stunden bis 24 muss daher in Böhmen einmal geläufig gewesen sein.

Wissenschaftliche Fragen und Antworten.

Hier werden ausschliesslich solche einlaufende Fragen veröffentlicht und fallweise beantwortet, die das Gepräge eines breiteren wissenschaftlichen Interesses tragen.

Frage 8. — Slavische Aera. — Mehrfach wurde angefragt, weshalb die Jahresdaten in so vielen altslavischen Urkunden mit dem Jahre 5510 (oder 5509) beginnen.

Antwort. — Nach allem, was bisher bekannt ist, müssen die Altslaven eine eigene Aera eingeführt gehabt haben. Ob diesbezüglich jemals schon etwas Positives festgelegt wurde, ist der Redaktion nicht bekannt; augenscheinlich ist aber diese Frage noch kaum je ernstlich erörtert worden, da man doch über die Altslaven bis in die allerjüngste Zeit unglaublich verworrene Kenntnisse hatte. Zu positiven Daten dieser Richtung können wir allenthalben erst gelangen, bis alle oder doch viele Daten jener altslavischen Aera der vergleichenden Forschung bekannt oder zugänglich sein werden; einstweilen ist aber damit erst ein kleiner, wenn auch vielversprechender Anfang gemacht worden.

Bibliographie.

Alle einlangenden Werke werden grundsätzlich mit Titel, Verlag und Preis angeführt; jene, welche altslavische Themata berühren, auch kurz besprochen, eventuell noch später eingehender gewürdigt. — Unaufgefordert zugesendete Werke werden nicht zurückgestellt.

Götzinger und Leiter, Zur Landeskunde des Donaudurchbruches der Porta Hungarica und ihrer Umgebung. — Wien 1914. (Sonderabdruck aus den Mitteilungen der k. k. Geograph. Gesellschaft in Wien.)

Als Hauptanziehungspunkt der diesjährigen Exkursion der Wiener Geographischen Gesellschaft galt das historisch-geographisch wie physikalisch ungewöhnlich interessante Theben am Donaudurchbruche nächst Pressburg. Haben nun die Verfasser in dem Exkursionsberichte eine wissenschaftlich wertvolle, weil sachlich gründliche Darlegung im allgemeinen geboten, so müssen wir im speziellen einige ernste Einwendungen dagegen machen, soweit es sich dabei um Slavistisches handelt.

So heisst es auf Seite 21: »Einen Anhaltspunkt dafür, welches Volk hier vor den Magyaren wohnte, gibt uns der Ortsname Dévény, der aus dem slavischen devín hervorgegangen ist, aus dem sich Theben bildete, welche Form bereits in der Zeit des Mathias Corvinus nachweisbar ist. Der Name Děvín kommt als Dovina wiederholt vor und heisst so viel als Jungfrauenburg (Magdeburg) und ist auch mit Göttinburg übersetzt worden. Diese Bezeichnung kommt gleichfalls im Ungarischen vor und es wird mit Leányvár (= Mädchenburg) die Ruine zwischen den Gemeinden Wolfstal und Berg, knapp an der österr.-ung. Grenze, benannt«. — Nahezu ein Dezennium dürfte schon verstrichen sein, seit Žunković, heute der führende Mann in der kosmopolitischen Sprachforschung, dargelegt hat, dass im Ortsnamen Děvín durchaus nicht »děva« (= Mädchen, Jungfrau, mag. leány) sondern »divati« (= ausblicken) die grundlegende Wurzel bildet, demnach Theben sprachlich: Aussichtspunkt, Auslug gleichkommt, und doch wird uns da wieder ein längst abgetanes Märchen allen Ernstes und unter dem Mantel der Wissenschaft aufgetischt.

Dieser Etymologie pflichten aber anderseits die Verfasser unbewusst selbst bei, indem sie (S. 25) weiter schreiben: »Der Kobel bietet eine ganz vorzügliche Aussicht über das Land und so mag er wiederholt seit den ältesten Zeiten in Kriegen als Beobachtungspunkt für die Donau und Marchgegend verwendet worden sein. Man sieht bei klarer Witterung im S den Neusiedlersee und im W die Ausläufer der Alpen bei Wien«. —

Dass die Verfasser den Kobel mit »kobyla« (= Stute) auslegen und nicht mit »kopila« (= Schanzen, Gräben) ist eine weitere Folgeerscheinung des Nichtbeachtens der heutigen Fortschritte der toponomischen Etymologie, in welcher sich zugleich die verlässlichste Kulturgeographie birgt. Aber auch hier bestätigen die Verfasser, ohne es zu fühlen, unsere Auslegung, denn sie fügen bei, dass auf dem Gipfel des Kobels heute Gräben sind, welche jedoch erst i. J. 1809 von den Franzosen aufgeworfen worden seien, was natürlich unzutreffend ist, nachdem die Bezeichnung »Kobyla« schon weit älter ist; wahrscheinlich haben die Franzosen nur die vorgefundenen Wälle und Gräben lediglich wieder für ihren Gebrauch instandgesetzt.

Dass die Verfasser auch noch strenggläubig an der Völkerwanderung hängen, daher auch noch mit den Völkern, wie mit Schachfiguren spielen, darf weiter auch niemanden verwundern, denn unsere deutschen Professoren wissen doch bei ihrer krankhaften Voreinge-

nommenheit gegen alles Slavische meist von den einschneidendsten wissenschaftlichen Umwälzungen im fremden Lager so gut, wie nichts.

Wir glauben auch nicht, dass die (S. 6) »villa Gai« benannte Ortschaft, die uns die Tabula Peutingeriana (Segm. IV.) hier anführt, durch das Rechtsdrängen der Donau tatsächlich zerstört und verschwunden sei, sondern dies ist eben das heutige »Hainburg«, denn das südslavische »gaj« wie das nordslavische »haj« weisen eben etymologisch auf einen S c h u t z p u n k t, eine gesicherte, e i n g e f r i e d e t e Lokalität, woraus das deutsche »Hain« hervorgegangen ist. Die »heiligen Haine« der alten Ueberlieferungen sind daher auch nicht als Waldparzellen, sondern als Schutz- und Sicherungspunkte auszulegen, die deshalb als »heilig« galten, weil die Gefallenen dort beerdigt waren, daher man so einer Stelle auch in pietätlicher Hinsicht eine besondere Verehrung zollte.

Dieses kurze Bild zeigt die betrübende Tatsache, wie sich die heutige »freie« Wissenschaft durch ihre Einseitigkeit und Spezialisierung selbst den Weg zum Fortschritte vertritt, ja nicht einmal dasjenige beachtet, was ihr selbst förderlich wäre oder geradezu zum Inventar des Anspruches auf allgemeine Bildung zählt. So kommt es, dass bestgemeinte und mit vielem Fleisse geschaffene Arbeiten automatisch zur Makulatur werden, weil man im bequemen Konservatismus sitzend nicht die Energie aufbringt umzulernen und sich von den angewohnten Schulhypothesen zu verabschieden, sobald diese einmal durch neue Forschungsergebnisse unhaltbar geworden sind. — Dr. F. Wisinger.

Brechensbauer Jos., Aus der Vergangenheit der Stadt Töplitz-Schönau und ihrer Umgebung. Ein Geschichtsbild. – Töplitz-Schönau 1912. — 8⁰. 95 S. — Preis ?

Dieses Geschichtsbild soll ein Beitrag zur Heimatskunde sein, wie dies im Geleitworte zu lesen ist; in der Wirklichkeit ist es eine slavenfeindliche Geschichtsfälscherei, soweit es sich nicht um konkrete Tatsachen handelt. Hiefür nur ein Beleg. Bisher ist wohl noch niemandem eingefallen den Zweifel auszusprechen, dass der Name »Töplitz« nicht aus dem slavischen Begriffe »toplice« (= Warmbad) hervorgegangen sei, denn eine heisse Quelle benennt nur der Slave mit diesem Worte, und unser »Töplitz« hat doch bekanntlich ein Thermalbad. Brechensbauer erzählt uns aber in seinem pathologischen Slavenhasse noch etwas ganz Neues. Er bemüht sich uns glaubhaft zu machen, dass der Name anerkannt (!) k e l t i s c h sei, dass die

Wurzel »top« (= Ort, Stelle, Hag) laute, dass der Ort durch Jahrhunderte »Topos« geheissen haben dürfte, dass die Endung »litz, lice« zweifellos (!) einer späteren Zeit angehört u. drgl. — Die bösen Slaven, die eine w a r m e Quelle logisch in ihrer Sprache als W a r m b a d (topel = warm, böhm. teplý) benennen, werden dann noch beschuldigt (S. 15), dass sie es sind, die alle topischen Namen verändern, die die Deutschen sogar zur Schreibung »Teplitz« verführten usw., bietet also eine Lügenepistel, worüber selbst jeder ehrliche Deutsche erröten muss.

Brechensbauer soll aber ja nicht den Teufel an die Wand malen, denn wenn sich die Töplitzer ihres Namens schämen, weil er zweifellos altslavisch ist, so kann der Himmel diesen Frevel leicht damit vergelten, dass er die heissen Quellen dauernd versiegen lässt, wie dies zum grossen Entsetzen schon i. J. 1879 versuchsweise geschehen ist. »Töplitz«, welcher Name bis nun in sich selbst eine Reklame enthielt, kann dann auch »Topos« heissen, um nicht irreführend zu wirken, und werden sich die Slaven gewiss nicht weiter herandrängen einen Ort, der k e i n e w a r m e Q u e l l e mehr hat, als W a r m b a d in ihrer Sprache zu benennen.

Wir müssen aber zum Schlusse Brechensbauer eine Ueberraschung bereiten und verraten, d a s s i n d e r W i s s e n s c h a f t h e u t e S l a v i s c h u n d K e l t i s c h a l s i d e n t i s c h g e l t e n; was e r behauptet, das bestätigen w i r: der Name »Töplitz« ist tatsächlich k e l t i s c h. M. Žunkovič.

Oščadal Jos., Rukopis Královédvorský a Zelenohorský, nejvzácnější památky pěveckého umění nejdávnějších předků. — (Die Handschriften von Königinhof und Grünberg, die vornehmsten dichterischen Denkmäler der ältesten Vorfahren.) — Klattau 1915. — 16°, 130 S. — Preis 1·50 K.

Die mit viel Liebe geschriebene Publikation der zwei bedeutendsten böhmischen Handschriften bringt leider nichts Neues, im Gegenteile, die Ignorierung der so imponierenden neuesten Forschungsresultate zur Echtheit jener Pergamente, wie sie gerade im »Starcslovan« sukzessive veröffentlicht wurden, dann die erneuerte Verdächtigung des Minne- und Vyšehrad-Liedes als Fälschungen, über deren Echtheit auch schon die Akte geschlossen sind, bedeutet weit eher einen bedauerlichen Rückschritt im Handschriftenstreite.

Der Verfasser stützt sich in der Hauptsache auf Hattalas grammatische Beweise. Die Erfahrung lehrte aber, dass gerade diese

Beweisseite für die Echtheitsbegründung die unwirksamste war, denn tatsächlich mussten viele andere, weit überzeugendere Belege aufgebracht werden, um die verdächtigten Handschriften endgültig zu rehabilitieren.

Viele Behauptungen sind überdies auch grammatisch falsch interpretiert; so z. B., dass »tetva« nicht Dynastie bedeute, wie dies lexikalisch feststeht, sondern ein Eigenname sei; die Form »tetvy Popelova« allein zeigt aber jedem grammatisch gebildeten Slaven, dass dies absolut kein Doppel-Eigenname sein kann. — Das gleiche gilt für »pažiti« (= sich stählen, die Muskel stärken). Dies sei etwa ein neuzeitlicher Turnerbegriff; aber in »Záboj« heisst es: »tamo mečem i mlatem i cščepem učista paži«. Ist dieser Begriff neuzeitlich, dann beweist der Verfasser durch seinen circulus vitiosus geradezu selbst, dass die Königinhofer Handschrift gefälscht ist, und doch kämpft er sein Lebenlang für das Gegenteil.

Wir wiederholen: wir achten und anerkennen die pietätvollen Bestrebungen, mit denen der 76jährige Verfasser seinen Idealen hiemit Ausdruck verleiht im vollsten Masse; für die Literaturgeschichte ist aber die Arbeit zu lückenhaft, für die Wissenschaft bedeutungslos, und für den Leser nur ein neues Werkchen, das schon am Geburtstage veraltet war. — K. Vaněk.

Epilog.

Der II. Jahrgang des „Staroslovan" liegt nun geschlossen vor. Wie sich jedoch die Ausgabe weiter gestalten wird, ist heute unmöglich vorauszusagen, denn: *inter arma silent musae.* Wir müssen daher, umsomehr als etliche unserer Mitarbeiter, und darunter die führenden Geister, bei der Armee im Felde stehen, das Weitererscheinen unterbrechen, bis des Krieges Stürme austoben und unsere Forscher wieder den friedlichen Fackellauf im wissenschaftlichen Wettstreite fortsetzen können.

Was in den zwei Jahren des Bestandes unserer Revue Positives und Grundlegendes geleistet wurde, werden wohl erst die Epigonen beurteilen können. Vielleicht bedeutet unsere Arbeit den Beginn einer neuen, kraftvolleren Epoche der Betätigung der Slaven in vorurteilsloser wie kritischer Aufhellung der eigenen grossen Ver-

gangenheit; zum mindesten haben wir das Selbstgefühl dem üppig wuchernden Charlatanismus, der in den verwichenen Jahrzehnten die ehrliche Arbeit auf dem weiten Felde der Slavistik vollends ersticken wollte, den Lebensnerv kräftig unterbunden zu haben. Wir sind auch nicht im geringsten darüber im Unklaren hier einen ungewöhnlich erzreichen Boden aufgeschürft zu haben, auf dem nun die Wissenschaft aller Völker ein mächtiges Bergwerk errichten kann, zumal zu hoffen ist, dass nach dem derzeit wogenden weltaufrüttelnden Kriege auch die historischen Wissensgebiete, und darunter namentlich die vergleichende Sprachforschung, frisch belebt ihre Arbeit wieder dort einsetzen werden, wo man dereinst abgeirrt war. Zugleich haben wir aber auch überzeugend dargelegt, dass es ohne Beachtung der grossen slavischen Kulturvergangenheit sowie ohne Kenntnis und Vertiefung in die slavischen Sprachen fernerhin, genau so wie bisher, ganz aussichtslos ist auf dem Gebiete der allgemeinen Geschichte, Kultur und Sprache zu irgendwelchen klärenden Resultaten zu gelangen.

Ist aber nun die Fortsetzung der Revue einstweilen unsicher und unbestimmt, so soll hingegen die Bibliothek „Staroslovan“ (siehe S. 301—304 v. J. 1913) fortgesetzt werden.

Was wir in unserem wohlerwogenen Bestreben zu Beginn versprochen, haben wir daher, soweit eben nicht die Gewalt der Verhältnisse eingriff, gewissenhaft eingelöst. Wir haben geradezu mit einem ungeahnten Kraftüberschusse an neuem Wissen und der Eröffnung unbekannter Quellen nicht nur dargelegt, dass die grosse Slavenwelt selbst von ihrer wahren Vergangenheit und Grösse bisher im allgemeinen so gut wie nichts wusste, sondern auch erwiesen, dass es keine Station des menschengeschichtlichen Wissens gibt, die für den Slaven kein aktives, historisch begründetes Interesse hätte. Der von uns betretene Weg ist also richtig, er m u s s demnach zum Ziele führen. —

Verlag und Redaktion des „Staroslovan“.

II.

Slovakische Runendenkmäler.



Slovakisches Runenalphabet.

a		m	
b		n	
c	= s	o	
d		p	
e		r	
f	= v	s, c	
g		t	
h		u, y	
i		v, f, u	
je		z, ž, č	
k		ju	
l		li	

Anmerkung. Das Alphabet ist einfacher und variiert nicht so in den Formen, wie das wendische. — Von Ligaturen wird häufiger Gebrauch gemacht. — Die Vokale sind hier meist als Minuskeln geschrieben.





Allgemeines.

Auf dem von den Slovaken bewohnten Gebiete wurden einige Runeninschriften gefunden, die ein von dem wendischen völlig abweichendes Alphabet aufweisen. Ob sich Inschriften dieser Art auch auf Waffen, Schmuckobjekten, Münzen u. drgl. befinden, ist bisher nicht verlässlich festgestellt; was wir an solchen Denkmälern besitzen, sind nur Gravierungen auf Stein. — Die Tafel II zeigt das normale „Slovakische Runenalphabet".

Die Felsinschrift auf dem Velestur.

Auf dem höchsten Punkte des Kremnitzer Gebirges, „Velestur" genannt, fand Paul Križko im Jahre 1865 eine grössere Runeninschrift. Den Text entzifferte später der Entdecker selbst mit Zuhilfenahme von Kollárs „Staroitalija Slavjanska" (Wien, 1853), welches Werk die verschiedenen etrurischen Runenalphabete enthält; freilich war diese Lesung zum grossen Teile unrichtig.

Der Text der beigegebenen Figur lautet: *„prjechach silian od morane zrumich kremenitju te turu i vsia grada i bje gode po turu dvjestje te osemdst"*, d. h.: „es kam der Silleiner von der Grenze, zerstörte Kremnitz und Tur, sowie alle Burgen und alle befestigten Punkte im Turgebiete an 280." —

Dieser zur Gegend vollkommen passende geschichtliche Text ist vor allem deshalb von hervorragendem geschichtlichen Werte, weil er umfangreich ist, daher die meisten Laute des Alphabetes enthält. —

Der obige Text bildet für das Verständnis des Slaven keine besonderen Schwierigkeiten, namentlich wenn er folgendes weiss:

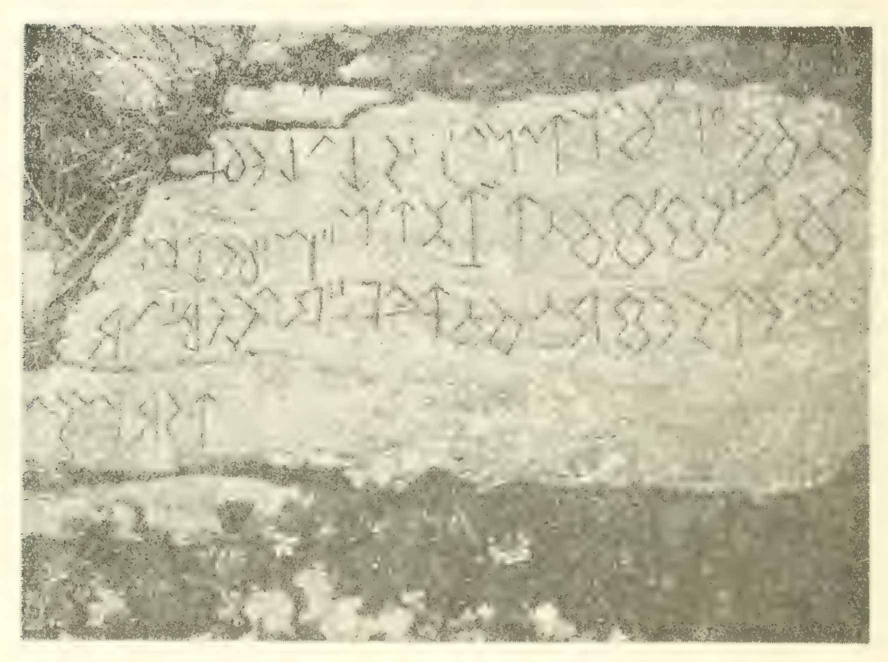
a) „silian" ist der Herr von Sillein, einem Orte mit einer Burg am linken Waagufer;

b) „tur“ ist augenscheinlich identisch mit dem heutigen Komitate Turocz Szt. Marton;

c) „morana“ ist eine erweiterte Form von „mor, mar“ (= Grenze), also Grenzgebiet;

d) „god“ (auch „chod“) kennzeichnet etwa: Wachthütte, Wachthaus;

e) „bie“ ist offenkundig ein Schreibfehler, denn es ist wahrscheinlich das „s“ ausgefallen, muss demnach dem ganzen Sinne nach als „vsje“ gelesen werden.



Felsinschrift auf dem Velestur.

Auch dieses slavische Runendenkmal wurde gleich nach dem Bekanntwerden als eine Fälschung des Entdeckers selbst bezeichnet, ja sogar noch in demselben Jahre von missgünstigen Gegnern zerkratzt, was jedoch weiter wissenschaftlich nicht empfindlich störend wirkt, da rechtzeitig mehrere Gipsabklatsche gemacht wurden. Für die Fälschung liegt übrigens nicht der geringste Beweis vor, gegen dieselbe jedoch folgendes:

a) Der Entdecker Paul Križko wurde erst durch Erzählungen der Bauern, dass es auf dem „Velestur“ nicht geheuer sei, dass dort geheimnisvolle Zeichen eingegraben seien, dass man dieser Stelle ausweichen müsse u. ä., auf die Schrift aufmerksam gemacht;

b) ist dieses unzutreffend, dann ist es widersinnig, wenn Križko die Schrift eingeritzt hätte, dass er dann nicht weiss, was sie besagt, denn er las sie wohl lautlich richtig, aber seine Erklärung derselben ist unrichtig, da er folgenden Text ermittelte: „Es kam der Silian vom Norden, zerstörte Kremnitz und Tur und alle Burgen; es war dies 280 Jahre nach dem Tur," wobei namentlich der den Zeitpunkt ergänzende Satz weder dem Texte entspricht, noch sonst etwas besagt. Es ist aber doch anzunehmen, dass der Fälscher einer so umständlichen Arbeit etwas aufschreibt, was er vor allem selbst versteht, denn es wird wohl niemand eine so sinnlose Kratzerei auf einem fünf Stunden Gehweges entfernten, 1266 *m* hoch im Gebirge sich befindlichen Felsen zwecklos vornehmen;

c) will jemand Moderner etwas aus eigenem oder nationalem Ehrgeiz in historischer Hinsicht fälschen, so wird er wohl einen Text wählen, der einen Forschungseffekt bilden soll; diese Inschrift erzählt uns wohl ein lokales Ereignis, lässt uns aber in bezug auf die handelnde Person, namentlich aber betreffs des Zeitpunktes vollständig im Unklaren; ja, der Entdecker rechnete autosuggestiv damit, dass die Zahl 280 eine Jahreszahl sein müsse;

d) den Fälschungscharakter vernichtet aber vollends der Umstand, dass im Texte Begriffe, wie: morana, god, tur — vorkommen, deren Bedeutung der Fälscher selbst nicht versteht, die aber jetzt durch diese toponomischen Klärungen, welche übrigens der Kenntnis dieser Felsinschrift seitens des Verfassers der „Slavischen Runendenkmäler" weit vorausgegangen sind, zeigen. dass sie in dieses Milieu vollkommen passen, beziehungsweise gerade dadurch deren richtige Etymologisierung bestätigt wird;

e) der Felskopf hat einen Umfang von 26 *m*, ist 6 *m* hoch und ringsum von Steinmetzen gemeisselt; an einer Seite sind sogar zwei verschieden hohe Säulen ausgehauen — eine Arbeit, die e i n e Person, namentlich wenn sie nicht vom Fach ist, nicht nur in einer kurzen Zeit nicht bewerkstelligen, sondern auch ungesehen gar nicht ausführen kann, da dort auch der kürzeste Weg zwischen Kremnitz und Neusohl vorüberführt.

Die Inschrift befindet sich auf einem Punkte mit grossartiger Fernsicht über die ganze Umgebung; dort läuft auch die Komitatsgrenze. Dass sich dort ein ständiger Beobachtungsposten befunden, ist naheliegend, und hatte die Inschrift wohl auch den Zweck, die Wachthabenden an die gewissenhafte Pflichterfüllung zu erinnern, damit sich das einstige Unglück nicht wiederhole.

Dass einst ein bestimmtes Gebiet tatsächlich nach seinen verteidigungstechnischen Potenzen klassifiziert wurde, geht aus zahlreichen Chroniken und geographischen Schriften unzweifelhaft hervor. Es sei hier nur auf das *„Fragmentum geographicum de terris Slavorum“* des IX. Jahrhundertes (München) verwiesen, das 58 slavische Gebiete in Europa aufzählt und bei jedem die Zahl der befestigten Städte beifügt, welche zwischen 5 (Bulgaren) und 516 (Stadici) variiert. — Wollte sich jemand der Mühe unterziehen, alle die Schutz- und Wachtpunkte der zwei erwähnten Gebiete, die teils toponomisch erkennbar sind, teils durch Nachgrabungen festgelegt werden könnten, zu verzeichnen, so wäre es auch möglich, die einstigen Grenzen jenes vom „Silian“ gebrandschatzten Gebietes zu rekonstruieren. — Allem Anscheine nach muss sich diese Begebenheit in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung abgespielt haben, und dürfte jene schriftliche Verewigung auf dem Velestur kaum nach dem VIII. Jahrhunderte erfolgt sein. —

Die Steininschrift auf dem Smrčnik.

Auf dem Smrčnik, einer anderen Kuppe des Kremnitzer Gebirges, fand derselbe Križko schon im Jahre 1861, gleichfalls angeregt durch allerlei phantastische Erzählungen der Umwohner, einen etwa 1·5 *m* langen Stein mit der in der beigegebenen Illustration ersichtlichen Inschrift. Eine glaubwürdige Entzifferung gelang bis jetzt niemandem, daher diese Inschrift bis nun auch noch nicht als gefälscht verdächtigt wurde; hätte man geahnt, dass sie einen slavischen Text hat, wäre dies wohl kaum ausgeblieben.

Die Lesung selbst ist auf Grund des Alphabetschlüssels so weit sicher und leicht, als einfache Laute folgen: die ersten 7 Zeilen besagen: *„rub hury“*, d. i. die Kante (Krete) des Berges; in der Fortsetzung folgt ein Bündel von Ligaturen, wobei es für die Reihenfolge der Laute keinen Anhaltspunkt gibt. Wahrscheinlich war dies ein Grenzstein, denn der Stein lag an der Komitatsgrenze und besagte die Inschrift höchstwahrscheinlich: „Die Rückenlinie des Gebirges ist zugleich die Grenze.“ — Dies wäre durch tote Zeugen, die man gewöhnlich unter den Grenzsteinen in die Erde vergrub, noch heute feststellbar, wenn nicht bald nach dem Bekanntwerden des Schriftfundes sofort habsüchtige Leute den Stein von der Stelle geschafft hätten, um nach Wertobjekten zu graben.

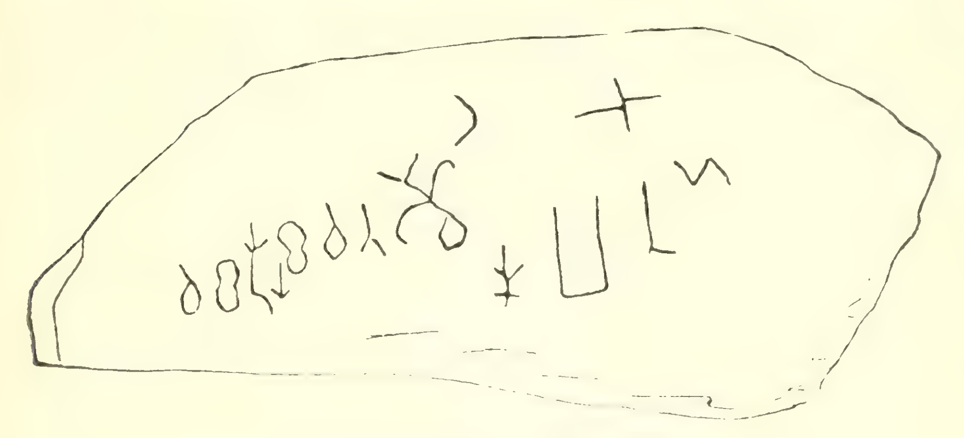
Weiters fand Križko auch in derselben Gegend auf der „Divčý skála“ (Aussichtsfels) mehrere Bruchstücke von Schieferplatten mit

Schriftfragmenten, deren erhaltener Text mit Rücksicht auf die wenigen Laute nicht einmal eine ernste Mutmassung zulässt, was sie besagen sollen.

Dies ist alles, was an slovakischen Runendenkmälern bisher bekannt ist. Wie aber die Zeitschrift „Sokol“ (Turocz-Szt. Marton) vom Jahre 1861 schreibt, gibt es in der Slovakei noch etliche dem Volke traditionell bekannte, aber wissenschaftlich bisher unbeachtete Felsinschriften, die wahrscheinlich alle einst als Grenzweiser gedient haben. Solche sollen vorhanden sein:

bei Liptau auf der Havranna skala, also an der Komitatsgrenze;

an der Grenze des Zvolensko-Novohradsko-Malohonter Komitates, etwa 4 Stunden Gehweges südöstlich von Hronec entfernt;



Die Steininschrift auf dem Smrčnik.

in Mittel-Tekov, nördlich von Inovec;

im Bezirke Handl gegen Nova Lhota;

im Bezirke Boglar bei Bardijov befinden sich etwa auf der Waldlichtung „na Banisku“, welche Bezeichnung etymologisch tatsächlich auf eine Grenze oder den Zusammenstosspunkt mehrerer solcher deutet, unverstandene Felsinschriften;

in der Umgebung von Sabinov sollen auf einem Felsen gleichfalls Runeninschriften gefunden worden sein;

auf der Komitatsgrenze „na Zopole“ unter dem Bergstocke Krivan, der selbst die Grenze bildet, befinden sich auch Runenschriften;

eine solche wurde auch „na Holach“ von Rosenberg festgestellt.

Eine offene Aufforderung (im Frühjahre 1913), diese Inschriften aufzusuchen, sie zu kopieren oder Gipsabklatsche zu machen, blieb

bisher erfolglos. — Höchstwahrscheinlich stammen alle diese Inschriften von einem, geschichtlich freilich nicht mehr bekannten Herrscher jener Gegend her, der mit seinen Nachbarn eine Grenzregulierung vornahm und die wichtigsten Punkte der Grenzlinien mit Inschriften versehen liess. — Zu bedauern ist es nur, dass keine dieser Inschriften, sowie sie eben bisher bekannt sind, irgendeine für die Vorgeschichte der Gegend orientierende Zeit- oder Namenangabe enthält, und ist dies demnach von den noch ungelösten oder unbekannten auch kaum zu erwarten. —

Ein gefälschtes Runendenkmal.

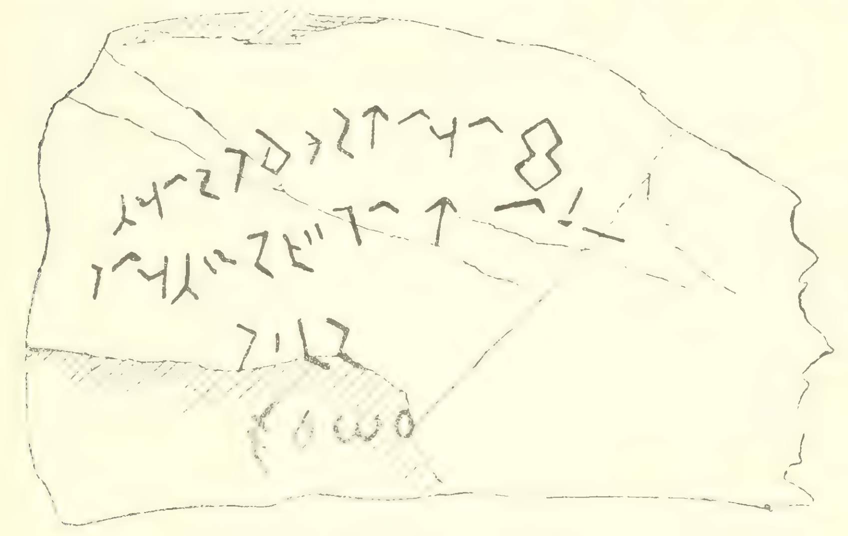
Nachstehend sei, da fortgesetzt über Fälschungen von Runendenkmälern gesprochen wird, auch ein solches Beispiel angeführt, um die Verleumder endlich zu kurieren. Dieses Falsifikat zeigt nämlich einerseits an, dass es zweifellos alte echte Runenalphabetvorlagen gegeben haben muss, und andererseits, wie sich die Wissenschaft diametral irrte, indem sie gerade eine gefälschte Inschrift als echt anzusehen pflegte, weil sich über die Provenienz dieser Inschrift eben niemand eine Erklärung geben konnte.

Im „Časopis musealnej slovenskej společnosti“ in Turocz-Szt. Marton, 1905, 5. und 6. Heft, beschreibt Dr. Johann Petrikovich den hier ersichtlichen, mit Runen beschriebenen Stein, auf den er im Jahre 1875 bei einer Fussreise mit seinem Onkel unter Vysočina (Umgebung von Kremnitz) gestossen sei. Dem Onkel war es bekannt, dass der ärarische Waldheger Pilz diesen Stein schon im Jahre 1872 entdeckte, denselben senkrecht neben den Brunnen daselbst gestellt habe und zur Erinnerung an den Fund auch am Brunnen: „1872 — Pilz“ eingemeisselt habe. Die Runenschrift vermochte jedoch niemand zu lesen bezw. aus der Schrift einen Sinn zu konstruieren.

Als Petrikovich im Jahre 1904 auf einer archäologischen Reise abermals an jene Stelle kam, zeichnete er die Schrift des 160 *cm* hohen und 84 *cm* breiten Trachytsteines ab, machte auch drei Abdrücke mit Papiermaché, nach welchen dann Gipsabgüsse erzeugt wurden, und veröffentlichte nun diese Schrift im erwähnten „Časopis“ mit der Aufforderung, es mögen sich Kenner der Runen mit der Lösung befassen. Doch fand sich bis zum Jahre 1912 niemand, der diese Schrift hätte entziffern können. Nun erhielt der Verfasser eines Tages die Aufforderung, den Text zu entziffern. Die Lösung war sehr einfach;

allerdings mag der Fälscher mit seinen sekreten Hilfsmitteln damit gerechnet haben, es werde die Schrift niemand mehr entziffern können, er sich daher zum Schlusse auch noch selbst verewigte; es gelang ihm auch — unglaublicherweise — hiemit durch 40 Jahre die Mit- und Nachwelt zum besten zu halten. Der Text lautet nämlich: *„u nas krjestanov panue sliepota! — Pils — 1872."* — D. h. „bei uns Christen herrscht die Blindheit! — Pilz — 1872." —

Die Nachforschungen über den Mystifikator ergaben, dass er schon lange tot ist, aber allgemein als ein sehr intelligenter Waldheger galt. Es ist auch klar, dass es sich dem Schreiber in seiner



Eine gefälschte Runeninschrift.

geistigen Überlegenheit dabei um eine heimliche Rache gegen irgend jemand handelte. Die Schrift ist tadellos durchgeführt, denn hier unterscheidet sich nur der Laut „n" unwesentlich in seiner Form vom normalen Alphabete; überdies fällt die Ligatur „li" auf, die in den bisher bekannten Runendenkmälern noch nicht vorgefunden wurde. Bei alledem ist aber die Mystifikation doch so plump durchgeführt, dass sie für den Runologen sofort als Fälschung erkennbar ist, denn:

a) hat doch Pilz seinen Namen wie die gleiche Jahreszahl sowohl in lateinischer wie in Runenschrift beigesetzt;

b) ist jede Jahreszahl, namentlich aber jene von „1872" in einer altersechten Runenschrift undenkbar;

c) ist in einer altersechten Runenschrift ein Ausrufungszeichen unbedingt verdächtig, nachdem die Interpunktionen, namentlich aber das Rufzeichen, jüngeren Datums sind.

Es ist dies ein Schulbeispiel, welche gravierende Unterschiede sich zwischen einer echten und einer gefälschten Runeninschrift von selbst ergeben, und nebstbei ein typisches Satyrspiel des Zufalls, wie unverlässlich die Wissenschaft in derlei Dingen ist.

Man behauptete auch, dass Križko das slovakische Runenalphabet selbst konstruiert habe. Dies ist aber unmöglich wahr, denn sechs Jahre vorher ist bereits der erste Runenstein in Mikorzyn (s. S. 60—63) ausgegraben worden, der zur Hälfte schon slovakische Runenformen aufweist. Da nun der ständig in Kremnitz lebende Križko diesen sicherlich nicht erzeugt, nach Preussisch-Polen geschafft und dort vergraben haben konnte, ist es daher klar, dass das slovakische Runenalphabet schon längst früher bekannt gewesen sein musste.

Ratsam wäre es, obschon es heute kaum mehr einen Erfolg verspricht, noch nachzuforschen, ob sich im Nachlasse Pilz' nicht doch welche unbekannt gebliebene altslovakische Schriften befunden haben, denn darüber kann kein Zweifel sein, dass er eine reelle Vorlage besessen haben muss. — Die Entdeckung und Entzifferung dieser gefälschten Inschrift hat daher einen hervorragenden Beweiswert, weil hiemit homöopathisch dargelegt wird, wie die Fälschungen in der Wirklichkeit aussehen. —

Sollten weitere slovakische Runeninschriften aufgefunden werden, so wird die Erklärung derselben durch Nachträge erfolgen. —



Etrurisches Runenalphabet.

a		m	
b		n	
c		o	
d		p	
e		q	
f, v		r	
g		s	
h		t	
i, j		u	
k		x	
l		y	
ch		z	

Anmerkung. Einen Unterschied zwischen etrurisch, oskisch und umbrisch zu machen, scheint nicht angezeigt, da sich ja die Uebergänge nicht fühlbar abheben. Desgleichen wurden die Buchstaben nicht konstant gleich bewertet und ausgesprochen. Runenalphabete wurden in Caere, Siena, Veji, Bomarzo, Clusium und Nola in Italien gefunden. — Dass alle Buchstaben auf beide Seiten konform gedreht vorkommen, rührt wohl daher, dass auch die Stempel nicht immer als Negativum erzeugt wurden, daher die Buchstaben umgewendet erscheinen.



III.

Etrurische Runendenkmäler.



Allgemeines.

Wenn hier etrurische, in Italien oder im Alpengebiete gefundene Runendenkmäler unter die slavischen eingereiht werden, so mag dies wohl die gesamte Wissenschaft gewaltig irritieren, weil man diese bisher jeder anderen Sprache zuschrieb, nur nicht der naheliegendsten, d. i. slavischen. Doch die Beweise hiefür sind vorhanden, so dass wir nun mit konkreten Dokumenten altslavischer Kulturarbeit, die nun Jahrtausende schlummerten, endlich sicher und überzeugend ans Licht treten können. Sie wurden bisher auch von niemandem als unterschoben verdächtigt, da sie auch noch von niemandem beweiskräftig als slavisch erklärt wurden, denn Kollár, der als erster die wahre Herkunft richtig vermutete, verfiel bei der Beweisführung sofort in den allgemeinen alten Fehler der Mythologisierung, weshalb auch der ganze immense wissenschaftliche Aufwand wirkungslos verpuffte. — Überdies hätte eine Fälschungserklärung hier schwerwiegende Kontradiktionen ausgelöst, denn die Slaven konnten sie nicht gefälscht haben, da sie nach der Völkerwanderungssage schon einmal jene Steine, die im Jahre 79 n. Chr. der Vesuv verschüttete, absolut nicht gefälscht haben konnten; es wäre daher immer etwas intakt geblieben. —

Für die Erkenntnis der wissenschaftlichen Irrtümer ist es aber am lehrreichsten an konkreten Beispielen darzulegen, wo, wann und warum der Faden der Wahrheit riss. So schreibt z. B. Dr. Paul Schellhas unter dem Titel „An den Grenzen unseres Wissen" und vorgreifend unter dem Motto „Ignorabimus" noch im Jahre 1908 über dieses „nie mehr aufzuhellende Gebiet der Völkergeschichte", worunter er die etrurische Sprache meint, und zugleich den Extrakt von allem jenen zusammenfasst, was heute als die allgemeine Hypothese über die Etrurier gilt, folgendes:

„In jenen fernen Zeiten des klassischen Altertums, als noch die spätere Beherrscherin der Alten Welt, das mächtige Rom, eine bescheidene Rolle als unbedeutendes Landstädtchen spielte, wo die

sagenhaften Könige regierten, herrschte weithin in Mittelitalien ein blühendes, zahlreiches Volk, dessen Spuren lange vor die Gründung der Tiberstadt zurückreichen, das im Besitze einer alten, eigentümlichen Kultur war, und dessen Ursprung, Abstammung und Verwandtschaft — fügen wir es gleich hinzu — in undurchdringliches Dunkel gehüllt sind. Es bietet uns das interessante Beispiel eines Volksstammes, der, ein Fremdling unter seinen Nachbarn, mit keinem anderen Volke der Erde Verwandtschaft zeigt, ein Beispiel eines ausgestorbenen, isolierten Volkes, einer toten, isolierten Sprache (!). Denn längst schon ist dieses Volk von der Erde verschwunden und seine Sprache erloschen, und noch heutigentags bemüht sich die Forschung vergebens, das Rätsel zu lösen, das uns seine fremdartige Erscheinung auf klassischem Boden in der Menschheitsgeschichte darbietet, obgleich vor wenigen Jahren ein höchst wunderbarer Altertumsfund gemacht worden ist, der die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf das merkwürdige Volk gelenkt hat.

Jenes Volk sind die Etrusker und die bisher ungelöste und vielleicht unlösliche Frage nach ihrer Herkunft und Verwandtschaft knüpft sich vor allem an ihre Sprache. Das Etruskische ist eine isolierte Sprache, wie die rätselhafte Baskensprache (!), die noch heute in dem Winkel des Meerbusens von Biskaya, diesseits und jenseits der Pyrenäen, gesprochen wird. Während uns aber das Baskische als lebende Sprache im vollen Umfange bekannt ist, so dass sein Studium und seine Forschung an sich keinerlei Schwierigkeiten macht, sind wir beim Etruskischen auf die ziemlich spärlichen Inschriften und sonstigen Überlieferungen angewiesen und müssen daraus erst wieder die Sprache aufbauen und zu verstehen suchen. Denn obgleich wir die Schrift der Etrusker entziffern und lesen können, herrscht über die Bedeutung der meisten Worte Streit, und die Gelehrten lesen je nach ihrer Meinung über den Ursprung des Etruskischen bald dies, bald jenes heraus.

Hat die Erforschung des Baskischen schon einen geheimnisvollen Reiz, wie jede Forschung auf den Grenzgebieten unseres menschlichen Wissens, so kommt bei dem Studium der Etruskerfrage noch ein besonders interessanter Umstand hinzu. In der älteren Geschichte der Kultur der klassischen Völker ist noch immer vieles dunkel, und erst in unseren Tagen ist es teilweise gelungen, hier über manche Fragen Licht zu gewinnen. Die Etrusker waren, wie die Wissenschaft erst in neuerer Zeit erkannt hat, ein Volk, das in frühen Abschnitten der Kulturgeschichte des klassischen Altertums eine wichtige Rolle gespielt hat. Während die Basken als ein wildes, rauhes Gebirgsvolk

eine Bedeutung für die Entwicklung der Kulturgeschichte unserer Alten Welt nicht besassen, haben die Etrusker in dieser Beziehung einen erheblichen Einfluss ausgeübt. Ihre Kultur beherrschte vor dem Emporkommen der Römer weithin die italienische Halbinsel, und auch die Römer konnten sich ihrem Einfluss nicht entziehen, ein gutes Stück etruskischer Kultur ist auf die Bewohner Latiums und mithin auf die klassische Gesittung überhaupt übergegangen, so dass auch die Etrusker zu den Vorarbeitern unserer europäischen Zivilisation gezählt werden müssen. Auf manchen Gebieten Schüler der Griechen, waren sie ihrerseits wieder Lehrmeister der Römer. Die römische Kunst, und ganz besonders die Baukunst, hat vieles von den Etruskern übernommen, auch in den öffentlichen Einrichtungen der Römer ist vieles etruskischen Ursprunges, so z. B. die Beile tragenden Liktoren, die Sitte, nach siegreichen Kriegen Triumphzüge zu veranstalten, und manches andere.

Das eigentliche Gebiet der Etrusker war das westliche Mittelitalien, zwischen dem Apennin und den Flüssen Arno und Tiber. Später dehnten sie sich erobernd aus, und zu den Zeiten ihrer Blüte herrschten sie vom Meerbusen von Salerno bis über den Po hinaus, vom Tyrrhenischen bis zum Adriatischen Meere. Die Überreste etruskischer Kultur, Grabdenkmäler, Inschriften, Gefässe und Bildwerke sind auf diesem weiten Gebiete verstreut, ja noch in den Rhätischen Alpen, als der äussersten Nordgrenze, sind etruskische Altertümer gefunden worden, so z. B. bei Bozen und Meran.

Das merkwürdige Kulturvolk hat seinen in die modernen Sprachen übergangenen Namen der Etrusker von den Römern erhalten; die Griechen nannten sie Tyrrhener, während sie selbst in ihrer Sprache sich Rasenna nannten. Ihr Staatswesen bestand aus zwölf Republiken mit aristokratischer Verfassung, die untereinander verbündet waren. Die Städte Pisa, Perugia (Perusia), Arezzo (Aretium), Fiesole, Pistoja und im Norden Bologna und Mantua sind etruskischen Ursprunges. Die Geschlechter des Priesteradels, die Lukumonen, waren die herrschenden Stände, welche die hohen Staatsämter ausschliesslich innehatten. Der Ahnenstolz war eine etruskische Eigentümlichkeit, und mit ihm verband sich die Vorliebe für Prunk und Pomp.

Nächst dem Ackerbau betrieben die Etrusker den Handel und die Seefahrt. Sie waren kühne Seefahrer und gefürchtete Seeräuber und gehörten lange Zeit zu denjenigen Völkern, deren Schiffe den Handel des Mittelmeers beherrschten. Sie waren Nebenbuhler der Phönizier und der Karthager. Sie besassen ein eigenes, sehr altes

Münzsystem, das sich auf ihren Handelswegen verbreitete, Kunst und Technik stand bei ihnen in hoher Blüte, berühmt waren ihre Tongefässe und Erzarbeiten und Vorzügliches leisteten sie in der Steinschneidekunst. In Malerei und Bildhauerkunst haben sie vieles von den Griechen übernommen, aber der freundliche und heitere Sinn der Griechen fehlte ihnen.

Das Rauhe, Finstere und Harte ist ein eigentümlicher und auffallender Zug der alten Etrusker. Ihre Religion, die vielfach von der italischen Götterlehre abwich, zeichnete sich durch einen düsteren und geheimnisvollen Charakter aus. Hart und rauh wie ihre Sprache sind ihre mythologischen Vorstellungen, auch ihre Kunst zeigt rauhe und eckige Formen. Grausame Menschenopfer waren bei ihnen üblich und ganz besonders war die Wahrsagerei zu einem vollständigen System entwickelt, das als die mystische Lehre eines Dämonen galt, die er dem Priestergeschlechte der Lukumonen offenbart hatte. Die Weissagung aus dem Vogelflug, aus den Eingeweiden der Opfertiere und aus den Himmelserscheinungen sind etruskische Eigentümlichkeiten, die sich von den Etruskern zu den Römern und damit über ganz Italien ausgebreitet haben. Sie rühmten sich geheimnisvoller Naturkenntnisse und schienen in der Tat gute Naturbeobachter gewesen zu sein.

Die Etrusker sind im Kampfe ums Dasein von siegreichen feindlichen Völkern verschlungen worden und damit aus der Geschichte verschwunden. Um die Zeit der Geburt Christi erlöschen die letzten Spuren ihrer Eigentümlichkeiten als Volk. In Oberitalien wurden sie von einwandernden Kelten verdrängt (!). In Mittelitalien waren es die Römer, deren Eroberungslust das alte Kulturvolk zum Opfer fiel. Schon die ersten Jahrhunderte der römischen Geschichte sind reich an Kämpfen zwischen beiden Völkern. Der Ausgang dieser Kämpfe ist bekannt. Die Etrusker wurden mit ihren Bundesgenossen, den Samniten, in blutigen Kriegen besiegt, und um das Jahr 280 v. Chr. waren sie ganz unter römische Gewalt geraten. Römischer Einfluss verwischte allmählich die Eigenart der etruskischen Kultur, die etruskische Sprache und Schrift wurde durch die lateinische verdrängt, aus den Etruskern wurden Bürger des römischen Weltreiches.

Woher kam dieses fremdartige Volk? Mit welchen anderen Völkern war es verwandt? Welcher Sprachenfamilie gehörte seine Sprache an? Diese Fragen sind bisher nicht gelöst. Schwerlich sind die Etrusker auf italischem Boden einheimisch gewesen; sie sind in unbekannter Vorzeit aus unbekannten Ländern eingewandert und haben sich vielleicht mit den Resten einer verschollenen Urbevöl-

kerung Italiens vermischt. Sie selbst besassen sagenhafte Überlieferungen, aus denen hervorging, dass sie in grauer Vorzeit in das Land eingewandert sind, und die Tatsache, dass sie kein eingeborenes italisches Volk waren, scheint ihnen wohlbekannt gewesen zu sein. Auch von den Schriftstellern des klassischen Altertums wurde dies allgemein anerkannt. Die meisten Überlieferungen deuten darauf, dass die Etrusker von Süden her über das Meer kommend, an der Westküste Italiens gelandet sind. Manche heutige Gelehrte, z. B. Virchow, haben allerdings dessen ungeachtet die entgegengesetzte Herkunft verteidigt, indem sie die Etrusker von Norden her über die Alpen kommen liessen.

Wie dem auch sei, eines steht fest: Herkunft und Stammeszugehörigkeit der Etrusker sind uns bis heute unbekannt. Die Anthropologie, die körperlichen Eigentümlichkeiten der Etrusker, liefern uns keine Anhaltspunkte. Zahlreiche Skelette aus etruskischen Gräbern sind gemessen worden, sie zeigen uns eine Rasse von grossem Körperwuchs, und aus den Überlieferungen wissen wir, dass die Etrusker — eine auffallende Tatsache — vorwiegend blonde Haarfarbe besassen.

Wie schon erwähnt, ist es aber vor allem die Sprache, die uns unüberwindliche Schwierigkeiten bereitet, ganz so, wie dies bei den Basken der Fall ist. Die Sprachforschung, die uns sonst über die ältesten Beziehungen und Verwandtschaften der Völker aufklärt, sie lässt uns hier im Stich; die etruskische Sprache will sich in keine der bekannten Sprachenfamilien einreihen lassen. Vergebens hat man sich bemüht, bald diesen, bald jenen Zusammenhang mit anderen Sprachen nachzuweisen; die Tatsache, dass jedem einzelnen Erklärungsversuche, jeder Hypothese immer wieder eine andere abweichende Erklärung, eine neue Hypothese gegenübergestellt wurde, zeigt zur Genüge, dass keine von allen überzeugend war.

Was wir von Überresten der etruskischen Sprache besitzen, sind eine Anzahl Inschriften teils auf Grabdenkmälern, Sarkophagen und anderen Bestattungsgegenständen, teils auf Weihgeschenken an die Götter und auf Kunstwerken der verschiedensten Art. Die Etrusker besassen kein eigenes Schriftsystem, sie bedienten sich des phönizischen Alphabetes, das uns wohlbekannt ist; sie schrieben daher von rechts nach links. Sehr schwierig ist es nun aber, nach Entzifferung der Buchstaben den Sinn der Worte festzustellen. Die Bedeutung einiger weniger etruskischer Worte haben uns die alten Schriftsteller überliefert und einige andere Worte sind uns aus solchen Inschriften bekannt geworden, die neben dem Etruskischen die

lateinische Übersetzung hatten, sogenannte doppelsprachige Inschriften. Aber solche Inschriften gibt es leider äusserst wenige, und es sind nur kurze Grabschriften, die sich fast ausschliesslich auf einfache Angaben von Personen- und Familiennamen beschränken, mit denen nicht viel anzufangen ist.

Dennoch würde die Sprache bald zu erklären sein, wenn sie Verwandtschaft zeigte mit anderen uns bekannten Sprachen. Hier sind aber alle Versuche fehlgeschlagen. Fremd und gänzlich rätselhaft klingen die harten konsonantenreichen Laute dieser seltsamen Sprache und gewähren keinerlei Anhaltspunkte für die Deutung. Die nicht selten in etruskischen Inschriften vorkommenden griechischen Personennamen, die wir mit Bestimmtheit erkennen können, klingen rauh und merkwürdig, wie in eine Sprache wilder Barbaren umgewandelt: aus Achilleus wird Achle, aus Alexandros Elchsntre, aus Kassandra Casntra, aus Licinius wird Lecne, aus Cassius Kazi usw.

An den verschiedenartigsten Hypothesen und den abenteuerlichsten Vermutungen und Erklärungsversuchen hat es denn auch in dieser Frage so wenig gefehlt wie bei dem Problem der Baskensprache. Einige Gelehrte haben trotz aller Bedenken nachzuweisen versucht, dass das Etruskische dem indogermanischen Sprachstamm angehörte, das Lateinische, das Griechische sind als nächstliegende Sprachgebiete herangezogen worden, andere haben es für einen keltischen Dialekt erklärt, die skandinavische Sprache, das Irische, das Sanskrit ist verglichen worden. Ja, ein englischer Gelehrter hat sogar in den Etruskern einen Stamm der alten Deutschen sehen wollen, indem er sich bemühte, darzutun, dass das Etruskische mit dem Gotischen und dem Altdeutschen Verwandtschaft besitze! Wieder andere haben semitischen Ursprung vermutet: die hebräische, die phönizische, die arabische Sprache sollte uns den Schlüssel liefern. Das Armenische, eine Mischsprache, hat herhalten müssen. Es sind ferner Gelehrte mit der Behauptung aufgetreten, dass das Etruskische zum finnisch-tatarischen Sprachstamm gehöre, die Türken, die Ungarn sind als Verwandte der Etrusker bezeichnet worden. Auch das Ägyptische und das Koptische sind verglichen worden, natürlich hat man auch, was nahe liegt, an die gleichfalls isolierte Baskensprache gedacht, indessen, wie gleich bemerkt sei, ohne jede Spur von Berechtigung. Und schliesslich ist man sogar auf das — Chinesische verfallen! Was der eine Forscher für altdeutsch hält, sieht ein anderer für chinesisch an!

Diese Probe der verschiedenen Theorien dürfte wohl genügen, sie zeigt jedenfalls, wie rätselhaft die Etruskersprache ist!

Schon im Altertume hat man diesen eigenartigen Charakter erkannt; römische Schriftsteller bestätigen uns, dass das Etruskische vom Lateinischen vollkommen abwich und für die Römer gänzlich unverständlich war. Dionysius von Halikarnass, ein Geschichtsschreiber, der zur Zeit der Geburt Christi lebte, erklärt bereits das Etruskische für eine ganz eigenartige und sehr alte Sprache, und die Mehrzahl der Forscher in unseren Tagen ist zu der Überzeugung gelangt, dass alle Versuche weiter nichts dartun können, als dass das Etruskische so isoliert ist wie das Baskische.

Wie merkwürdig ist es, dass auf dem klassischen Boden Italiens, von wo aus sich das Lateinische über den grössten Teil der alten Welt ausgebreitet hat, eine so fremdartige Sprache bestanden hat usw." — So schreibt also jemand noch im Jahre 1908! —

Es ist geradezu ein Rätsel, wieso es möglich war, dass aber dabei absolut niemand auf die Slaven verfiel, obschon diese Oberitalien zum Teile noch heute bewohnen und einst wohl die ganze apenninische Halbinsel bewohnt haben mussten, da verschiedene Momente diese Tatsache glaubwürdig erhärten. Erzählen doch arabische Schriftsteller (z. B. Ibn Haukal, X. Jahrhundert), dass Palermo früher eine zahlreiche slavische Bewohnerschaft mit einem eigenen Stadtviertel hatte; in Syracus hiess die Burg im Altertume „Achradina" (ohradina, d. i. Umwallung); die alten Rhätier leben noch immer in den slovenischen „Rezijani" in Oberitalien; in Nordafrika gab es sogar mehrere Ortschaften, die ausschliesslich von Slaven bewohnt waren, wie in Afrika gefundene Handschriften erzählen u. ä. —

Ein ähnlicher historischer Lapsus ist es, wenn man immer liest: die Kroatenreste in Kruč *(Aquaviva Collecroce)* in der italienischen Provinz Campobasso (östlich von Rom) stammen von einer Auswanderung aus Dalmatien zu Beginn des XI. Jahrhundertes her. Ebensowenig besagt der Umstand etwas, dass in der Kirche in Palata die Aufschrift lautet: „Dalmatiner besiedelten zuerst die Stadt und erbauten diese Kirche im Jahre 1531", denn es können ja tatsächlich mehrere Familien aus Dalmatien hieher übersiedelt sein, aber diese hätten inmitten von ausschliesslich italienischen Bewohnern ihre Sprache gewiss nicht durch 400 Jahre so gut erhalten. Alles dies sind fast ausschliesslich vage Ursprungserklärungen, und sind jene slavischen Reste im gebirgigen Teile der Provinz wie: Monte Mateso, Monte Miletto, Monte Sambuco die letzten Elemente der Urbewohner, die sich ihre Sprache und Eigenart ebenso erhalten haben wie die Basken in den Pyrenäen, die auch kein erratisches Volk sind, oder die Slovenen in den Alpen, weil im Gebirge der nivellierende Ein-

fluss einer anderen Sprache weniger Angriffs- oder Berührungspunkte findet. Die Sprache verliert aber dabei doch an Originalität und wird an jenen Grenzpunkten am empfindlichsten, wo zwei oder mehrere gleich starke Sprachen zusammenstossen. Ein Paradigma hiefür ist die friaulische oder furlanische Sprache, wo sich am Zusammenstosspunkte der slavischen, italienischen und deutschen Bewohner eine Verkehrssprache bildet, die eigentlich keine der drei Nationen obsiegen liess, dafür aber allen dreien gewisse Konzessionen machte. Hätte nun dieser lokale Dialekt eine grössere Verbreitung genommen, so wäre er auch als selbständige Sprache angesehen worden; die Sprecher desselben wären nun eine eigene Nation und man müsste wieder zur „Völkerwanderung“ greifen, um sich die Entstehung dieser isolierten Sprache erklären zu können.

Nun wissen wir aber auch, dass vor den historischen Römern anderssprachige Völker in Italien wohnten, denn Ticinus *(ap. Festum)* erzählt doch, dass jene obskisch und volskisch redeten, nachdem sie lateinisch nicht kannten *(„qui Obsce et Volsce fabulantur, nam Latine nesciunt“)*. Tragen aber die zurückgelassenen Kulturresiduen, die noch durch Ausgrabungen immer mehr vermehrt werden, den slavischen Sprachcharakter, so können die verdrängten oder aufgesogenen Völker nur slavisch gesprochen haben, also Slaven (im modernen Sinne) gewesen sein.

Die jüngeren Schriften dieser Provenienz, die auch daran erkennbar sind, dass sie sich den Formen der altlateinischen Schrift schon sichtbar nähern, sind mitunter auch schon von links nach rechts zu lesen; alle älteren müssen aber nahezu grundsätzlich von rechts nach links gelesen werden und sind die Buchstaben oft auch in der Vertikalebene umgedreht geschrieben, sie daher schon äusserlich die Art der Lesung andeuten. Einige Inschriften sind in der Art der Ackerlinien, wissenschaftlich meist als *„bustrophedon“* benannt, zu lesen.

Über die Zeit, wann die etrurischen Runen in Anwendung standen, lässt sich nur annähernd sagen, dass sie jedenfalls mit dem Ende der römischen Republik auch ihre Aktualität einbüssten, denn in den im Jahre 79 n. Chr. verschütteten Städten Herculanum, Pompeji u. a. finden sich bereits wenige Runeninschriften mehr vor, was aber nur besagt, dass sie eben früher daselbst im Gebrauche standen. Wie alt hingegen die ältesten Denkmäler dieser Art sind, kann wohl niemand nicht einmal auf ein Jahrtausend genau bestimmen, denn man fand z. B. auch Mumien in Ägypten mit Wickelbändern, die mit etrurischen Runen beschrieben waren.

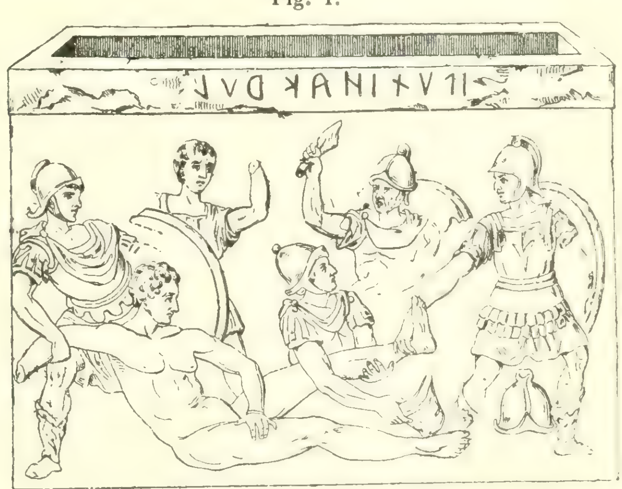
Die Zahl dieser Denkmäler hat dermalen schon 7000 erreicht, es ist also ein Beweismaterial so verschiedenster Art vorhanden, das unmöglich einer Zufälligkeit oder bewussten Mystifikationen zugeschrieben werden kann, also zweifellos als altersecht angesehen werden muss; allerdings gehört der grösste Teil dieser Denkmäler sprachlich nicht mehr dem Slavischen an, sondern ist schon teilweise lateinisch oder durch die lateinische Sprache korrumpiert; aber an dem alten Alphabete wurde strenge weiter gehalten.

Das auf der Tafel III ersichtliche „Etrurische Runenalphabet" vermittelt die Möglichkeit der Nachprüfung der nachfolgend erläuterten Denkmäler. Dieses Alphabet darf jedoch durchaus nicht als vollständig oder für alle Fälle als vollgültig angesehen werden, denn ein solches lässt sich erst zusammenstellen, bis alle Denkmäler dieser Art lautlich und textlich verlässlich entziffert sind.

Der Sarkophag von Perugia.

Bei Perugia (alt: Perusia) wurde ein marmorner, etwa 1 *m* hoher und noch etwas breiterer Sarkophag gefunden, in dem mutmasslich einst eine hohe Persönlichkeit beigesetzt wurde. Auf einer Breitseite befindet sich in Relief eine nackte männliche Figur, welche

Fig. 1.



von fünf Kriegern römischer Tracht gemartert, d. h. lebend zerstückelt wird. Die sprechende Szene klärt überdies die angebrachte Aufschrift *„iputin a krul"* (= Statthalter und König). „Ipat" wird im Russischen noch heute als Funktionsname für den S t a t t h a l t e r angewendet;

„krul“, sonst „kral, kralj“, ist aber allen Slaven noch immer als Bezeichnung König geläufig. —

Tatsächlich spielt sich in der Geschichte Perusias eine ähnliche Episode ab, denn im perusinischen Kriege soll Oktavian am 15. März 40 v. Chr. nach der Kapitulation der Stadt 400 vornehme Perusiner und darunter wohl auch den König, haben martervoll hinrichten lassen. Es ist daher möglich, dass unser Relief am Sarkophage (Fig. 1) direkte an jenes Ereignis anspielt, denn die Stammbewohner Perusias können damals noch nicht latinisiert gewesen sein, und dass dies Patroklos wäre, wie man gleichfalls annimmt, ist ausgeschlossen, da er nicht solchen Todes starb.

Der Grenzstein von Rocchetta.

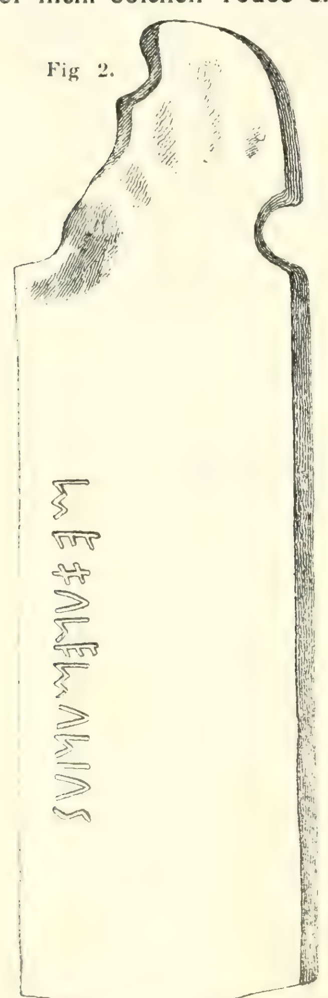


Fig. 2.

Beim Dorfe Novi nächst Rocchetta (Mittelitalien) wurde ein Grenzstein mit der Aufschrift *„mezu ne munjus“*, d. h. „versetze nicht die Grenze“ („meza“ = Grenze; „ne“ = nicht; „munjati“ = hin- und herbewegen) gefunden (Fig. 2). — Für jeden Fall entspricht diese Lesung auch dem praktischen Zwecke und der Tendenz desjenigen, der ihn herstellen liess, denn wer auf einem Grenzsteine eine Warnung anbringen lässt, kann nur eine solche dieses Sinnes hiezu wählen. Eine solche Belehrung, die nur der Slave versteht, kann aber auch nur dem gelten oder gegolten haben, der sie beachten und befolgen soll, und dazu ist es unbedingt notwendig, dass er 1. dort lebt, 2. lesen kann und 3. diese Sprache auch versteht. Dieses Denkmal sagt uns in den drei Worten ausserordentlich viel über die Sprache und Bildung der damaligen Bewohner jener Gegend. — Tatsächlich wurde der Grenzstein an einem Punkte ausgegraben, der noch heute in der Grenzzone zweier Besitzungen liegt.

»Mužina« - Spiegel.

Auf etrurischem Gebiete wurden mehrere Metallspiegel gefunden, die alle in der Mitte oder am Rande der

Spiegelfläche das Wort *„mužina“* oder *„mutjina“* (von rechts nach links zu lesen) auffallend gross aufgeschrieben haben. Dieses Wort bedeutete einst augenscheinlich so viel als: „Prostituierte“ oder doch etwas organisch Ähnliches. — Das Wort kommt in dieser Form im Lateinischen nicht vor, obschon „muto“ (männliches Glied) eine verwandte Bedeutung hat; hingegen haben die meisten slavischen Sprachen, wie die slovenische in „mošnja“, die böhmische in „mošna“ und das Russische in „motnja“ (Hoden, Hodensack) noch nahezu

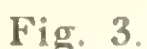
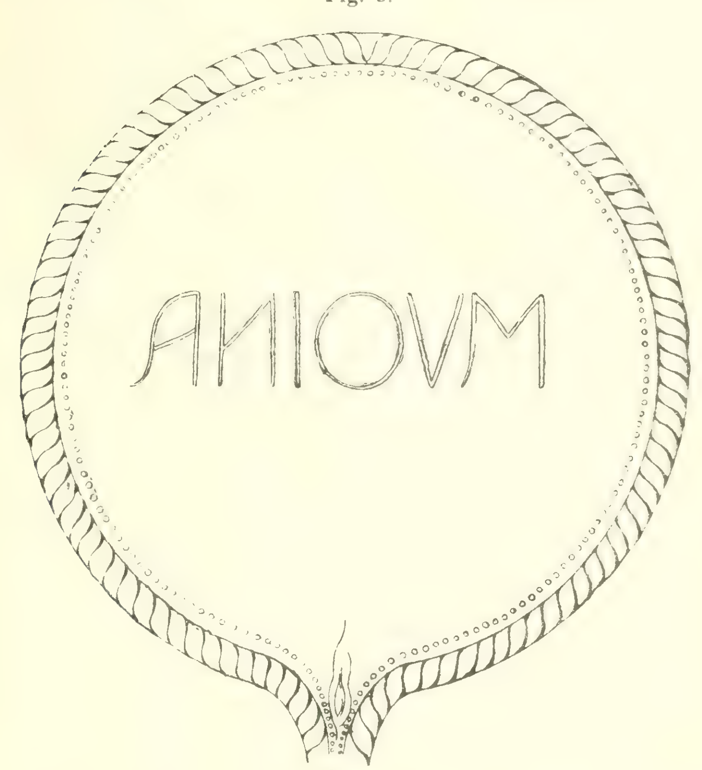


Fig. 3.



formgleiche Begriffe. — Die Schrift selbst trägt schon mehr den griechisch-cyrillischen Charakter, obschon die Erzeugung dieser Spiegel sicherlich noch in die Zeit der römischen Republik zu verlegen ist.

Man schrieb bisher diese Spiegel Mutina, einer gallischen Stadt zu und meinte, die Aufschrift sei nur die Erzeugungsmarke. Dass diese Annahme unlogisch ist, muss schon der Umstand beweisen, dass keine Fabrik ihren Firmadruck in der Mitte eines Gebrauchsspiegels anbringen wird, und noch weniger schafft sich jemand einen Spiegel an, der durch eine Reklameschrift in seiner Bestimmung

illusorisch wird. — Es waren dies wohl Steckschilder einzelner Hetären, wobei die Aufschrift schon deshalb auffälliger war, weil sie einen spiegelnden Untergrund hatte, was ja heute in gleicher Weise bei Reklame- und Firmaschildern vielfach angewendet wird. (S. Fig. 3.)

»Mužina«-Figur.

Noch sprechender bestätigt diese Auslegung die in Fig. 4 abgebildete, eine nackte weibliche Gestalt darstellende Statuette, die mit der Rechten sozusagen regelrecht salutiert, in der Linken aber einen Hodensack hält; die Aufschrift *„mužina“* („mutjina“) ist vorne am Mittelleibe angebracht.



Fig. 4.

Fig. 5.

Die alten Etrusker waren in derlei Dingen äusserst realistisch.

Sehr häufig war auch an Freudenhäusern ein männliches Glied in Steinskulptur an der Hausecke angebracht. Ein solches Reklamezeichen zeigt z. B. Fig. 5, das auch eine Inschrift trägt, doch ist der Text, der nach dem normalen Alphabete als *„tut nita phastiv velka reala ule vetru eruk“* nicht voll verständlich ist, obschon er verschiedene slavische Begriffe enthält, zumal man hier nicht sicher ist, in welcher Reihenfolge die Zeilen zu lesen sind.

»Losna«.

Auf einem Metallspiegel wurde die in Fig. 6 ersichtliche Darstellung einer weiblichen Gestalt mit der Beischrift *„losna“* gefunden. „Losna“ bedeutet: die Glänzende; slov. „lošč“ = Glanz, Glasur; russ. „losnit“ = glänzen, polieren. — Man hat die Figur als die einer Mondgöttin angesehen, da ihr ein Halbmond beigegeben ist, doch ist dies nicht besonders überzeugend.

Fig. 6.



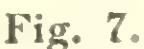
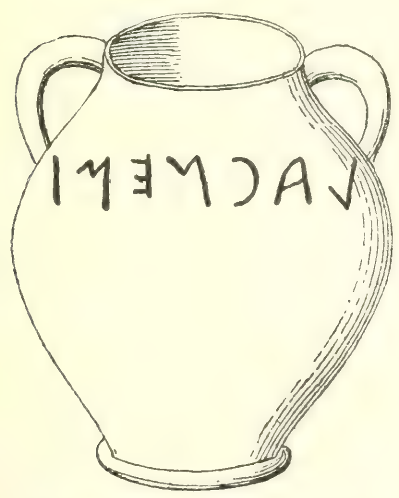


Fig. 7.



Urne mit der Aufschrift »lačnemi«.

Die Urne (Fig. 7) trägt die Aufschrift *„lačnemi“* d. h. dem Hungernden, wie der Slovene, Böhme und andere Slaven das Wort noch heute gebrauchen. Man sieht daraus, dass die Urnen sonach nicht nur zur Aufnahme von Asche, sondern auch zur Verwahrung der Wegzehrung dienten, sowie oft auch weitere Gefässe für Getränke, Salben und die Grablampe beigegeben waren.

Metallschalen mit Inschriften.

In Italien sind zahlreiche Metallschalen mit Gravierungen und Reliefs gefunden worden, die man allgemein als Trink- oder Opfer-

schalen, lat. als *„patera“* bezeichnet. Auf der Innenfläche sind meist altklassische Mythologiemotive zu sehen, denen Aufschriften beigegeben sind, die sowohl lateinische wie griechische Götternamen, als auch reinslavische Begriffe enthalten. Fig. 8 zeigt z. B. vier Personen (drei männliche und eine weibliche), die als: Laran, Turan, Menrva und Apul in etrurischen Runen beschrieben sind. Die Namen „Menrva“ (Minerva) und „Apul“ (Apollo) sind leicht erkennbar; Laran ist jedoch im Slavischen gleichbedeutend mit Beschützer, wird aber heute nur mehr für einen solchen von wertvollen Schriften, also in der Bedeutung Archivar gebraucht. Im

Fig. 8



Lateinischen galten die „lares“ auch als Schutzgeister; im Baltischen ist „lar“ gleichbedeutend mit Burg, und galt auch im Griechischen als identisch mit Akropolis (z. B. „Larissa“); im Etruskischen hatte „lar“ die Bedeutung: Herr, Fürst, Herrscher. — „Turan“ ist ein Hoheitsbegriff, der etwa: Kämpfer, Verteidiger, der Starke, der Mächtige bedeutet. Im Keltischen verstand man unter „tur“ noch: Berg, verteidigungsfähig gemachte Höhe; der Befehlshaber eines solchen festen Platzes hiess demnach „turan“, im Griechischen „Tyrannos“, in der deutschen Mythologie „Tyr, Thor.“

Fig. 9 zeigt gleichfalls drei männliche und eine weibliche Person, die mit „Apulu“ und „Zemla“ beschrieben sind; ein weiterer Name, der sich noch sonst wiederholt vorfindet, ist nicht lesbar, d. h. nicht verständlich (vuvluis?); der vierten, sitzenden Gestalt ist kein Name zugefügt. — Neu ist hier der Begriff „Zemla“ (slav. Erde) für die Frauengestalt; es scheint jedoch, dass dies die ursprüngliche Form der mythologischen „Semele“ — die zu Staub Gewordene — war, wobei der Slave eine überraschende etymologische Übereinstimmung wahrnimmt, denn „zmeljem“ (ich mache zu Staube) „semleti“,

rechtfertigt tatsächlich den mythologischen Untergang Semeles, denn sie wurde von Zeus Blitze zu Staub verzehrt. — Man muss daraus schliessen, dass die griechische Mythe bereits ein posthumer etymologischer Erklärungsversuch des Namens „Zemla" ist, denn dieser selbst war im Anbeginne nur der weibliche Hoheitsname des „Sem, Zem". Es scheint also, dass die griechischen Theogenetiker aus den vorgefundenen Hoheitsnamen der Urbevölkerung unter Mitwirkung der unverstandenen sprachlichen Basis ihren Olymp konstruierten, ebenso wie sich der gleiche Vorgang später bei den Germanen nachweisen lässt. —

Fig. 9.



Fig. 10 zeigt den „Herme" und die „Menerva", die Fig. 11 wieder die „Menrka" und einen Genius oder Engel mit der Beischrift „lazaveku". Letzterer Begriff ist wieder ausgesprochen slavisch und bedeutet „laza", welcher auch in vielen anderen Verbindungen vorkommt, Verkünder, Überbringer, Spion, „vijek" Rat, Beschluss, Entscheidung, sonach ist „lazaveku" Überbringer einer Botschaft, Verkünder eines Beschlusses o. ä. und ist in allen bekannten Darstellungen als eine Jugendgestalt mit Flügeln zu sehen. (Ver. Hermes Götterbote.)

Fig. 12 stellt Gestalten dar, die — von links nach rechts — als: Eris, Menrka, Herkul, Eris beschrieben sind. — Hier fällt besonders der Name „Herkul“ auf, der etymologisch nur: Held, Führer, Grenzverteidiger bezeichnen kann, wobei "ger" (oder „her“) die Wurzel bildet, und diese war im Keltischen gleichbedeutend mit Grenze. Die Begriffe: Heros, Herr, Herzog,

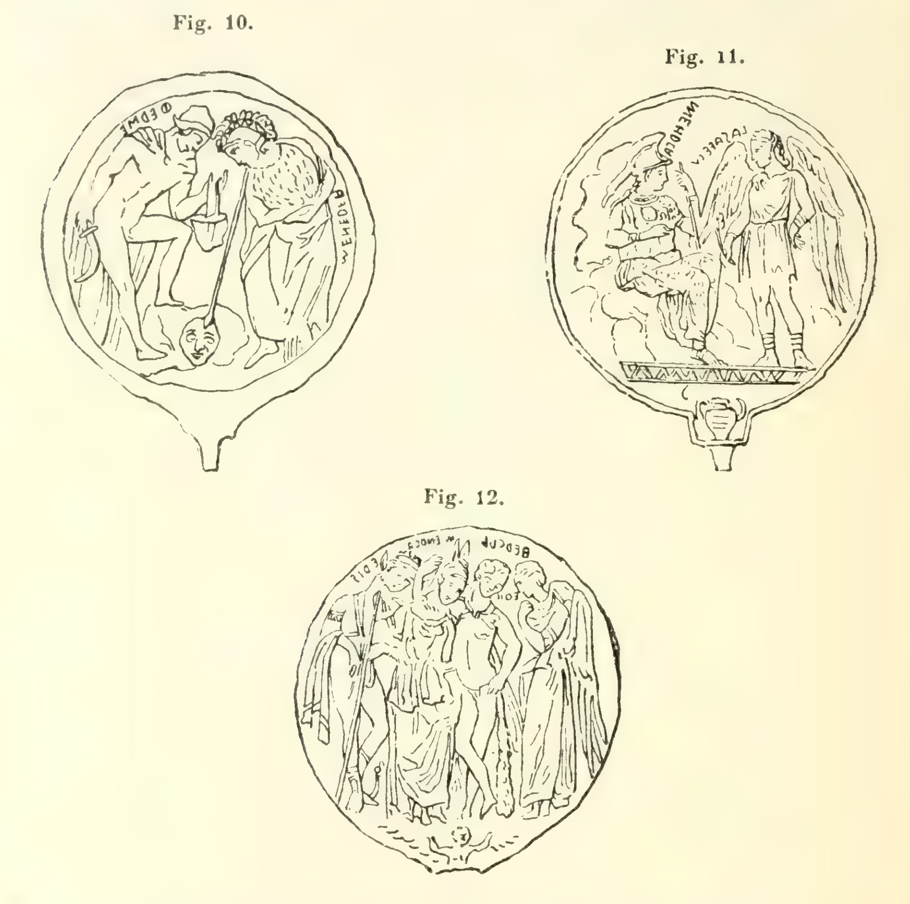


Fig. 10.

Fig. 11.

Fig. 12.

Kerl, Geront, herec (böhm.), gero (lat.), gerob (slav.) u. a. m. bestätigen dies; desgleichen sind die Namen: Hera, Hermes, Hermas, Hermann, Hermine, Eris, Erka (Herche), Erinnyen u. a. des gleichen Ursprungs. Auch die römische Schwurformel „me Hercle“ („mehercle“) enthält daher nur die Anrufung eines Mächtigen oder Schützenden.

Die Schale (Fig. 13) trägt die Inschriften „turan“ und „akun“. Was letzterer Begriff bedeutete, ist dermalen noch nicht klargestellt; jedenfalls stand er aber einst auch als Hoheitsname in Verwendung,

denn in Norwegen hat sich von altersher der Name „Hakon“ als Eigenname für die Könige daselbst traditionell erhalten. Augenscheinlich besteht hier eine sprachliche Verwandtschaft mit den griechischen „hágios“, d. i. der Geheiligte, der Geweihte. — Da die slavischen Sprachen die Vokale „a“ und „e“ im Anlaute eines Wortes meiden, dürfte die Originalform wohl „okun“ gelautet haben.



Fig. 13.



Schalen dieser Art, die bereits in den Museen und auch bei Privaten der ganzen Welt zerstreut sind, gibt es eine ziemliche Menge.

Die erwähnten mythologischen Namen lassen aber den Rückschluss zu, dass sie nicht ganz zufällig mit dem Slavischen zusammenhängen können, d. h. sie deuten unbedingt dahin, dass sie älter sind, als die Zeit der Kultusblüte der Griechen und Römer, denn in letzterem Falle hätte man doch auch die griechische oder lateinische Schrift angewendet, und sicherlich nicht die Runen. Sind demnach diese Schalen etrurischen Ursprungs, so wohnten schon weit früher, als die Römer mächtig geworden sind, Slaven in Etrurien, die Gottheiten oder hohe Standespersonen dieses Namens verehrten, und da die bildlichen Darstellungen eine hohe Kunstfertigkeit erkennen lassen, müssen diese Bewohner zugleich eine hohe Kultur besessen haben; andernfalls ist es völlig unerklärlich, wie reinslavische, d. h. einzig

nur dem heutigen Slaven verständliche Wörter hier eingraviert worden sein konnten, denn alles Unverständliche kann und darf man doch nicht konstant, so bald es ein slavisches Gepräge annimt, als Fälschung brandmarken.

So haben wir bis jetzt ausschliesslich nur den griechischen „Apoll" gekannt, sehen aber jetzt, dass es schon vor der Bildung der griechischen Theogonie bei den Slaven einen „Apul" in menschlicher Fassung gab, daher er in erstere bereits als fertiger Gott aufgenommen worden sein musste. Wir wissen auch, dass „keltische" Völkerschaften in vorrömischer Zeit apolloähnliche Darstellungen kannten, denen sie jedoch einen „barbarischen" Namen, wie: Belenus, Grannus u. a. beilegten, wobei sich aber wieder der „Zufall" einstellt, dass der Slave als der einzige das klärende Verständnis auch für alle diese Götternamen in seinem Sprachschatze besitzt und dass diese Etymologie zugleich organisch und logisch damit im Einklange steht. — Bemerkenswert ist es überdies, dass alle diese Schriften noch von rechts nach links zu lesen sind, ein weiterer Beweis, dass die Fundobjekte noch nicht unter römischem oder griechischem Kultureinflusse standen, aber ebensowenig von den „eingewanderten" Slaven herrühren können, denn diese werden sich bei ihrem vermeintlichen Barbarentum, da man sie doch nur als Hilfsvölker und Gepäckträger der Hunnen anerkennt, nicht sofort eine eigene Schrift zurechtgelegt und gleich ohne Vorentwicklung eine derartige kulturelle Selbständigkeit geschaffen haben, dass sie alle vorgefundenen Bildungsmittel unbeachtet gelassen hätten. Übrigens rühren viele dieser Funde aus jenen etrurischen Städten her, die von den Römern zerstört wurden, also sicherlich bis zu ihrer Auffindung ohne Unterbrechung vergraben lagen, sonach Fälschungen ausgeschlossen erscheinen. —

Auffallen mag auch der, wenn zwar nebensächliche Umstand, dass hier in den Darstellungen des menschlichen Körpers zumeist die männlichen Personen nackt dargestellt erscheinen, die weiblichen jedoch mehr oder weniger reichlich bekleidet. Dies ist aber auch vollkommen richtig, denn auch die Studien der ägyptischen und altgriechischen Skulpturen zeigen, dass einst als das Ideal körperlicher Schönheit und Vollkommenheit gerade der männliche Körper angesehen wurde. Es scheint daher, dass auch schon die Etrurier den weiblichen Körper für allzu weich in seinen Linien ansahen, und dass es sich ihnen dabei durchaus nicht um den Kult der Nacktheit handelte, sondern überhaupt um die Darstellung eines Körpers von Kraft und Ebenmass im allgemeinen.

Kameen.

Im Etrurischen wurden auch zahlreiche Kameen mit Aufschriften gefunden. („Kamee“ ist ein Slavismus, entstanden aus „kamen“ Stein.)

Die Fig. 14 zeigt Herakles, der sowohl durch die Inschrift „herkle“ sowie das umgehängte Fell des Kytharronischen Löwen erkennbar ist; er schlägt hier mit der Keule den „kukne“, d. i. den berüchtigten Wegelagerer Kykno nieder, was die Herakles-Mythe auch richtig bestätigt.

Fig. 14.

Fig. 15.



Die Fig. 15 trägt eine Schrift zur Schau, die schon der griechischen ähnlich ist, die Inschrift ist als „sihan, cihan, cikan“ zu lesen; die Gestalt daneben stellt augenscheinlich einen Bettler dar. — Die Slaven verstehen unter „čigati, čihati“ auf etwas w a r t e n, l a u e r n, also hier: a u f A l m o s e n. Der besonders aufdringliche Bettelcharakter verschaffte sonach den Z i g e u n e r n, welche von den Slaven ja als „cigan, cikan“ bezeichnet werden, diesen berechtigten Namen, der sich seine vermutliche Urform sonach im Slavischen bis heute rein erhalten hat. — Ebenso ist es aber möglich, dass hier „sigan“ vorliegt, wie der Slovene den s c h w e r A t m e n d e n, d e n A s t h m a t i k e r nennt, und wofür auch der Deutsche den Begriff „siech“ hat, denn zu b e t t e l n pflegt nur jener, der nicht arbeitsfähig ist. Der so gravierte Stein kann sonach einst auch irgendeinem Wohltäter der leidenden Menschheit gewidmet worden sein.

Bei diesen Kameen geht die Schrift schon von links nach rechts, was dazu berechtigt, sie für ein jüngeres Kulturdokument anzusehen.

Der Grenzstein von Monte Pore.

Im Jahre 1866 wurde auf dem Monte Pore, dem 2405 *m* hohen Gebirgsmassiv an der österreichisch-italienischen Grenze eine quadratische Säule aus dolomitischem Sandstein gefunden, die auf zwei

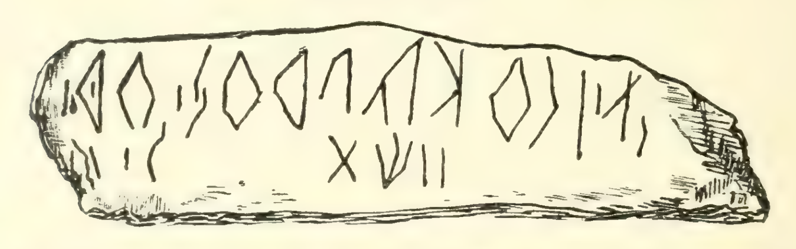
gegenüberliegenden Seiten der Länge nach mit Inschriften versehen ist. Der Stein wurde von einem Bauern etwa 80^{x} von der höchsten Spitze entfernt gefunden und war es augenscheinlich, dass er vom Scheitel einmal herabgekollert sein muss.

Fig. 16 (Vorderseite).



Die Inschriften wurden sogleich als rhäto-etruskische bezeichnet, deren Inhalt konnte jedoch nicht entziffert werden. Die auf der Vorderseite der Illustration ersichtliche Inschrift ist etwa als: *„nos chine mezne i vovaikos nizica dikoi“* zu lesen; einzelne Zeichen hievon sind allerdings nicht verlässlich zu nehmen, da deren lautliche Bewertung

Fig. 16 (Rückseite).



nicht genau festgestellt ist. Die Slavizität der Inschrift lässt sich jedoch aus den drei ersten Worten ziemlich sicher annehmen, denn „nos čine mezne“ versteht jeder Südslave als: d i e N a s e b i l d e t d i e G r e n z e. Tatsache ist, dass der Monte Pore noch heute einen nasenartigen Aussprung des österreichischen Gebietes in das italienische macht, d. h. die Grenze zieht sich hier südlich um den Gebirgsstock herum.

Die Inschrift auf der Rückseite ist dermalen gleichfalls unverständlich. Auf beiden Steinen muss es aber auffallen, dass sie am

Schlusse Zahlen beigegeben zu haben scheinen; z. B. auf der Rückseite: XVII. Es ist daher möglich, dass der Stein selbst hier einen wichtigen Grenzscheidepunkt kennzeichnete und zugleich über das Wegmass nach zwei Richtungen orientierte.

Auch die Etymologie bestätigt dies, denn Monte Pore heisst etwa: G e b i r g s p f a d (griech. „πόρος“). Die alten Talbewohner wissen noch zu erzählen, dass über diese Höhe seinerzeit der Weg ins Ampezzo-Tal führte. — Ein weiterer Name des Monte Pore ist „Frisolett“, was wohl nur ein slavisches „Brezole“ in romanisierter Form sein dürfte, umsomehr als alle slavischen Ortsnamen dieses Gebietes als solche trotz der Verballhornung leicht erkennbar sind, wie z. B.: „Cernadoi, Livina, Brenta, Glevazza, Lagosello, Posalz, Costa u. a. —

Der Stein kam nach der Auffindung in den Besitz des Gymnasiums in Bozen und befindet sich heute daselbst im Stadtmuseum.

Das Mumienband in Zagreb.

Ein ungewöhnlich wertvolles Denkmal der altslavischen Sprache enthält das mit etrurischen Runen beschriebene Mumienband im kroatischen Landesmuseum zu Zagreb.

Als Denkmal der altslavischen Sprache kann es deshalb bezeichnet werden, obschon die Schrift zum Teile schwer lesbar, zum Teile inhaltlich noch nicht gelöst ist, weil das Land so viel prägnante slavische Begriffe enthält, dass die Slavizität des Textes begründetermassen nicht angezweifelt werden kann. Überdies haben wir schon etliche slavisch-etrurische Schriftlösungen vorausgesendet, um zu beweisen, d a s s e s s o l c h e g i b t und dass es sehr erfolgversprechend dünkt dem etrurischen Sprachrätsel von jener Seite näherzutreten, die trotz ihres einladenden Naheliegens noch niemals berührt wurde, d. i. von der s l a v i s c h e n.

Um das Jahr 1865 brachte ein kroatischer Priester von seiner Reise aus Ägypten eine dort erworbene Mumie mit, die er sodann dem heimatlichen Museum spendete. Diese Mumie, eine jugendliche weibliche Person darstellend, hatte eine Anzahl von Leinwand-Bandagen, die mit etrurischen Schriftzügen versehen waren, was man allerdings anfänglich gar nicht bemerkte, als man diese vom Körper loslöste, weil sie durch die Verwendung des Asphaltes beim Einbalsamieren geschwärzt waren.

Man nimmt nun allgemein an, dies sei eine Binde, deren Text mit der Person der Mumie im organischen Zusammenhange steht,

was auch kaum anzuzweifeln ist. Bei den Ägyptern war es eine Sepulkralsitte, dem Toten Schriftrollen beizugeben, die eine mehrweniger ausführliche Biographie des Verstorbenen enthielten. Ansonst hat man *adhoc* solche Daten auch auf die Leichentücher geschrieben, und wurde vielleicht schon eine Menge von solchen Schriften bei der Blosslegung von Mumien gefunden, aber bisher nicht beachtet. Die Einwendung, dass hier die Schrift im Verhältnis zu einem Totenleintuche zu klein gehalten sei, hat nichts zu sagen, denn wir wissen ja auch nicht, ob nicht das ganze Leintuch so beschrieben war, weil man über die Verstorbene, die wohl einer vornehmen Familie angehört haben mag, viel zu sagen hatte. Weshalb dieses beschriebene Leichentuch nun sozusagen zeilenweise in Streifen zerrissen wurde, ist schliesslich auch erklärlich, wenn man erwägt, dass dem Texte keine Einbusse geschieht, wenn die Streifen, ihrem Texte weiter folgend, um den Leib von oben bis unten gewickelt wurden, dann dass es sonst überhaupt nicht möglich ist mit einem ganzen Leintuch eine dichte Bandage um ein so unregelmässiges Objekt, wie es der menschliche Körper ist, anzulegen. Für alle Einwendungen dieser Art gibt es demnach immer irgendeine natürliche Erklärung.

Wir kennen aber etwas Ähnliches noch heute bei den Slaven selbst. In Mähren hielt man seit jeher, namentlich in der Hana, dann bei den Slovaken und Walachen viel auf die sogenannten „uvodnice". Es waren dies normal $2^1/_2$ *m* lange und 2 *m* breite Leintücher, die in der Mitte mit verschiedenfarbiger Seide kunstvoll gestickt waren und zur Aussteuer jeder Tochter des Hauses gehörten. Man bewertete sie als Hochzeits- oder auch als Taufleintücher. Die Braut trug dieses Tuch zusammengelegt bei der Trauung; darin trug sie auch ihre Kinder zur Taufe, und darin wurde sie auch — namentlich bei den Walachen bis in die jüngste Zeit — begraben. Die Leintücher hatten aber auch Schriften und Zeichen, die wir heute gar nicht mehr lesen können, d. h. es wurden da jedenfalls immer weiter uralte Muster kopiert, bis mit der Zeit die Kenntnis des Originaltextes selbst in Vergessenheit geriet; trotzdem handelt es sich da nicht etwa um gleiche Schriften. — Dass demnach bei den Slaven tatsächlich und soweit bisher bekannt, bei dem weiblichen Geschlechte die Sitte herrschte, die Leichen in Leintücher mit Inschriften zu wickeln, steht hiemit zweifellos fest.

Mit der Entzifferung unseres Mumienbandes beschäftigten sich bisher hervorragend J. Krall („Die etruskischen Mumienbinden des Agramer Nationalmuseums," Wien 1892) und G. Herbig („Die etruskische Leinwandrolle", München 1911) und waren die beiden schon

deshalb auf einem praktikablen Wege, weil sie vor allem daran festhielten, dass zwischen der Mumie und dem Schrifttexte eine gewisse Koinzidenz bestehen müsse. Alle übrigen Ausleger haben sich jedoch durch ihre unlogischen Phantastereien selbst den Weg verrammelt, um den Spuren mit einiger Aussicht auf Erfolg nachgehen zu können.

Wir müssen nun, solange nicht aus dem alten Ägypten ähnliche Schriftproben gebracht werden, annehmen, dass die mumifizierte Dame entweder aus Italien stammte, aber in Ägypten gestorben ist, oder es gab dort eine etruskische Kolonie, die selbstredend noch in ihrer Heimatsprache verkehrte, schrieb oder doch sepulkral an den heimischen Gebräuchen hing.

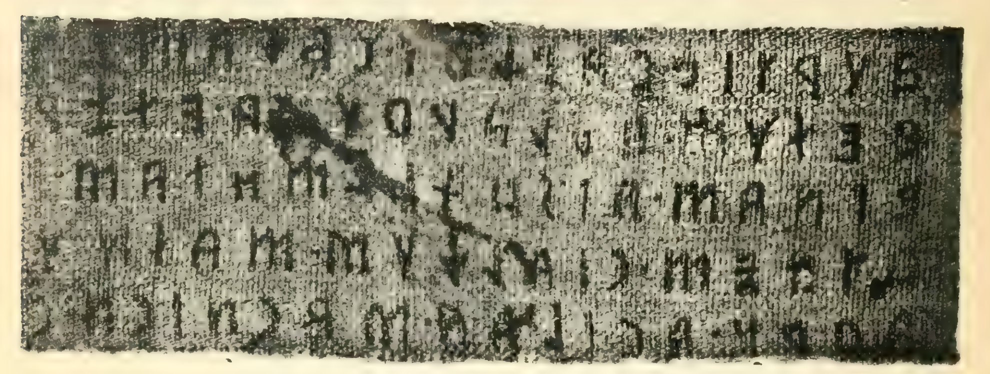
Was der Schrifttext enthielt oder bezweckte, sind wir einstweilen nur auf Vermutungen angewiesen. Nahezu als sicher ist es anzunehmen, dass die Leinwandrolle für die Tote speziell geschrieben war, wir es daher hier entweder mit einem *curriculum vitae,* oder aber, was noch wahrscheinlicher ist, weil sich gleiche Stellen immer wiederholen, mit einem funerären Texte für die Verstorbene zu tun haben.

Auffallend ist es auch, dass die beschriebenen Leinwandstücke, — es gibt auch genug unbeschriebene dabei —, ein weit dichteres Gewebe aufweisen, als die unbeschriebenen. Die Erklärung ist übrigens naheliegend, denn auf einem dichten Gewebe lässt sich leichter schreiben als auf einem weitmaschigen; ja, es muss hiezu eine eigene Leinwand erzeugt worden sein, die man in Italien als Papier benützte, denn die *„libri lintei“* werden seit dem Jahre 444 v. Chr. oft erwähnt. So waren z. B. die heiligen Urkunden der Samariter und der anagninischen Priesterschaft, die Verzeichnisse der römischen Magistrate auf dem Kapitolium, die Sibyllinischen Bücher u. a. auf leinenen Rollen geschrieben.

Eine volle Entzifferung des Schriftinhaltes war einstweilen unmöglich und wird wahrscheinlich auch nicht eher gelingen, bis die etruskischen Schriftzeichen ihrer Artikulation nach überzeugend richtig gedeutet sein werden, und namentlich bis diese Schriftrolle, die doch an 1200 Worte enthält, mit Zuhilfenahme aller modernsten Reproduktionsverfahren lautlich lesbarer gemacht wird. Die beigegebene Illustration stellt z. B. ein Stück der Binde dar, auf welchem die Schrift noch am besten hervortritt, und doch ist es auch hier schwer verlässlich zu entscheiden, ob dieses oder jenes Zeichen wirklich dasjenige ist, das man vor sich zu haben vermeint.

Es gibt aber im Texte eine Unzahl von Begriffen, die schon andere unbewusst als slavisch gedeutet haben, weil sie ihnen eine

Bedeutung und Auslegung gaben, die nur im Slavischen stimmt. So wiederholen sich die Begriffe: „velke, velkineš, velkite, velkina, velkinei“ u. ä. fortgesetzt. W. Deecke glaubt nun aus dem Zusammenhange sei zu lesen, dass in „velke“ die Bedeutung „Heros“ verborgen sei, was im Slavischen auch einwandfrei stimmt, denn „velbog“ (grosser Gott), „velmož“ (angesehener Mann), „velgrad“ (grosse, feste Burg), „veltur“ (grosser, hoher Turm), „velikan“ (der Grosse,



Ein Textstück der Agramer Mumienbinde (in Originalgrösse).

der Riese) u. dgl. m. weisen immer auf etwas Hohes, Ungewöhnliches, Erhabenes. Wir verstehen aus Analogien nun auch gut die Stelle: „velka ipe ipa“, d. i. grosser Zorneszorn; „eim (en) tul var“, d. i. eine geschützte Einfassung, vermutlich: ein geschütztes Grab; „pevah vinum“, d. i. trank Wein; „šuti“, d. i. Schweigen usw. Die Stelle „cluce caperi zamtic“ ein andermal „zamkič“, d. i. Der Schlüssel versperrt das Schlösschen (Grabkammer?) weist mit seinem Wechsel des c, č, k, s, z auffallend auf das Alphabet der Grünberger Handschrift, denn auch hier hat dasselbe Zeichen die Bedeutung für: c, č und k; s ersetzt auch š und ž; u ist zugleich v und f usw. — Die Formen „zušle, zušleva, zušleve, zušleveš, zušlevac“ können allen ihren Varienten nach einzig und allein als slavisch angesehen werden, wenn wir auch deren Bedeutung erst aus dem Zusammenhange richtig erfassen dürften.

Dieses einzigartige und schon seines Umfanges wegen doppelt wertvolle Runendenkmal ist hiemit wohl noch nicht für jedermann überzeugend als altslavisch nachgewiesen, aber die Vermutung ist zweifellos berechtigt, dass es nur slavisch sein kann, weil, abgesehen von der Schrift, keine andere Sprache imstande ist ihre genetische Verwandtschaft auch nur annähernd so sachlich nahebringen zu können, wie diese.

Zum Schlusse sei noch die Echtheitsfrage kurz berührt. Es gab von jenem Momente etliche Zweifler an der Echtheit dieses Runen-

denkmales, als es erwiesen war, dass hier ein etruskischer Text vorliegt. Die Besorgnis, es könnte hier die Suggestion Jan Kollárs, der in seinem Werke „Staroitalia Slavjanská“ (Das slavische Altitalien. Wien 1853.), behauptete, dass die etruskische Sprache eigentlich eine slavische war, die Lust zur Fälschung angeregt haben, dann, dass der Erwerber und Spender der Mumie der Kroate Michael v. Barić war, erzeugte nämlich einige Skepsis, doch wurde auch diese gerade durch nichtslavische Forscher bald beseitigt. Brugsch schreibt z. B. 1891 darüber: „Obwohl mehr als zwanzig Jahre seit meiner Bekanntschaft mit der Agramer Mumie verflossen sind, so kann ich doch heute noch mit aller Bestimmtheit behaupten, dass an eine Fälschung irgendwelcher Art nicht zu denken ist.“

Noch nachdrücklicher spricht sich Prof. J. Krall darüber aus, welcher schreibt (1892): „Wenn auf diesen zerfetzten, fleckigen, übelriechenden, verwahrlosten Binden mit der arg verwischten Schrift ein ägyptischer, hieratischer oder demotischer Text sich vorgefunden hätte, so würde niemand ernstlich mit der Frage nach der Echtheit sich beschäftigt haben. Tatsächlich sehen wir, dass die verschiedenen Forscher, welche das Denkmal gesehen, über den Schriftcharakter im Zweifel waren, an der Echtheit des Denkmals jedoch nicht den geringsten Zweifel gehegt haben.“

Die Echtheitsfrage wird, ganz abgesehen von den psychologischen Momenten, denn welche Motive sollen dem Fälscher hier vorgeschwebt sein, da es sich weder um materiellen Gewinn, noch um eine aufdringliche Reklame, die normale Begleiterin einer Fälschung, oder um einen persönlichen oder hypernationalen Ehrgeiz handelt, in erster Linie durch die naturwissenschaftliche Untersuchung beantwortet. Die Binde selbst hat sich auf die Untersuchung des Prof. Jul. Wiesner hier zweifellos als altägyptisches Fabrikat erwiesen, da sie ihrem Verhalten nach mit altägyptischen Binden identisch ist. Desgleichen ist die angewendete Tinte mit den Tinten echter ägyptischer Papyrus- und Leinwandinschriften identisch. Überdies müsste der Echtheitsgegner zum Beweise gezwungen werden, wieso diese Schriftbinden unter die Umhüllungsstücke der Mumie praktiziert worden seien, da dies völlig unerklärlich, ja unmöglich ist. Das Schlussurteil kann daher nur folgend lauten: so lange es nicht gelingt einen Mann nachzuweisen, der auf dem Boden ägyptischer Altertumskunde, etruskischer Sprachforschung und Paläographie in gleicher Weise zu Hause war, dem man daher eine Fälschung zutrauen könnte, ist die Annahme einer Fälschung überhaupt als undiskutabel anzusehen. —









